HC 19VA .

Die Frauenkleidung

von

Dr. C. H. Stratz

Ferdinand Enke
Stuttgart

14

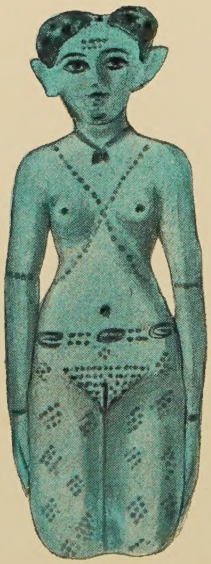
DIE FRAUENKLEIDUNG

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/diefrauenkleidun0000drch

a

b



d

c

C. H. Stratz del.

Aegyptische Sklavinnen und Tänzerinnen.

a. Sklavin. (Holzfigürchen.) b c. Tänzerin. (Handgriff eines Bronzespiegels.)
d. Dienerin. (Blauglasierte Tonfigur.)

DIE FRAUENKLEIDUNG

UND IHRE NATÜRLICHE ENTWICKLUNG

VON

DR. C. H. STRATZ

DRITTE VÖLLIG UMGEARBEITETE AUFLAGE

MIT 269 TEXTABBILDUNGEN UND 1 TAFEL

BOSTON MEDICAL LIBRARY
IN THE
FRANCIS A. COUNTWAY
LIBRARY OF MEDICINE

VERLAG VON FERDINAND ENKE
STUTTGART 1904

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Die vorläufigen Ergebnisse meiner Arbeit habe ich zunächst in kurzer, übersichtlicher Form zusammengestellt und behalte mir vor, dieselben bei Zeit und Weile zu erweitern und zu vervollständigen.

den Haag, Juni 1900.

C. H. Stratz.

Vorwort zur dritten Auflage.

Trotzdem mein Buch sehr freundlich aufgenommen und von der Kritik sehr liebenswürdig beurteilt wurde, war ich mir doch bewusst, dass es in seiner ersten Form nicht bestehen bleiben könne. Bei der Umarbeitung habe ich mich bemüht, möglichst streng wissenschaftlich zu sein, ohne doch dem Verständnis weiterer Kreise allzuviel zuzumuten. Der Anthropologie und Enthnologie habe ich ein viel weiteres Feld eingeräumt und mich im übrigen so viel als möglich an photographische Belege gehalten, die dem Leser ein selbständigeres Urteil ermöglichen als die durch die Brille der Kunst gesehenen Kostümzeichnungen. Von besonderem Wert ist mir die vortreffliche, viele tausend Bände reiche Lipperheidesche Bibliothek gewesen, ohne deren Kenntnis heutzutage überhaupt keine Kostümfrage beantwortet werden kann.

Die Zahl der Abbildungen ist von 102 auf 269 vermehrt worden.

In seiner jetzigen Form bildet das Buch mit der „Schönheit des weiblichen Körpers“ und der „Weiblichen Rassenschönheit“ ein in gleichem Geiste bearbeitetes Ganzes, wovon jeder Band, an sich selbständig, die beiden anderen ergänzt.

den Haag, 1904.

C. H. Stratz.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
I. Die Nacktheit 3
II. Die Körperverzierung 38
a) Körperschmuck 42
b) Kleidung 44
III. Einfluss der Rassen, der geographischen Lage und der Kultur auf die Körperverzierung 49
IV. Der Körperschmuck 72
a) Bemalung 78
b) Narbenschmuck und Tätowierung 84
c) Körperplastik 99
d) Am Körper befestigte Schmuckstücke 107
V. Die primitive Kleidung (Hüftschmuck) 111
VI. Die tropische Kleidung (Rock) 140
VII. Die arktische Kleidung (Hose, Jacke) 160
VIII. Die Volkstracht aussereuropäischer Kulturvölker 168
1. Chinesische Gruppe 172
2. Indische Gruppe 199
3. Indochinesische Gruppe 204
4. Islamitische Gruppe 229
IX. Die Volkstrachten europäischer Kulturvölker 251
1. Die eigentliche Volkstracht 259
2. Die Standestrachten 306
3. Die Hose als weibliche Volkstracht 310
X. Die moderne europäische Frauenkleidung 315
1. Unterkleider 346
2. Oberkleider 353
XI. Einfluss der Kleidung auf den weiblichen Körper 366
XII. Verbesserung der Frauenkleidung 387

Verzeichnis der Abbildungen.

			Seite
Fig.	1.	Die Feuerländerin Kamana bekleidet	14
„	2.	Kamana entblösst	15
„	3.	Natürliche Stellung eines nackten Weibes. Javanisches Mädchen von 18 Jahren	22
„	4.	Typische Stellung eines entkleideten Weibes. Italienerin von 19 Jahren	23
„	5.	Venus von Medici. Uffici. Traditionelle Stellung des entblössten Weibes	24
„	6.	Venus von Canova im Palazzo Pitti. Natürliche Stellung des entblössten Weibes	25
„	7.	Entkleidetes Mädchen. Sekundärer Ausdruck des Schamgefühls	27
„	8.	Kauernde nackte Aphrodite. Vatikan	28
„	9.	Kauerndes entkleidetes Mädchen. Italienerin	29
„	10.	Nackte Botokudenfrauen	35
„	11.	Nackte Mädchen von der Gazellenhalbinsel	36
„	12.	Verteilung der Frauenkleidung um 1500 n. Chr.	46
„	13.	Verteilung der Frauenkleidung um 1900 n. Chr.	47
„	14.	Gesichtstypus der protomorphen Rassen. 17jährige Australierin	52
„	15.	Gesichtstypus der Negerrasse. 19jähriges Zulumädchen	53
„	16.	Gesichtstypus der mongolischen Rasse. 18jährige Chinesin	54
„	17.	Gesichtstypus der mittelländischen Rasse. 20jährige Norddeutsche	55
„	18.	Gesichtstypus der weissgelben Mischung. Mädchen aus Hawai	56
„	19.	Gesichtstypus der weissschwarzen Mischung. Mädchen aus dem französischen Sudan	57
„	20.	Körperbildung der protomorphen Rassen. 17jährige Australierin	58
„	21.	Körperbildung der Negerrasse. 17jähriges Basutomädchen	59
„	22.	Körperbildung der mongolischen Rasse. 18jährige Chinesin	60
„	23.	Körperbildung der mittelländischen Rasse. 18jährige Oesterreicherin	61
„	24.	Körperbildung der weissgelben Mischung. 16jährige Anamitin	62
„	25.	Körperbildung der weissschwarzen Mischung. Zwei 16jährige Mulattinnen aus Kairo	63
„	26.	Muhammedanerin aus Tunis in Strassentoilette	68
„	27.	Verschleierte Dame aus Stambul	69
„	28.	Zulumädchen mit rot und weiss bemaltem Gesicht	79
„	29.	Andamanen mit weisser Körperbemalung	80
„	30.	Weissgeschminkte birmanische Schauspielerin	81

Seite

Fig. 31. Weissgeschminkte chinesische Dame 82
„ 32. Tempelmädchen aus Nara mit blaugefärbten Lippen . . . 85
„ 33. Südaustralisches Mädchen mit Narbenschmuck 86
„ 34. Junge südaustralische Frau mit Narbenschmuck 88
„ 35. Aeltere südaustralische Frau mit Narbenschmuck 89
„ 36. Zwei Mädchen von Zentralafrika mit Narbenschmuck und Grasröcken 90
„ 37. Frauen und Mädchen vom Sanga, die ersteren mit Narbenschmuck 91
„ 38. Zwei Mädchen von Angola mit Narbenschmuck 92
„ 39. Schamtätowierung der Nukuorofrauen. (Nach Kubary) 93
„ 40. Zwei Ainomädchen mit tätowiertem Schnurrbart 94
„ 41. Dajakmädchen mit tätowierter Manschette 96
„ 42. Dajakfrau mit tätowierten Oberschenkeln und Manschetten . . 97
„ 43. Füsse einer Chinesin 101
„ 44. Nackte Chinesin mit nicht verschnürten Füssen 102
„ 45. Nackte Chinesin mit verkrüppelten Füssen 103
„ 46. Wiener Mädchen von 20 Jahren mit normalem Rumpf. . . . 104
„ 47. Wiener Mädchen von 20 Jahren mit verschnürtem Rumpf . . 105
„ 48. Kanietfrau mit Nasenpflock 107
„ 49. Hindufrau und Mädchen von niederer Kaste mit Nasenringen . 108
„ 50. Mädchen von der Insel Ruk (Karolinen) mit Ohrringen . . . 109
„ 51. Junge Frau aus Südaustralien (Cooktown) mit Hüftenschmuck . 112
„ 52. Zwei Mädchen vom Sangafluss mit schmalem Hüftband . . . 113
„ 53. Vier Togomädchen mit Gürtelschmuck aus Kaurimuscheln . . 115
„ 54. Mädchen aus Senegal 116
„ 55. Acht Karaibenfrauen und -Mädchen mit dem Uluri 118
„ 56. Makrakaweiber mit Gürtel- und Blätterschmuck 119
„ 57. Frauen aus Nissan (Salomoninseln) mit Blätterschmuck . . . 121
„ 58. Zwei Mädchen aus Tonga im Blumenschmuck 122
„ 59. Mädchen aus Samoa im Blütenschmuck 123
„ 60. Tarpi, Tänzerin des Königs von Samoa im Blütenschmuck . . 124
„ 61. Mädchen aus Samoa im Blumenschmuck 125
„ 62. Fidschiinsulanerin mit Gürtelschmuck aus Seetang 126
„ 63. Ipurina-Indianerinnen, zwei mit Baumwollenschurz, die dritte mit Feigenblatt bekleidet. (Nasenstäbchen) 127
„ 64. Gruppe von Dschaggamädchen mit Gürtelschmuck, zum Teil mit Schurz bekleidet 129
„ 65. Drei Kaffernmädchen, wovon zwei in Gürtelschmuck und Schurz 130
„ 66. Fünf Natal-Kaffernfrauen, zum Teil im Schurz, zum Teil in Tücher gekleidet. 131
„ 67. Frauen aus Neuirland mit Baumwollenschurz 132
„ 68. Kleines Mädchen aus Celebes mit silbernem Lendenschild . . 133
„ 69. Kinder aus Rangoon, wovon einzelne ein kupfernes Lendenschild tragen 134
„ 70. Zwei Karayámädchen mit Bastschürze 135
„ 71. Mädchen von den Admiralitätsinseln mit geflochtener Schürze . 136
„ 72. Kaffernmädchen mit doppelter Lederschürze. 137
„ 73. Weddafrauen in tropischer Tracht 142
„ 74. Singhalesinnen niederen Standes. Tropische Tracht. 143
„ 75. Khodinmädchen aus Vorderindien 144
„ 76. Tobabattakfrauen aus Sumatra 145

			Seite
Fig.	77.	Dajakmädchen von der Küste Borneos. Tropische Tracht	147
„	78.	Kajanmädchen aus Zentralborneo. Tropische Tracht	148
„	79.	Mädchen aus den sundanesischen Bergen. Java. Tropische Tracht	149
„	80.	Gruppe von Papuamädchen aus Niederl. Neu-Guinea	151
„	81.	Zweite Gruppe von Papuafrauen und -Mädchen. Niederl. Neu-Guinea	152
„	82.	Anguaitas-Indianerinnen. Südamerika. Tropische Tracht	153
„	83.	Togomädchen von der Küste. Tropische Tracht	155
„	84.	Zwei Mädchen aus dem französischen Sudan. Tropische Kleidung	157
„	85.	Krischna und die neun Milchmädchen	158
„	86.	Grönländer und Grönländerin. Arktische Kleidung	161
„	87.	Drei Grönländerinnen. Arktische Kleidung	162
„	88.	Samojedin. Arktische Kleidung	163
„	89.	Eskimofrau. Arktische Kleidung	164
„	90.	Chinesisches Ehepaar aus Amoy in der Volkstracht	175
„	91.	Vier chinesische Mädchen aus Amoy	176
„	92.	Sieben Mandschumädchen aus Amoy	177
„	93.	Junge Chinesin aus Shanghai in Hosen	179
„	94.	Chinesische Frau aus Hongkong im Rock	180
„	95.	Frauen und Mädchen vom Stamme der Shan	181
„	96.	Zwei Mädchen aus Korea	183
„	97.	Japanerinnen beim Baden	184
„	98.	Japanerinnen in Unterkleidern	186
„	99.	Japanerinnen im Kimono	187
„	100.	Japanerin im Negligé mit offenem Haar	188
„	101.	Japanerin den Kimono anziehend	189
„	102.	Japanerin den Obi umlegend	190
„	103.	Japanerin mit Kimono und Obi	191
„	104.	Die Geliebte des Bildermachers	192
„	105.	Japanerin im Okai dori	193
„	106.	Japanerin im Strassenkostüm	194
„	107.	Japanerin im Winterkostüm	195
„	108.	Japanisches Dienstmädchen mit emporgehobenen Aermeln	197
„	109.	Japanerin im Sommernegligé	198
„	110.	Hindu. Bettlerin mit Kindern	200
„	111.	Hindu. Musikantenfrau	201
„	112.	Hindu. Mädchen aus der Brahminenkaste	202
„	113.	Hindumädchen mit europäischer Bluse	203
„	114.	Zwei Siamesinnen mit Rock und nacktem Oberkörper	204
„	115.	Zwei Siamesinnen mit Rock und Brusttuch	205
„	116.	Siamesin mit gerafftem Rock und Jacke	206
„	117.	Birmanin an einer Quelle im Negligé	208
„	118.	Zwei Birmaninnen beim Wasserschöpfen. Tropische Kleidung	209
„	119.	Der erste Schritt. Familiengruppe. Frau im Tamein	210
„	120.	Wassertragende Birmaninnen im Tamein	211
„	121.	Zwei Birmaninnen höheren Stands im Tamein	212
„	122.	Hoftracht in Birma	213
„	123.	Birmanisches Mädchen in chinesischer Jacke	214
„	124.	Birmanische Dame in chinesischer Tracht	215
„	125.	Javanisches Mädchen im Sarong aus den Fürstenländern. 1880	217
„	126.	Frauen aus Garoet im Sarong	218

Seite

Fig. 127. Javanisches Küchenmädchen im Sarong. Batavia 219
„ 128. Badende Frauen aus Buitenzorg 220
„ 129. Javanische Braut 221
„ 130. Javanisches Mädchen im Sarong und Kabaja 223
„ 131. Javanische Mutter im Sarong und Kabaja 224
„ 132. Srimpi am Hofe des Sultans von Solo 225
„ 133. Rongengs. Oeffentliche Tänzerinnen. 1880. 226
„ 134. Rongeng. Oeffentliche Tänzerin. 1890 227
„ 135. Javanisch-chinesische Nonna 228
„ 136. Parsifrauen 231
„ 137. Junge Perserin im Hause 232
„ 138. Perserin zum Ausgehen sich rüstend 233
„ 139. Kurdinnen 234
„ 140. Tscherkessin 235
„ 141. Türkin in Strassenkostüm 236
„ 142. Langes türkisches Haremshemd 237
„ 143. Frauen und Mädchen aus Betlehem 239
„ 144. Araberin mit verschleiertem Gesicht 240
„ 145. Araberin mit nicht verschleiertem Gesicht 241
„ 146. Fellachin mit verschleiertem Gesicht 243
„ 147. Kabylin wassertragend 244
„ 148. Kabylin aus der Gegend von Tunis 245
„ 149. Tunesische Jüdin 246
„ 150. Tunesisches Judenmädchen 247
„ 151. Christliche Maurin aus Algier 248
„ 152. Muhammedanerin aus Algier 249
„ 153. Dalekarlierin 260
„ 154. Mädchen aus Helsingland mit Jacke 261
„ 155. Mädchen aus Helsingland ohne Jacke 262
„ 156. Mädchen aus Bergen 263
„ 157. Mädchen aus Småland 264
„ 158. Mädchen aus Wingåker 265
„ 159. Hardanger Mädchen in der Volkstracht 266
„ 160. Hardanger Mädchen entkleidet 267
„ 161. Mädchen aus Jerrestadt bei der Ernte 268
„ 162. Zwei Seeländerinnen aus Middelburg (Walcheren) 269
„ 163. Katholische Seeländerin aus Axel 270
„ 164. Zwei protestantische Seeländerinnen aus Goes (Süd-Beverland). 271
„ 165. Protestantische Seeländerin aus Goes im Profil 272
„ 166. Mädchen von der Insel Marken 273
„ 167. Die Königin von Niederland in friesischer Tracht 274
„ 168. Spreewälderin 277
„ 169. Altenburger Bäuerin in vollständigem Kostüm 278
„ 170. Altenburger Bäuerin in vollständigem Kostüm von hinten . . 279
„ 171—178. Altenburger Bäuerin in verschiedenen Stadien der Entkleidung . . . . . 280—281
„ 179. Mädchen aus Oberbayern 282
„ 180. Mädchen und Frauen aus dem Gutachtal 283
„ 181. Elsässerin 284
„ 182. Bozener Bürgermädchen 285
„ 183. Nordtirolerin aus Passeier 287

Seite

Fig. 184. Südtirolerin aus Gröden 288
„ 185. Schokazenmädchen aus Ungarn im Sonntagsstaat 290
„ 186. Schokazenfrau und -Mädchen beim Dreschen 291
„ 187. Ruthenin aus der Bukowina in Hemd und Umschlagetuch . . 292
„ 188. Rutheninnen aus der Bukowina in Hemd und Jacke 293
„ 189. Romänin in Hemd und Jacke im Sonntagsstaat 294
„ 190. Kroatin aus der Nähe von Agram 295
„ 191. Russisches Mädchen aus Moskau im Sarafan 296
„ 192. Russische Amme im Sarafan 297
„ 193. Bauernmädchen aus Grossrussland im Sonntagsstaat 298
„ 194. Grossrussische Mädchen bei der Arbeit 299
„ 195. Russische Bäuerinnen bei der Arbeit 300
„ 196. Mädchen aus Arles 301
„ 197. Italienerin aus den Sabinerbergen in der Volkstracht 302
„ 198. Dieselbe sich entkleidend 303
„ 199. Dieselbe nackt 304
„ 200. Waisenmädchen aus Amsterdam 307
„ 201. Dienstmädchen aus Hamburg 308
„ 202. Wäschermädel aus Wien 309
„ 203. Seeländerin aus Jerseke beim Austernsuchen in der Hose . . 311
„ 204. Russinnen bei der Caviarbereitung in Hosen 312
„ 205. Bäuerinnen aus Champéry in Hosen 313
„ 206. Schlaffe Haltung ohne Absätze 318
„ 207. Gestreckte Haltung mit Absätzen 318
„ 208—211. Prinzip des dorischen Peplos 321
„ 212. Schema von Peplos und Chiton 323
„ 213. Heraläuferin in kurzem Chiton 324
„ 214. Baselerin im Jahre 1520 327
„ 215. Körperumrisse von Fig. 214 327
„ 216. Reiche Niederländerin im Jahre 1630 329
„ 217. Körperumrisse von Fig. 216 329
„ 218. Französische Hofdame im Jahre 1750 332
„ 219. Körperumrisse von Fig. 218 333
„ 220. Junges Mädchen im Negligé aus dem Jahre 1750 334
„ 221. Körperumrisse von Fig. 220 334
„ 222. Empirekostüm im Jahre 1800 336
„ 223. Körperumrisse von Fig. 222 336
„ 224. Kostümbild aus dem Jahre 1830 337
„ 225. Körperumrisse von Fig. 224 337
„ 226. Empirekostüm im Jahre 1900 339
„ 227. Körperumrisse von Fig. 226 339
„ 228. Ballkleid mit Corset sylphide. 1900 341
„ 229. Körperumrisse von Fig. 228 341
„ 230. Sportkostüm aus der Vie parisienne 342
„ 231. Körperumrisse von Fig. 230 342
„ 232. Strassentoilette im Sommer 1900 nach Photographie mit eingezeichneten Körperumrissen 345
„ 233. Bürgermädchen aus Wien von 18 Jahren, nackt 347
„ 234. Dieselbe mit Hemd, Schuhen und Strümpfen 348
„ 235. Dieselbe mit Korsett 349
„ 236. Dieselbe mit Beinkleid 350

Seite

Fig. 237. Dieselbe mit Unterrock 351
„ 238. Elegante Unterkleider einer Pariserin 352
„ 239. Pariser Strassentoilette. Frühjahr und Spätjahr 356
„ 240. Sommerkostüm aus Paris 357
„ 241. Dame im Winterkostüm 358
„ 242. Dieselbe in Balltoilette 359
„ 243. Bedeckte Dekolletage 360
„ 244. Offene Dekolletage 361
„ 245. Dame im Reitkleid 362
„ 246. Dame im Radfahrkleid 363
„ 247. Badeanzug 364
„ 248. Normaler weiblicher Brustkorb nach Sömmering 367
„ 249. Durch Schnüren verdorbener weiblicher Brustkorb nach Sömmering 367
„ 250. Schnürbrust eines 20jährigen an Schwindsucht gestorbenen Mädchens nach Rüdinger 368
„ 251. Muskeln des weiblichen Rumpfes von vorn 370
„ 252. Muskeln des weiblichen Rumpfes von hinten 371
„ 253. Verlagerung der Baucheingeweide durch Schnüren 372
„ 254. Normale Taille 373
„ 255. Taille mit Schnürfurche. Spitzbauch 374
„ 256. Taille mit starker Schnürfurche. Hängebauch 375
„ 257. Vatikanische Venus 376
„ 258. Tänzerin von Falguière 377
„ 259. Scheveninger Mädchen von 22 Jahren 379
„ 260. Dieselbe entkleidet 380
„ 261. Dieselbe in der Ansicht von hinten 381
„ 262. Dieselbe mit einem fehlerhaften Korsett 382
„ 263. 23jähriges Mädchen mit Schnürfurchen der Strumpfbänder unterhalb der Kniee 384
„ 264. Reformkleidung aus Figaro illustré. 1891 391
„ 265. Körperumrisse von Fig. 264 391
„ 266 a, b, c. Die natürlichen knöchernen Stützpunkte für das Korsett 393
„ 267. Normaler weiblicher Körper nach Dr. Gaches-Sarraute . . . 396
„ 268. Dasselbe Mädchen mit Korsett Gaches-Sarraute 396
„ 269. Indische Gurita 399

Tafel.

Aegyptische Sklavinnen und Tänzerinnen.
(Text vid. pag. 114.)

Gedankengang.

Die Nacktheit wurde von den Naturvölkern niemals als solche empfunden (natürliche Nacktheit). Erst nach der Kleidung entstand das Schamgefühl als Folge der Entblössung (sinnliche Nacktheit). Mit der höchsten Kultur kam das Bewusstsein der Schönheit des nackten Körpers (künstlerische Nacktheit). (I.)

Die Körperverzierung, bestehend aus Körperschmuck und Kleidung, entspringt dem angeborenen Bedürfnis nach Schmuck und Auszeichnung, erst in zweiter Linie dem Bedürfnis nach Schutz vor Kälte. (II.) Die Rasse, die geographische Lage und die Kultur ist massgebend für die weitere Entwicklung der Körperverzierung. (III.)

Wir haben zu unterscheiden:

Körperverzierung als Ganzes.

1. Körperschmuck, bestehend in Bemalung, Narbenschmuck und Tätowierung, Körperplastik und am Körper selbst befestigte Schmuckstücke. (IV.)
2. Kleidung.
   a) Primitive Kleidung (Hüftschmuck). (V.)
   b) Tropische Kleidung (Rock). (VI.)
   c) Arktische Kleidung (Hose, Jacke). (VII.)

Die primitive Kleidung schliesst sich an die Urrassen und die schwarze Rasse an, die tropische an die weisse und die arktische an die gelbe Rasse. Die beiden letzteren sind die Träger der Kultur.

Durch Rassenmischung und Kulturaustausch haben sich die verschiedenen Formen der Volkstracht entwickelt bei aussereuropäischen (VIII) und bei europäischen Völkern. (IX.)

Ihre höchste Ausbildung hat die tropische Tracht der weissen Rasse in der modernen europäischen Frauenkleidung gefunden, die für die weisse Rasse international ist. (X.)

Missbrauch derselben führt zu Verunstaltung des normalen Körperbaues. (XI.) Verbesserungen müssen sich den Gesetzen der natürlichen Entwicklung der Frauenkleidung unterordnen und anpassen. (XII.)

Einleitung.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht jedem ist's bekannt,
Doch wo ihr's packt, da ist es interessant."
(Goethe.)

Alle die Blätter und Blüten, die farbigen Bänder und bunten Tücher, das Gold und das Geschmeide, all der Tand und Flitter, der seit Jahrtausenden eine so wichtige Rolle im Geistesleben des schöneren Geschlechts gespielt hat, forderte von jeher den Spott und die Geringschätzung des ernsten stärkeren Geschlechts heraus. Aber trotz allem Spott und aller Geringschätzung hat doch jeder Mann, wenn seine Stunde geschlagen, das auserkorene Wesen des bezaubernden Geschlechts mit all seinen Fehlern und Torheiten bedingungslos angebetet, und zu bedauern ist, wer über dieser liebenswürdigen Schwäche sich erhaben fühlt.

Den meisten erscheint die geheimnisvolle Hülle, die den weiblichen Körper bedeckt und verziert, als ein lustiges Spiel von bunter Phantasie, in dem die weibliche Eitelkeit sich ergeht.

Wie aber nichts in dieser Welt dem Zufall überlassen ist, so ist auch die Frauenkleidung bei näherer Betrachtung natürlichen, unabänderlichen Gesetzen unterworfen, die das Spiel der Willkür zur Naturnotwendigkeit gestalten.

Diese Gesetze auf Grund zuverlässiger Angaben zu erforschen, haben wir uns zur Aufgabe gestellt.

Die Urgeschichte der Menschheit ist für uns ein geschlossenes Buch. Sie zu ergründen ist nur möglich, indem wir von den jetzt noch lebenden Naturvölkern, die unserer Beobachtung zugänglich sind, Rückschlüsse auf frühere und darum niedrere Kulturzustände machen.

Die erste Basis, von der wir zur Ergründung des Wesens der

Frauenkleidung ausgehen müssen, ist darum die Anthropologie und die Ethnographie.

Ihr schliesst sich in zweiter Linie die geschichtliche Ueberlieferung an mit all den Denkmälern, die bildende Kunst und Literatur uns hinterlassen haben. Hier bewegen wir uns aber auf einem viel weniger sicheren Boden, da wir häufig nicht im stande sind, die individuellen Auffassungen früherer Künstler und Schriftsteller richtig beurteilen zu können.

Eine festere Grundlage gewinnen wir wieder in den jetzt noch erhaltenen Trachten und Kleidungsstücken der höheren Kulturvölker, in denen die Entwickelung vorläufig ihren Abschluss erreicht hat.

Bei der Betrachtung des einschlägigen Stoffes finden wir aber eine so unendliche Fülle von Einzelheiten, dass deren erschöpfende Darstellung eine Arbeit wäre, die mehr als ein Menschenleben zu füllen im stande ist, und die ausserdem die Klarheit der Darstellung in einer Weise trüben würde, dass es nicht möglich wäre, die leitenden Gedanken zu verfolgen. Um diesen Fehler, der leider fast allen bisher erschienenen umfassenden Kostümgeschichten anhaftet und sich natürlicherweise mit kritikloser Kompilation [1]) verbindet, möglichst zu vermeiden, wurde hier die Vollständigkeit zu Gunsten der Uebersichtlichkeit der Darstellung geopfert, und nur die wichtigsten Erscheinungen aus der Entwickelungsgeschichte der Frauenkleidung herausgegriffen.

Ausgehend von dem Begriffe der Nacktheit, die sich neben der Kleidung bis in unsere Tage erhalten hat, werden wir sehen, wie aus den ersten Anfängen des Körperschmucks allmählich die Kleidung entstanden ist und schliesslich die Formen annahm, unter denen wir sie heute besitzen.

[1]) So findet sich z. B. unter den ägyptischen Beweisstücken in der bekannten Kostümgeschichte von Hottenroth eine Kleopatra, die von Sklaven getragen wird. Die Sklaven sind Nachbildungen nach einem ägyptischen Basrelief, wo sie eine Mumie tragen; Kleopatra ist — Charlotte Wolter in dem Bühnenkostüm, in dem sie von Makart gemalt wurde.

I.

Die Nacktheit.

Wie der wohlerzogene moderne Europäer sich vor dem Gerippe fürchtet, das er beständig mit sich herumträgt, so schämt er sich des Körpers, der nackt in seinen Kleidern steckt.

Es gilt als selbstverständlich, dass beide Geschlechter im öffentlichen Leben nur Kopf, Hals und Hände nackt tragen, dass innerhalb des Hauses, bei festlichen Gelegenheiten die Frau auch die Arme, die Schultern und einen Teil der Brüste nackt zeigt; alles andere aber bleibt verborgen, und wer mehr von seinem Körper sehen lässt, gilt als unanständig und schamlos.

Dieselben wohlerzogenen Menschen aber, die ihren eigenen nackten Körper unanständig finden, bewundern — mit wenigen, besonders prüden Ausnahmen — den nackten Körper in der Kunst. Und schliesslich schämt auch der wohlerzogenste Mensch sich nicht seines nackten Körpers, wenn er allein ist.

Schon aus diesen wenigen Tatsachen kann man schliessen, dass unser sogenanntes Schamgefühl mit der Nacktheit an und für sich gar nichts zu schaffen hat. Um aber ganz unparteiisch zu sein, wollen wir einige Vertreter entgegengesetzter Meinungen zitieren, die diesen Gegenstand ausführlicher behandelt haben.

Ratzel[1]) hält die Nacktheit für ein Zeichen sittlicher Entartung.

Schurtz[2]) drückt sich sehr apodiktisch aus. Das Schamgefühl ist nach ihm das Ursprüngliche. „Der beste Beweis dafür ist die Existenz einer Schamhülle, die aus anderen Gründen nicht genügend

---

[1]) Völkerkunde. I. pag. 87.

[2]) Urgeschichte der Kultur. (Grundzüge einer Philosophie der Tracht.) 1900.

erklärt werden kann. Anderen Ursachen als Regungen des Schamgefühls ist das Entstehen der Kleidertracht nicht zuzuschreiben."

Grosse[1]) ist entgegengesetzter Ansicht: „Die Entstehung des Schamschmuckes lässt sich nicht aus dem Schamgefühl herleiten; wohl aber lässt sich die Entstehung des Schamgefühls aus der Sitte des Schamschmuckes erklären.

Westermark[2]) sieht in der Kleidung „das mächtigste sexuale Reizmittel, das man sich verschaffen konnte", findet also, im Gegensatz zur Nacktheit, die Kleidung nach modernen Begriffen unanständig.

Als letzter hat Havelok Ellis[3]) in seiner „Entwickelung des Schamgefühls" in geistreicher Weise das Schamgefühl definiert als „eine instinktive Furcht, die zur Verheimlichung, zum Verbergen treibt, und die sich gewöhnlich auf die sexuellen Vorgänge bezieht. Diese instinktive Furcht ist durch die Kleidung verstärkt worden."

Der allgemeinsten Anerkennung erfreut sich die von Schurtz vertretene Ansicht. Dass sie aber einer sachverständigen Kritik nicht standhält, hat Grosse in so schlagender Weise dargetan, dass ich mir nicht versagen kann, seine Worte hier ausführlich zu zitieren[4]):

„Wenn die Existenz einer Schamhülle wirklich der beste Beweis für das Schamgefühl ist, so wäre dasselbe für die primitiven Völker herzlich schlecht bewiesen. Wir haben gesehen, dass bei den Feuerländern wie bei den Botokuden beide Geschlechter vollkommen nackt sind, dass die männlichen Mincopie ihre Blösse niemals bedecken, dass in Australien sowohl Männer als Weiber, mit der einzigen Ausnahme der unverheirateten Mädchen, gewöhnlich ohne jeden Schurz erscheinen — mit einem Worte, dass die Schamhülle nichts weniger als ein allgemeiner Besitz der primitiven Stämme ist. Und diese Nacktheit ist auf der niedrigsten Kulturstufe nicht etwa eine zeitweilige Ausnahme, sondern im Gegenteil, alles beweist, dass die Verhüllung der vorübergehende, die Entblössung aber der dauernde Zustand ist. Der Schurz wird in Australien nur bei feierlichen Gelegenheiten umgebunden, alltäglich begnügt man sich mit dem blossen Gurte. Und wie hier, so erscheint die primitive Schamhülle beinahe überall lediglich als ein ornamentales Anhängsel des Hüftbandes; nicht als ein Kleid, sondern als ein Schmuck. Warum sollte der primitive Mensch das Be-

[1]) Die Anfänge der Kunst. 1894. pag. 95.
[2]) History of human Marriage.
[3]) Studies on the Psychology of Sex. Deutsch von Koetscher. 1900.
[4]) l. c. pag. 92.

dürfnis fühlen, seine Genitalien zu verbergen? — Die Tiere kennen eine Scham in diesem Sinne nicht; woher hat sie der Mensch gelernt? — Ein rechtgläubiger Philosoph würde die Frage mit der Bemerkung niederschlagen, dass jenes Schamgefühl jedem Menschen angeboren sei. Allein wenn der Philosoph recht hat, was wollen wir alsdann von unsern Kindern denken, die bekanntlich, bevor sie nicht durch den Erzieher darauf aufmerksam gemacht sind, ihre Geschlechtsorgane ohne die geringste Scheu zeigen und zunächst durchaus nicht verstehen, warum man es ihnen verbietet? — Wer nicht die angeborene Bescheidenheit besitzt, den Worten anderer mehr zu trauen, als seinen eigenen Augen, dem muss es vor dieser kindlichen Unschuld für seine Philosophie bange werden. In der Tat, uns erscheint das Dogma, dass jedem Menschen das Bedürfnis angeboren sei, seine Schamteile zu verbergen, ungefähr ebenso berechtigt, als die Behauptung, dass jedem Engländer das Bedürfnis angeboren sei, einen Zylinder zu tragen. Vor allen Dingen aber scheint man übersehen zu haben, dass es nicht ganz dasselbe ist, wenn ein europäischer Philosoph und wenn ein australischer Krieger seine Blösse zeigt."

Mit anderen Worten: Schurtz und Genossen haben das moderne, beschränkte europäische Schamgefühl zum allgemeingültigen Gesetz gemacht, und sind dadurch dem Fehler verfallen, den alles Generalisieren mit sich bringt.

Uebrigens möchte ich noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass selbst in Europa das sogenannte Schamgefühl gar nicht überall in dem Schurtzschen Sinne aufgefasst wird. In Künstler- und Aerztekreisen, in denen man an den Anblick des nackten Körpers gewöhnt ist, denkt man darüber ganz anders, und auch im südlichen Europa, wo die Kleidung in den unteren Volksklassen viel weniger bedeckt als bei uns, hat das Schamgefühl mit einer grösseren oder geringeren Nacktheit des Körpers nichts zu tun.

Mit Recht hebt Ellis hervor, dass mit dem Wort „Schamgefühl" eine ganze Reihe von Empfindungen von den verschiedenen Autoren verbunden werden, wie Sittsamkeit, Schüchternheit, Blödigkeit, Scheu u. s. w. — so dass man schliesslich nicht weiss, was dieser oder jener eigentlich mit Schamgefühl meint. Am schwierigsten dürfte es endlich wohl sein, jene berüchtigte Auffassung zu definieren, nach der ein Gegenstand, „ohne an und für sich unsittlich zu sein, doch im stande ist, das öffentliche Schamgefühl zu verletzen".

Das sogenannte „öffentliche Schamgefühl" ist eines der traurigsten Erzeugnisse unserer überfeinerten modernen Kultur.

Meine persönliche Auffassung über Nacktheit und Schamgefühl habe ich bereits a. a. O.[1]) in kurzen Zügen niedergelegt. Mit Rücksicht auf die verschiedenen herrschenden Ansichten ist es gerade in diesem Buche, das in seinem ersten Teil beweisende Dokumente bringen soll, besonders wichtig, darauf ausführlich zurückzukommen.

Am meisten schliesse ich mich auf Grund eigener Beobachtungen und Beurteilungen der Grosseschen Ansicht an, während ich mit Ellis zwar im grossen ganzen übereinstimme, aber doch in einigem zu etwas abweichenden Resultaten gelangt bin.

Zunächst handelt es sich um die Bestimmung des Begriffs „Schamgefühl". Es wird zusammengeworfen mit Sittlichkeit, Sittsamkeit, Scheu u. s. w., und sehr häufig auch mit der Nacktheit in Beziehung gebracht.

In Wirklichkeit ist das Schamgefühl eine sehr wechselnde, völlig individuelle Empfindung, die weder mit Sittlichkeit noch mit Nacktheit irgend etwas gemein hat.

Das Schamgefühl, das sich körperlich ganz allgemein zunächst im Erröten und Niederschlagen der Augen äussert, tritt unter den verschiedensten Umständen auf.

Bei uns überfeinerten Europäern findet es sich in unendlich komplizierter Form. Eine Dame errötet, wenn sie im Nachtkleid überrascht wird, wenn sie unter dekolletierten Freundinnen die einzige im hohen Kleide ist, wenn sie ein wirklich oder scheinbar unpassendes Wort hört, wenn ihr Schosshund ein natürliches Bedürfnis befriedigt, wenn ihr Tischnachbar den Fisch mit dem Messer isst u. s. w.

Es handelt sich hier, wie Ellis treffend sagt, um ein „in sozialen Gebräuchen versteinertes Schamgefühl".

Diesem selben Gefühle entspricht das Bedürfnis, gewisse Dinge auch in der Sprache nicht beim Namen zu nennen, zu umschreiben, wovon die klassischen „inexpressibles" das beredteste Zeugnis ablegen.

Ellis berichtet von dem Ladies Home Journal in Phila-

[1]) Siehe Schönheit des weiblichen Körpers. Kap. I.

delphia, das im Jahre 1898 beschloss, jeden Hinweis auf Damenunterwäsche zu vermeiden, weil „die Besprechung dieser Gegenstände im Druck minuziöse Einzelheiten nötig macht, die feinfühligen und gebildeten Frauen verzeihlicherweise ausserordentlich peinlich sind".

Im selben Jahre verbot der Bürgervater von Dinxperloo in Holland das Aufhängen weiblicher Leibwäsche längs den öffentlichen Wegen, „weil es unsittlich wirke und für die unverheirateten männlichen Einwohner üble Folgen haben könne" [1]).

Weit wichtiger als diese und ähnliche Beobachtungen bei den komplizierten höheren Kulturvölkern sind die Erfahrungen, die bei den primitiven Völkern gesammelt sind.

Hier zeigt sich, dass auch bei völlig nackten Völkern ein oft sehr entwickeltes Schamgefühl besteht. Bartels [2]), Ellis [3]), Lippert [4]), Rudeck [5]) u. a. haben mit grossem Fleiss einschlägige Beobachtungen gesammelt.

Eines der interessantesten, stets zitierten Beispiele beschreibt von den Steinen [6]), vor dem die Weiber der Bakaïri ohne irgend welches Zeichen von Schamgefühl das spärliche Uluri, ihr einziges Kleidungsstück, ablegten, dagegen tief beschämt waren, als von den Steinen sich anschickte, in ihrer Gegenwart einen Fisch zu verzehren.

Ellis zitiert ähnliche Beobachtungen von Vaughan Stevens bei Malaien, von Cameron bei den Warrua in Zentralafrika u. a., die alle ganz oder grösstenteils nackt sind, dagegen Scham zeigen, wenn ein anderer in ihrer Gegenwart isst.

Ganz allgemein findet sich auch bei den meisten primitiven Völkern das Schamgefühl, das das Verrichten natürlicher Bedürfnisse in Gegenwart anderer verbietet.

Uebereinstimmend berichten die meisten Forschungsreisenden,

---

[1]) In Tageblättern 1898 veröffentlicht.
[2]) Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. (Ploss-Bartels.) 6. Aufl. 1899.
[3]) l. c.
[4]) Kulturgeschichte der Menschheit.
[5]) Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit.
[6]) Unter den Naturvölkern Urbrasiliens. II. Aufl. 1897. pag. 69.

dass die Sittlichkeit der verschiedenen Primitivvölker ganz unabhängig ist von grösserer oder geringerer Bekleidung, ja im allgemeinen mit dem Umfang der Bekleidung eher abnehme.

Diese oft widersprechenden Ansichten erklären sich sehr einfach aus den verschiedenen Begriffen, die mit dem Wort „Schamgefühl" verbunden werden; und es ist nicht zu leugnen, dass alle möglichen Vorstellungen hierbei so ineinander übergreifen, dass im einzelnen Falle eine Trennung oft schwer möglich ist.

Mir scheint am richtigsten, zunächst zwei Begriffe scharf zu trennen, nämlich das Sittlichkeitsgefühl und das Anstandsgefühl (Sittsamkeit).

Das Sittlichkeitsgefühl ist jedem Menschen angeboren, bald mehr, bald weniger entwickelt, und ist die individuelle Aeusserung des Gewissens. Das Sittlichkeitsgefühl, das allein über den moralischen Wert des Individuums entscheidet, kann durch die Erziehung und das Leben mehr oder weniger beeinflusst werden; jedoch verleugnet sich die natürliche gute oder schlechte Anlage niemals. Ein Beweis dafür ist, dass zwei Kinder trotz völlig gleichartigen Erziehungsbedingungen sich in der allerverschiedensten Weise entwickeln können.

Die individuelle Sittlichkeit zu beurteilen ist unmöglich; so manche Frau, die von ihrer Umgebung verachtet und mit Füssen getreten wird, steht sittlich unendlich höher, als eine andere, die als der Inbegriff alles Guten und Hohen verehrt wird.

Das Anstandsgefühl hingegen ist lediglich das Endergebnis der sozialen Zustände, in denen ein gegebenes Individuum lebt. Alle die Sitten, Gebräuche und Herkommen, die meist in sklavischer Nachahmung an die Ueberlieferung gehandhabt werden, oder sich allmählich unter dem Einfluss der Mode umwandeln, bilden zusammen den Anstandskodex, nach dem sich der wohlerzogene Mensch zu richten hat. Der sittsame Mensch ahmt getreulich die von Vätern und Zeitgenossen ererbten und anerzogenen Umgangsformen nach.

Wer sich gegen die Sittlichkeit versündigt, ist schlecht, wer den Anstand verletzt, ist ungezogen (unanständig). Die Menschen vergeben aber im allgemeinen viel lieber eine Schlechtigkeit, als eine Unanständigkeit.

Das Anstandsgefühl nun wird, insofern es sich auf den Körper und seine Funktionen bezieht, zum Schamgefühl.

Eine Verletzung des Schamgefühls ist jede Betätigung des Körperlichen am Menschen, insoweit sie mit den herrschenden Sitten und Gebräuchen im Widerspruch steht.

Es wurde bereits hervorgehoben, dass alle die Ernährung betreffenden Funktionen des Körpers in erster Linie zur Erweckung des Schamgefühls Veranlassung geben: sowohl die Einnahme der Nahrung als die Entfernung der übrigbleibenden Bestandteile wird schon früh als etwas Unanständiges angesehen und in der Einsamkeit vorgenommen.

Die erstere Auffassung findet sich auch heute noch in Europa bei manchen wohlerzogenen jungen Mädchen, die es für unpassend halten, in Gegenwart anderer viel zu essen; abgesehen davon werden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten bei den meisten Menschen heutzutage nicht für unanständig gehalten. Ganz allgemein werden jedoch die exkretorischen Funktionen der Oeffentlichkeit entzogen. Doch auch hier gibt es Ausnahmen. Ellis[1]) erwähnt eine solche bei den Eskimos, Hildebrandt[2]) bei den Chinesen.

In zweiter Linie sind es die Funktionen der Fortpflanzungsorgane, der Beischlaf und die Geburt, die sich der Oeffentlichkeit entziehen. Das Bedürfnis, unter solchen Umständen allein und ungestört zu sein, findet sich schon bei den meisten Tieren so ausgeprägt, dass wir mit Sicherheit annehmen dürfen, dass es auch bei unverdorbenen Menschen von jeher bestanden hat. Widersprechende Beobachtungen mancher Reisenden bei Naturvölkern sind wohl grösstenteils dem demoralisierenden Einfluss europäischer Individuen niederster Sorte zuzuschreiben.

Die Nacktheit an und für sich hat das Schamgefühl niemals verletzt. Das ist ebensowenig bei den primitiven Völkern als bei unseren Kindern der Fall gewesen. Ja bis in unsere Tage gilt die Nacktheit, wo sie von der Sitte erlaubt oder gefordert wird, wie

---

[1]) l. c. pag. 49.

[2]) Reise um die Erde.

beim Baden, bei der Untersuchung des Arztes, beim Modell des Künstlers und den danach gefertigten Kunstwerken als etwas Selbstverständliches, vor dem man sich nicht zu schämen braucht.

Wohl aber wird unser modernes europäisches Gefühl durch die Nacktheit verletzt, wenn dieselbe unter aussergewöhnlichen Umständen auftritt; aber dann ist es nicht eigentlich die Nacktheit, die unanständig wirkt, sondern die Entblössung. Nicht der nackte Körper erregt unser Schamgefühl, sondern die fehlende Kleidung.

Dass sich aber damit für die moderne Auffassung auch ein sittliches Moment verbindet, werden wir weiter unten sehen.

Bei nackt lebenden Völkern besteht ein auf den nackten Körper als solchen bezügliches Schamgefühl nicht.

Man muss selbst unter nicht oder wenig bekleideten Völkern gelebt haben, um dann auf einmal gewahr zu werden, dass es noch Menschen gibt, die natürliche Dinge natürlich finden, und in dieser Beziehung oft höher stehen, als so mancher in der überreifen Kultur vermoderte Europäer.

Livingstone[1]) gab sich alle Mühe, den völlig nackten Frauen der Bawe am Sambesi seine Begriffe von Schamgefühl einzuimpfen, aber, schreibt er, „da weder Spott noch Scherz den Sinn für Schamhaftigkeit erwecken konnte, so ist es wahrscheinlich, dass Kleidung allein das schlafende Gefühl aufregen würde". Der Missionar wusste nicht, dass für den Bawe Nacktheit keine Schande ist.

Lippert[2]) und Bartels[3]) haben zahlreiche ähnliche Erfahrungen von Forschungsreisenden zusammengestellt, die auch darum von so grosser Wichtigkeit sind, weil sie beweisen, dass dem Naturmenschen nicht Verhüllung, sondern Verzierung seines Körpers die Hauptsache ist.

Einige der sprechendsten Berichte seien hier angeführt.

Der Forschungsreisende Philip schenkte den völlig nackten

---

[1]) Neue Missionsreisen.

[2]) Kulturgeschichte der Menschheit. pag. 364 ff.

[3]) Ploss-Bartels. Das Weib. pag. 395 ff.

Australnegerinnen in der Botanybai roten Flanell, um ihre Blösse zu bedecken. Die unschuldigen Naturkinder schlangen sich das bunte Zeug kunstvoll um das Haupt.

Cook schenkte einer nackten Australierin ein Hemd, und sah es anderen Tages als Kopfschmuck wieder.

Als Cook zu den Feuerländern kam, waren einige wegen der grossen Kälte erfroren. Sie trugen nichts als ein loses Tierfell über dem Rücken und kleinere Tierfelle an die Füsse gebunden. Cook bot ihnen Kleider an, die nackten Feuerländer aber baten um Glasperlen.

Schon im Jahre 1584 schrieb der Jesuitenpater Cardieu[1]) von den Eingeborenen Brasiliens: Alle gehen nackt, so Männer wie Weiber, und haben keinerlei Art von Kleidung und für keinen Fall haben sie körperliches Schamgefühl, vielmehr scheint es, dass sie in diesem Teil sich im Zustand der Unschuld befinden.

Von den Steinen[2]) schreibt über seinen Eindruck von der Nacktheit der Bakaïri:

„Diese böse Nacktheit sieht man nach einer Viertelstunde gar nicht mehr; und wenn man sich dann ihrer absichtlich erinnert und sich fragt, ob die nackten Menschen: Vater, Mutter und Kinder, die dort arglos umherstehen oder gehen, wegen ihrer Schamlosigkeit verdammt oder bemitleidet werden sollen, so muss man entweder darüber lachen, wie über etwas unsäglich Albernes oder dagegen Einspruch erheben, wie gegen etwas Erbärmliches. Vom ästhetischen Standpunkt hat die Hüllenlosigkeit ihr Für und Wider, wie alle Wahrheit; Jugend und Kraft sahen in ihren zwanglosen Bewegungen oft entzückend, Greisentum und Krankheit in ihrem Verfall oft schauderhaft aus. Unsere Kleider erschienen den guten Leuten so merkwürdig, wie uns ihre Nacktheit.“

Denselben Eindruck wie von den Steinen bekam ich, als ich mich im Jahre 1890 in wenig von Fremden besuchten Gegenden im Innern Javas aufhielt. Eines Morgens sah ich eine grosse An-

---

[1]) Zitiert bei von den Steinen: Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, pag. 190.

[2]) Ebenda pag. 67.

zahl Frauen zum Markte von Singaparna ziehen, die alle bis zum Gürtel nackt waren. Trotzdem ich als Arzt an den Anblick des nackten Körpers gewöhnt war, so machte doch im ersten Augenblick diese Massennacktheit unter freiem Himmel einen etwas peinlichen Eindruck. Nach wenigen Minuten aber ritt ich gleichgültig zwischen den halbnackten Gestalten weiter, und wenn mir auch hie und da ein besonders schön gebauter Mädchentorso oder ein aussergewöhnlich hässliches altes Weib auffiel, so war ich doch schon so an den Anblick gewöhnt, dass ich ihn ganz natürlich fand. Ich wäre nach einer Stunde, darüber befragt, ausser stande gewesen, zu sagen, ob und inwieweit diese oder jene Frau bekleidet gewesen sei.

Ganz Aehnliches berichtet Ehrenreich[1]) von den völlig nackten Botokuden am Rio Pancas.

Wenn nun schon vorurteilslose Europäer, wie von den Steinen, Ehrenreich u. a., nach ganz kurzer Gewöhnung die nackte Umgebung in keiner Weise anstössig finden, dann darf man als sicher annehmen, dass die betreffenden Völker selbst ihre Nacktheit, die sie tagtäglich vor Augen haben, gar nicht sehen und noch weniger als etwas Ungehöriges, Unpassendes empfinden.

Wir können diese ursprüngliche Auffassung als die naive oder natürliche Nacktheit bezeichnen.

Nun könnte allerdings ein europäischer Moralist den von seinem Standpunkt aus berechtigten Einwand machen: Das ist alles recht schön und gut unter kindlichen Menschen; aber wie steht es denn mit der Nacktheit des Weibes; erweckt die denn keine sinnlichen Gedanken beim Manne?

Aber auch in diesem Punkte lässt uns die einseitige europäische Auffassung im Stich.

Zunächst ist der Geschlechtstrieb ja an und für sich etwas ganz Natürliches, sogar, vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, Erhabenes. Sein Endzweck ist die einzige selbstlose Handlung, deren das Individuum fähig ist: einen Teil seiner eigenen Daseinskraft aufzuopfern zur Erhaltung der Art, und die gütige

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1887. XIX.

Natur hat ihm diese Aufgabe erleichtert, indem sie der Arbeit die Schaffensfreude, den sinnlichen Reiz hinzugesellte.

Nun ist aber bei den nackten Naturvölkern, wie Ellis überzeugend nachgewiesen hat, der Geschlechtstrieb neben dem viel schwereren Kampf ums Dasein viel weniger entwickelt als bei den besser situierten Kulturvölkern und ist ausserdem einer regelmässigen Periodizität unterworfen. Dabei übt der nackte Körper des Weibes an und für sich gar keinen sinnlichen Reiz aus, sondern einzig und allein der Geschlechtsakt. Dieser allein erregt das Schamgefühl und wird darum verborgen; die Geschlechtsteile dagegen nicht.

Für die literarischen Belege verweise ich auf Ellis.

Sehr charakteristisch ist ferner ein aus Palmstroh geflochtener Tanzanzug der Bakaïri, den von den Steinen aus Brasilien mitbrachte und mir im ethnographischen Museum in Berlin zeigte. An demselben, der die einzige, nur bei Festen gebrauchte Verhüllung der nackten Bakaïri darstellt, sind aussen, aus Stroh geflochten, die männlichen Geschlechtscharaktere angebracht.

Abgesehen von dem Wesen der natürlichen Nacktheit selbst, erhellt aus den angeführten Tatsachen, dass die Kleidung keinesfalls dem Bedürfnis nach Verhüllung des Körpers oder speziell der Geschlechtsteile entsprungen ist. Dieses Bedürfnis, das körperliche Schamgefühl, besteht bei den nackten Völkern nicht.

„Es ist merkwürdig," schreibt von den Steinen[1]), „wie man gegenüber diesen und anderen Erfahrungen an Naturvölkern auf der Meinung beharrt, dass die Kleidung kein sekundärer Erwerb sein könne, sondern dass es ein primäres, aus den frühesten Tagen der Menschheit ererbtes sexuelles Schamgefühl gebe — was nicht einmal von Moses gefordert wird."

Mit dem gewohnheitsmässigen Gebrauch von Schmuck, Zierat und Kleidern bildete sich allerdings eine neue Form des Schamgefühls heraus; das Fehlen des Schmuckes wurde als etwas Beschämendes, Erniedrigendes, Entehrendes empfunden, und dabei war ganz gleichgültig, ob dieser Zierat von grösserem oder geringerem Umfang war.

---

[1]) l. c. pag. 190.

Fig. 1. Die Feuerländerin Kamana bekleidet. (Phot. Hyades u. Deniker.)

Auch hierfür kann ich auf die von Lippert, Bartels und Ellis gesammelten Beobachtungen hinweisen und mich damit begnügen, einige davon hier anzuführen.

Bei den Australnegern, bei manchen Indianerstämmen von

Fig. 2. Kamana entblösst. (Phot. Hyades u. Deniker.)

Mittel- und Südamerika, bei vielen afrikanischen Völkern sind die Frauen völlig nackt, während die Männer sich nur kleiden, wenn sie zur Ratsversammlung oder in den Krieg ziehen.

Am Hofe des prachtliebenden Königs Mtesa bei den Ugandas

müssen alle Männer vom Kopf bis zu den Füssen verhüllt erscheinen.

Die Hofdamen gehen völlig unbekleidet umher.

Dass die Frau nackt bleibt, ist ein Zeichen der geringen Achtung, die sie geniesst. Der Mann darf die Zeichen seiner Würde anlegen, die Frau muss das Natürliche, Alltägliche, ihren nackten Körper unverhüllt zur Schau tragen.

Erst wo die Frau höher geschätzt wird, darf auch sie ihren Körper schmücken, und dann hält sie an dem Zierat mit noch grösserer Zähigkeit fest als der Mann.

Die Feuerländerinnen waren mit Ausnahme eines kleinen Stückchens Fell, das die Geschlechtsteile bedeckte, völlig nackt. Eine derselben, die mit einem Offizier der französischen Expedition von Hyades und Denikes sehr intim war, sollte ohne dieses Deckchen photographiert werden, aber sie war nicht zu bewegen, ihre rechte Hand von der entblössten Stelle zu entfernen.

Fig. 1 zeigt dies Mädchen, namens Kamana, mit einer Freundin in der landesüblichen spärlichen Hülle, Fig. 2 ohne dieselbe. Die tiefe Beschämung über die Entblössung kommt deutlich zum Ausdruck.

Die Bewohner von Rotuma in Polynesien sind ausserordentlich sauber, schreibt Roth, und auch die Weiber baden täglich zweimal in der See; aber öffentlich zu baden ohne das Sulu (Lendenschurz) wäre etwas ganz Unerhörtes und würde im höchsten Grade verachtet werden (Ellis).

Bei einzelnen Negervölkern bedecken die Weiber nur das Hinterteil; nimmt man ihnen den Schurz, so werfen sie sich mit dem Rücken auf die Erde, um diesen Teil nicht sehen zu lassen (Bartels).

Mit dem Auftreten der Kleidung wird der bedeckte Teil des Körpers zum Sitz des Schamgefühls, der je nach Sitte und Gewohnheit wechseln kann.

In den angeführten Beispielen sind es die Geschlechtsteile und das Gesäss, Jagor[1]) fand, dass bei Bewohnern der Philippinen der Nabel der Sitz des Schamgefühls wurde.

---

[1]) Zitiert bei Peschel. Völkerkunde. pag. 177.

Je ausgedehnter die Kleidung den Körper bedeckt, desto grösser wird auch meistens die Zone des körperlichen Schamgefühls, trotzdem in vielen Fällen ein bestimmter Körperteil gewissermassen den Brennpunkt darstellt: so bei den chinesischen Frauen der Fuss, bei den orientalischen das Gesicht und bei den Europäerinnen die Brüste und die Geschlechtsteile.

Ausser der Entblössung an und für sich kommt aber noch ein weiteres Moment hinzu, welches das weibliche Schamgefühl erhöht. Für den Mann bekommt der verhüllte Körper des bekleideten Weibes in allen seinen Teilen einen sinnlichen Reiz. An Stelle der früheren Gleichgültigkeit für das alltägliche Nackte tritt eine Neugierde nach dem verhüllten Körper, eine Reizung der Phantasie, die sich das Unbekannte, Verborgene in lebhafteren Farben ausmalt, und der bei seltenen Gelegenheiten ganz oder teilweise entblösste Körper des Weibes erregt seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Masse und macht auf ihn einen rein sinnlichen Eindruck. Aber auch das Weib fühlt, dass es seinen Körper nicht mehr in aller Unschuld zeigen darf, weil er sinnliche Gedanken erregt, und darum verbirgt es ihn.

Es gehorcht damit einem allgemeinen Naturtrieb, der sich bei weiblichen Tieren in gleicher Weise findet. Das Weibchen entzieht sich instinktiv allen Aeusserungen des männlichen Begehrens, es fürchtet sich davor und bietet ihnen Widerstand. Die Hündin beisst, die Stute schlägt aus, das Weib errötet, senkt die Augenlider und verbirgt vor dem lüsternen Blick diejenigen Teile ihres Körpers, die ihn hervorrufen. Auf dieser Stufe sind Mann und Weib des Anblicks des nackten Körpers völlig entwöhnt, sie sehen nur die Entblössung, und diese wirkt nur noch sinnlich.

Besonders charakteristisch für die veränderte Auffassung ist der sinnliche Reiz, den die weiblichen Brüste ausüben. Während alle Naturvölker dafür völlig gleichgültig sind, während selbst die völlig bekleideten Chinesen und Japaner der Weiberbrust keine sinnliche Bedeutung abgewinnen, ist sie bei den höher kultivierten Völkern kaukasischer Rasse zum Inbegriff weiblicher Anziehungskraft geworden und gilt, gut entwickelt, als schönste Zierde des weiblichen Körpers.

Noch merkwürdiger ist jedoch, dass durch die Kleidung der sinnliche Reiz auch auf die von ihr nicht bedeckten Teile des Körpers übertragen wurde, hauptsächlich auf das Gesicht und in diesem wieder auf den Mund. Die Berührung der weiblichen Lippen, der Kuss, ist den Naturvölkern völlig unbekannt und, ebenso wie der Händedruck, ein Erzeugnis spätester Kultur.

Alwin Schultz[1]) definiert den Kuss: „Kuss oder Mäulgen, auch Schmätzgen und Heitzgen genannt ist eine aus Liebe herrührende und entbrannte Zusammenstossung und Vereinigung derer Lippen, wo der Mund von zwey Personen so fest aneinander gedrücket wird, dass die Lippen bei dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachklang zum Zeichen des Wohlgeschmacks von sich geben."

In dem altindischen Kāmasūtram[2]) findet sich eine ausführliche Anweisung für das Küssen, die mit den Worten beginnt: „Auf die Stirn, das Haar, die Wangen, die Augen, die Brust (des Mannes), den Busen (der Frau), die Lippen und den Innenmund drückt man Küsse; — so lehrt Vātsyāyana."

Hier genügt, festzustellen, dass der Kuss sehr viel später als die Kleidung und auch dann nicht allgemein aufgetreten ist.

Diese zweite, durch Entblössung hervorgerufene Form der Nacktheit können wir im Gegensatz zu der natürlichen die sinnliche Nacktheit nennen.

Neben derselben besteht jedoch, trotz ausgedehntester Kleidung, die natürliche Nacktheit fort, und zwar oft mitten in der höchsten Kultur.

Kane berichtet, dass die Eskimos in ihren Wohnungen alle Kleider ablegen. Im ethnographischen Museum in Berlin ist ein von Eskimos gefertigtes Modell des Spielhauses aufgestellt, in dem alle Zuschauer völlig nackt sind. Dabei fehlt jeder sinnliche Beigeschmack, wie denn überhaupt das Geschlechtsleben bei den Eskimos sehr wenig entwickelt ist. Der Grund dafür ist der ausserordentlich schwere Kampf ums Dasein, die Folge und zugleich der

[1]) Alltagsleben einer deutschen Frau im 18. Jahrhundert. 1890. pag. 13.
[2]) Deutsche Uebersetzung von Schmidt.

Beweis die geringe Seelenzahl, die nur mühsam auf dem laufenden erhalten wird.

In den Tropen sind die Kinder bis zur Geschlechtsreife immer nackt, aber auch die Erwachsenen legen innerhalb des Hauses häufig alle Kleider ab; ich habe als Arzt Gelegenheit genug gehabt, dies bei Javanen und auch bei europäischen Mischlingen in den Tropen zu beobachten. Ja sogar in Berlin habe ich während meiner poliklinischen Tätigkeit in den Achtzigerjahren in den ärmeren Kreisen erwachsene Mädchen im selben Zimmer mit ihren Eltern und Brüdern während der wärmeren Jahreszeit völlig nackt im Bette liegen sehen. In keinem dieser Fälle hatten die nackten Personen untereinander oder mir als Arzt gegenüber das Gefühl der körperlichen Beschämung über ihre Blösse, sondern bewegten sich ganz unbefangen, ohne mich zu beachten, aber auch ohne sich gegenseitig durch aufdringliche Blicke zu belästigen. Trotz der durch die Armut gebotenen Entblössung bestand bei den meisten ein streng sittliches Verhalten untereinander.

In einigen Gegenden Norwegens, in Island, in Jütland und bei den Tschuktschen ist es nach Berichten von Lippert noch heute unter dem Volke allgemeine Sitte, dass beide Geschlechter sich beim Schlafengehen völlig entkleiden, ohne dass irgend jemand etwas Anstössiges darin findet.

Auch in Italien scheint das nackte Schlafen nach Ellis unter dem Volke noch ziemlich allgemein verbreitet zu sein.

Ueber Dänemark findet sich in Tröls Lund eine von Lippert[1]) angeführte Beobachtung aus dem Jahre 1658.

„Ein polnischer Offizier, welcher mit dem Hilfskorps seiner Landsleute dorthin kam, erzählt, wie alle in diesem Lande nackt zu schlafen pflegten. Auf die Frage, ob sie sich doch nicht schämten, ohne Rücksicht auf das Geschlecht sich in seiner Gegenwart zu entkleiden, antworteten sie: dessen, was Gott geschaffen, brauche sich niemand zu schämen; ausserdem könne das Leinen, das den ganzen Tag über dem Leib treulich gedient habe, es wohl bedürfen, dass es wenigstens des Nachts geschont würde.“

---

[1]) l. c. pag. 435.

Derselbe Autor zitiert das im Jahre 1613 in Nürnberg erschienene Reysbuch von Hans Wilden, der sich darüber wundert, „wie denn die Teutschen sich also können im Zaum halten, obwohl Mann und Weib in einer Badstuben, darzu nebeneinander auf der Bank sitzen, beinahe gar nackt und bloss, dass doch keine Leichtfertigkeit vermerket wird".

Als ich mich in Japan aufhielt, erzählte mein Dragoman, dass er in der Lage wäre, mich in einer Stadt im Inneren Japans im Hause eines angesehenen Beamten einen Nationaltanz sehen zu lassen, der im allgemeinen nicht gern einem Europäer vorgeführt wird, und den er Dschonkina nannte.

Nach den üblichen Förmlichkeiten wurde ich zu einem echt japanischen Gastmahl eingeladen, das auf niedrigen lackierten Tischen serviert und in sitzender Stellung genossen wurde. Der Herr des Hauses, einige Gäste und ich hatten jeder seinen besonderen Tisch, mein Dragoman sass abseits und die Damen des Hauses, die bedienten, bewegten sich ehrerbietig im Hintergrund.

Nach dem Essen traten vier nach japanischen Begriffen auffallend hübsche Mädchen ein, von denen die hübscheste, wie mir der Dragoman versicherte, die jüngste Tochter des Hausherrn war, knieten vor uns nieder und beugten sich mit der Stirn auf die Erde. Sie waren in reiche faltige Kimonos gekleidet, mit kostbaren, schwer seidenen Obis.

Auf ein Zeichen des Hausherrn erhoben sie sich und traten nach der gegenüberliegenden Wand zurück. Zum Klange der Samisen, der japanischen Gitarren, bewegten sie sich in langsamem rhythmischen Tanze, den sie mit Gesang begleiteten.

Der Tanz stellte ein Rätselspiel vor. Nach einer stets sich wiederholenden Figur mit Gesang blieben die vier Mädchen plötzlich stehen, eine Pause trat ein, und beim Weitertanzen knüpfte eines der Mädchen seinen Obi ab und legte ihn vor sich nieder. Nach der nächsten Pause legte ein anderes Mädchen den Obi ab. Das Spiel, einem europäischen Pfänderspiel vergleichbar, wiederholte sich, ein schimmernder Kimono nach dem anderen fiel in malerischen Falten vor den Tänzerinnen auf den Grund, und über der bunten

Masse schwebten mit stets denselben abgemessen zierlichen Bewegungen die schlanken Mädchengestalten.

Bald war erst eine, dann alle vier allein mit dem grellroten Untergewand bekleidet, wie es alle Japanerinnen auf dem blossen Leibe tragen; auch diese Hüllen fielen, eine nach der anderen, und in der letzten Pause standen die vier zierlichen Körper nackt nebeneinander.

In diesem Zustand tanzten sie noch eine Weile, ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen, mit denselben sorgfältig abgemessenen Bewegungen weiter und verhüllten sich dann in gleicher Weise, bis sie schliesslich, völlig gekleidet, auf uns zuschritten, knieend mit der Stirn die Erde berührten und schweigend das Zimmer verliessen.

Während dieser Szene hatten sämtliche Zuschauer mit schweigender Aufmerksamkeit dagesessen. Keine einzige Bemerkung wurde laut und kein Mund verzog sich zum Lachen.

Als die Mädchen gegangen waren, wendete sich mein Gastgeber durch Vermittelung meines Dragomans zu mir und wünschte meine Meinung zu hören. Es stellte sich heraus, dass er, ebenso wie ich und die anderen Gäste, das Schauspiel von rein künstlerischem Standpunkte auffasste und in dem Sinne besprach. Ob die einzelnen Figuren mit der nötigen Vollendung getanzt waren, ob diese Neigung des Kopfes, diese Beugung des Armes in Uebereinstimmung mit den Regeln der Kunst ausgeführt war, darüber entspann sich die Unterhaltung, und der Gastgeber meinte lächelnd, dass die Schwierigkeit dieses Tanzes gerade darum so gross wäre, weil man bei nacktem Körper auch den kleinsten Fehler in der Bewegung bemerke, der unter den Kleidern leichter verborgen werden könne. Ueber die Körperform der Mädchen wurde kein Wort gesprochen; es galt als selbstverständlich, dass nur ein Mädchen mit völlig tadellosen Formen diesen Tanz ausüben durfte.

Mitford[1]) bemerkte in einem Gespräche mit einem Herrn aus Japan, „dass wir es für unanständig hielten, wenn beide Geschlechter ihre Bäder und Waschungen gemeinsam vornähmen“. Der Japaner

[1]) Tales of Old Japan. 1871.

Fig. 3. Natürliche Stellung eines nackten Weibes. Javanisches Mädchen von 18 Jahren.

zuckte die Achseln und antwortete: „Ach, die westlichen Leute haben solch geile Gedanken."

Im Jahre 1892 habe ich häufig nackte Japanerinnen im Bade gesehen und nie bemerkt, dass sie vor mir irgendwelche Scheu oder Verlegenheit zeigten. Reisegenossen erzählten mir aber, dass vor ihnen die nackten Mädchen geflüchtet seien und ihre Blösse zu bedecken suchten.

Ein Japaner fixiert niemals ein nacktes Weib, ebensowenig tat ich es, der ich durch meinen Beruf, sowie durch längeren Aufenthalt in den Tropen die Umgangsformen mit entblössten Menschen kannte; der unerfahrene Europäer aber betrachtet entweder den entblössten Körper mit begehrlichen Blicken oder er gerät selbst durch den ungewohnten Anblick in Verwirrung und erregt in beiden Fällen damit das schlummernde Schamgefühl und bringt die vor seinen Augen ungebührliche Entblössung zum Bewusstsein.

Mit den angeführten Tatsachen dürfte hinreichend bewiesen sein, dass die natürliche Nacktheit trotz ausgiebigster Bekleidung noch heute in den verschiedenartigsten Formen fortbesteht, dass das Bewusstsein der Nacktheit weder heutzutage noch früher jemals ein so allgemeines und so intensives gewesen ist, dass man aus dem Bedürfnis der Verhüllung den Ursprung einer Bekleidung abzuleiten berechtigt ist, und dass endlich

auch die sinnliche Nacktheit, die Entblössung, lediglich im Zusammenhang mit den herrschenden Gebräuchen das Schamgefühl zu verletzen im stande ist; das Verletzende ist aber in solchen Fällen in erster Linie das Auge des Zeugen.

Charakteristisch für den Unterschied der natürlichen und sinnlichen Nacktheit, der Nacktheit und Entblössung nach unserer europäischen Auffassung sind die Fig. 3 und 4. Die erste stellt ein 18jähriges javanisches Mädchen dar, das sich in voller Unschuld, die nichts zu verbergen hat, vor dem Photographen und mir nackt zeigte und in dieser natürlichen Stellung photographiert wurde.

Fig. 4 zeigt ein 19jähriges Mädchen in der typischen Stellung, die eine Europäerin einnimmt, wenn sie entkleidet überrascht wird. Neben dem Erröten und dem Niederschlagen der Augenlider äussert sich das Schamgefühl in einer unwillkürlichen Bedeckung derjenigen Teile, die nach unseren Begriffen den grössten sinnlichen Reiz ausüben. Die Brüste werden mit den gekreuzten Armen und Händen bedeckt, die Geschlechtsteile durch das Zusammenpressen und Uebereinanderschieben der Oberschenkel. Dabei werden die Schultern emporgezogen und der Rücken leicht gekrümmt, um dadurch die Oberfläche der vorderen Rumpfseite möglichst zu verkleinern.

Fig. 4. Typische Stellung eines entkleideten Weibes.
Italienerin von 19 Jahren.
(Phot. von Plüschow.)

Fig. 5. Venus von Medici. Uffici.
Traditionelle Stellung des entblössten Weibes.
(Phot. Brogi.)

In seltenen Fällen wird auch das Gesicht mit den Händen bedeckt, wobei dann die gebogenen Arme die Brüste verhüllen.

Diese Stellungen, die ich häufig genug beobachtete, halte ich für die in Europa normalen Typen der Schamhaftigkeit.

Ellis [1]) ist, wie die meisten, überzeugt, dass nicht diese, sondern die Stellung der Venus von Medici die natürliche sei.

Reinach [2]) hat bereits früher angenommen, dass die Stellung der Venus ursprünglich eine symbolische gewesen sei, indem die eine Hand nicht die Brust bedeckte, sondern Milch aus derselben presste, während die andere auf die Geschlechtsteile hinwies als zweites Symbol der Fruchtbarkeit.

Als Stütze seiner Ansicht führt er ein analoges Figürchen aus Cypern an, das 2000 Jahre vor Christus gemacht wurde. Erst die Epigonen,

[1]) l. c. pag. 47.

[2]) L'Anthropologie Nr. 5. 1895. La Sculpture en Europe.

die die symbolische Bedeutung nicht mehr kannten, haben den Ausdruck des Schamgefühls hineingelegt, der aus der Mediceerin spricht.

Trotzdem Ellis dieselbe Stellung auch auf babylonischen Figürchen gesehen hat, will er Reinachs Auffassung nicht gelten lassen.

Für Reinach und gegen Ellis sprechen die folgenden Tatsachen:

1. Zur Zeit, als die alten Astartestatuen gemacht wurden, war das körperliche Schamgefühl in unserem Sinne noch gar nicht bekannt, namentlich aber war ein Bedecken der Brüste damals ganz undenkbar.

2. Zwei sehr wichtige Symptome des Schamgefühls, das Krümmen des Rückens und das Einziehen der Beine, finden sich bei der Mediceerin. An den alten Statuen aber ist der Rücken gerade und die Beine gestreckt.

Fig. 6. Venus von Canova im Palazzo Pitti. Natürliche Stellung des entblössten Weibes. (Phot. Brogi.)

3. Die Erfahrung lehrt uns, dass bei allen, durch heftige Affekte veranlassten Bewegungen beide Extremitäten dieselben unwillkürlichen Bewegungen machen;

beim Zorn ballen sich beide Hände zu Fäusten, beim Schreck sinken beide Arme schlaff am Körper nieder, während beide Kniee sich beugen, und bei der Ueberraschung hebt die entkleidete Frau beide Arme in gleicher Weise nach oben, drückt unten beide Kniee ein. Die komplizierte Bewegung, eine Hand nach oben, die andere nach unten, ist nicht natürlich.

Diese letztere findet sich nicht einmal, wenn der Ueberraschung ein Angriff von seiten des Mannes folgt. Auch dann bedeckt die eine Hand nicht die Geschlechtsteile, sondern sie stösst die Hand des Mannes zurück, während der Körper sich noch stärker beugt und einzieht.

Die Mediceerin ist ein schönes Weib, welches mit seinem nackten Körper kokettiert. Unsere moderne Schamhaftigkeit hat Canova in seiner Aphrodite aus dem Palazzo Pitti viel richtiger zum Ausdruck gebracht. (Fig. 5 und 6.)

Die Stellung ändert sich aber, wenn der plötzlichen Ueberraschung in entblösstem Zustand eine längere Betrachtung seitens des Mannes folgt. Dann wendet das verlegene Weib den Kopf ab, senkt oder schliesst die Augen, und bedeckt mit ängstlicher Hand bald diesen, bald jenen Körperteil, auf den der Mann die Blicke richtet, oder den das Weib am meisten seinen Blicken ausgesetzt glaubt.

Aus diesen erst später auftretenden Bewegungen lassen sich verschiedene Ausdrücke des Schamgefühls ableiten. Einer davon ist in Fig. 7 wiedergegeben. Die Beschämung ist aufs Höchste gestiegen und dem Erröten werden die Tränen folgen.

Die bildenden Künstler ziehen im allgemeinen die Darstellung dieser sekundären Aeusserungen des Schamgefühls vor, weil dabei mehr Abwechselung möglich ist und ein grösserer Teil der Körperoberfläche, namentlich aber ein Teil der Brüste, sichtbar wird.

Ebenso wie in stehender, so ist auch in kauernder Haltung trotz der durch das Knieen selbst veranlassten stärkeren Bedeckung des Rumpfes der Nacktheit gegenüber die Entblössung deutlich in derselben Weise gekennzeichnet. (Fig. 8 und 9.)

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass sich für unser europäisches Empfinden mit der Entblössung unter gewissen Umständen

auch ein sittliches Moment verbindet, das mit dem natürlichen Empfinden im Widerspruch steht.

Dies beruht darauf, dass bei uns hier die Religion ins Spiel kommt.

In den Büchern Mosis finden sich eine ganze Reihe von Bestimmungen, die offenbar nur den Zweck haben, die Fruchtbarkeit des Volkes möglichst zu befördern.

Der ehrwürdige jüdische Gesetzgeber war ein ganz hervorragender Menschenkenner und benutzte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um seinen Zweck zu erreichen.

Inmitten der ihm an Zahl unendlich überlegenen Nachbarvölker konnte das kleine jüdische Volk nur durch eine ganz besondere Fruchtbarkeit zu Macht und Ansehen gelangen. Diesem Zwecke diente die Erhöhung der väterlichen Macht, die Heiligung der Familienbande, die zahlreichen Enthaltungsvorschriften, die den Beischlaf seltener und darum fruchtbarer machten, und endlich die Vorschriften zur Verhüllung des Körpers.

Fig. 7. Entkleidetes Mädchen. Sekundärer Ausdruck des Schamgefühls. (Phot. F. Schmidt, Wien.)

Gekleidet erschien auch das alternde Weib dem Manne noch begehrenswert, und da er nicht Vergleichungen machen konnte, fanden auch die weniger schönen Weiber Gnade vor seinen Augen. Mit der Verhüllung gewannen neben den Geschlechtsteilen auch alle übrigen Merkmale des anderen Geschlechts, die Brüste, die langen

Haare, der weiche Mund, die runderen Formen, die kleineren Hände und Füsse einen erhöhten Reiz für das Verlangen des Mannes. Die dadurch erzielte Erhöhung des Geschlechtstriebs war aber für Moses nur ein Mittel zur Erreichung des höheren Zieles, der grösseren Fruchtbarkeit. Und um die Kraft der Vorschriften zu erhöhen, ver-

Fig. 8. Kauernde nackte Aphrodite. (Vatikan.)

lieh er ihnen Gesetzeskraft und erhob sie sogar zur religiösen Satzung. Wie wir aus der Geschichte wissen, hat er seinen Zweck völlig erreicht, denn die Juden waren fruchtbar, vermehrten sich und wurden zahlreich wie der Sand am Meer.

Der einzelne erkannte natürlich den höheren Zweck des Gesetzgebers nicht, für ihn war nur die Wirkung des Gesetzes auf

sein eigenes Dasein von Bedeutung. Zunächst also gewann für den Mann der verhüllte Körper des bekleideten Weibes in allen seinen Teilen einen sinnlichen Reiz.

Nun ist aber die Verhüllung nicht nur einfache Vorschrift, sondern ein religiöses Gesetz, und darum wird mit der Verhüllung

Fig. 9. Kauerndes entkleidetes Mädchen. Italienerin.
(Phot. von Plüschow.)

mehr und mehr der Begriff der Sittlichkeit, mit der Entblössung der Begriff der Unsittlichkeit verbunden. Den Nachkommen ist das Nackte nicht mehr etwas Selbstverständliches, es ist das von den religiösen Satzungen Verbotene, das Sündhafte; und so hat sich im Laufe der Zeiten die Auffassung gebildet, dass Nacktheit unsittlich sei, und man hat vergessen, dass nur die Entblössung den Charakter

des Unsittlichen in sich schliesst, und auch diese nur, wenn sie vor lüsternen Zuschauern des anderen Geschlechts mit sinnlichen Nebengedanken vorgenommen wird.

Das Christentum und der Islam haben das altjüdische Prinzip der Körperverhüllung übernommen, ohne sich von dem ursprünglichen Zweck derselben die geringste Rechenschaft zu geben. Oder haben vielleicht beide Religionen die grosse Weisheit des Moses erkannt und stillschweigend auch für ihre Zwecke benutzt? Gerade den ersten Bekennern des Christentums war ja die Verhüllung im Kampf mit der in nackter Herrlichkeit verklärten Gotteswelt der Griechen und Römer eine besonders willkommene Waffe. Mit zunehmender Herrschaft des Christentums bildete sich mehr und mehr der auch heute noch in breiten Kreisen herrschende Begriff heraus, dass Nacktheit nur sinnlich und darum unsittlich sei.

Aber über dem allen schwebt in himmlischer Hoheit am Kreuze der nackte Körper des Heilands.

Unter seinem Schutze hat sich allmählich aus der Verwirrung der Begriffe auch bei uns eine neue, verklärte Form der Nacktheit in langem Kampfe wieder frei gemacht, die ich die künstlerische Nacktheit nennen möchte; denn wie sie durch die Kunst von den alten Griechen verewigt wurde, so ist sie auch bei uns durch die Kunst zuerst zu neuem Leben erweckt worden.

Das Wesen der künstlerischen Nacktheit steht viel höher und ist von der natürlichen wie von der sinnlichen Auffassung gleich weit entfernt.

Der naive Naturmensch sieht die Nacktheit überhaupt nicht, der bekleidete Mensch sieht am entblössten Körper nur den sinnlichen Reiz, auf diesem höchsten Standpunkt aber kehrt der Mensch mit Bewusstsein zur Natur zurück und erkennt, dass unter den mannigfaltigen Hüllen von Menschenarbeit das herrlichste Geschöpf verborgen ist, das Gott geschaffen hat. Der eine bleibt in stiller, anbetender Bewunderung davor stehen, den anderen aber treibt es, das Gesehene nachzubilden, es in seinem Werke den Mitmenschen so zu zeigen, wie er es in heiligen Augenblicken gesehen hat. Beide aber geniessen den Anblick nackter menschlicher Schönheit mit vollem Bewusstsein und in geklärter Reinheit der Gedanken.

Ein Beispiel von künstlerischer Auffassung der Nacktheit ist die oben beschriebene japanische Tanzszene.

In sehr schöner Weise ist der Gedanke, dass der nackte Körper schöner ist als Schmuck und Geschmeide, in einem Lied der Bilitis[1]) ausgedrückt:

Mit weissem Linnen, farbigen Gewändern,
Mit Gold und Edelsteinen, Blumen, Bändern,
Bedecken andre Mädchen ihren Leib. —
Ich, Liebster, ich entkleide mich und löse
Die Bänder auf: — Nimm mich in meiner Blösse:
Kein Kleid, kein Schmuck, kein Schuh, ein nacktes Weib.

Rot ist mein Mund, und meine goldnen Haare
Umflattern mich gleich einem Flügelpaare,
Mein junger Leib lacht schimmernd draus hervor.
Nimm mich, so nackt, wie mich die Mutter machte,
Da in entschwund'ner Nacht ihr Liebe lachte. —
Gefall' ich dir, sag' es mir leis ins Ohr.

Ende 1893 bekam ich den Auftrag, die Leitung des Frauenhospitals Pegirian in Soerabaia zu übernehmen. Ein junger Schreiber des Residenten sollte mir dabei behilflich sein. Ausser etwa 200 ständigen Kranken mussten allwöchentlich 400 jüngere Frauen und Mädchen zur ärztlichen Untersuchung sich dort einfinden. Mein Vorgänger erwartete mich in einer offenen kleinen Halle, die in einen rings von hohen Mauern umschlossenen geräumigen Hof eingebaut war. Neben ihm standen die Untergebenen, zwei javanische Aerzte, ein alter Türhüter und einige weibliche Wärterinnen.

Nach kurzer Begrüssung legte sich mein Schreiber hinter dem Tisch alles zurecht, und auf den Wink des Arztes wurden nun die zur Untersuchung bestellten Frauen und Mädchen in den Hof hereingelassen. Es war ein langer Zug von farbigen Gestalten, in der malerischen Landestracht, im bunt gemusterten, bis an die Knöchel reichenden Sarong, und der taillenlosen, meist seidenen Kabaia mit langen Aermeln. Auf der schillernden Seide, dem glänzend schwarzen Haar, das einige mit Blumen verziert hatten, brach sich

[1]) Pierre Louis, Chansons de Bilitis. Nr. 38. Die Übersetzung aus dem Französischen habe ich sehr frei gestaltet.

das helle Sonnengold in tausend farbigen Lichtern, während sich die Weiber in langen Reihen, leise flüsternd, im Hofe aufstellten.

Als der alte Sergeant die Namen abrief, konnte ich mir die Gestalten näher ansehen. Alle hatten die lässige, gemessene Grazie in Gang und Haltung, die die südlichen Völker kennzeichnet; schlanke, ebenmässig gebaute Körper, feine Hände und Füsse; viele trugen kostbare silberne Spangen, die die Kabaia über der Brust schlossen.

Mein Kollege machte mir einzelne kurze Bemerkungen ärztlicher Art, als die Namen genannt wurden.

Mariem — will sich verheiraten, kommt heute zum letzten Male — Muakidja — ein hübsches Mädchen, ist noch nie krank gewesen — Saridja, Manissa — Tänzerin, strengt sich zu sehr an — Kassida — bleichsüchtig — Mina Rombjo, Samira, Djamsina, Ramten, Joni, Sarinten, Lasima, Kasmi, Daramedja u. s. w.

Der alte Türhüter legte die Liste vor mich hin und rief: „Ankat pakeian“ — zieht die Kleider aus.

Einen Augenblick nestelten die geschäftigen Hände an den silbernen Spangen, dann flatterten zahllose rote, gelbe, blaue, grüne und weisse Gewänder wie leuchtende Schmetterlinge in der Luft die Gürtel lösten sich, und die bunte Pracht von Seide und Linnen sank in kleinen schillernden Päckchen auf dem Boden zusammen, während aus dem farbigen Glanz, wie in Erz gegossen, die prächtigen nackten Gestalten der Javaninnen emportauchten. Alle Farben vom zartesten Gelbweiss bis zum dunkelsten Blaubraun waren vertreten, das Tageslicht goss eine warme Glut über die satten Farben der weichen Haut und hob die Wohlgestalt der schlankgebauten Leiber doppelt schön hervor. Nackt bewahrten die Frauen dieselbe lässige Haltung, die Hände hingen am Körper herab oder spielten in den Haaren, einzelne flüsterten und kicherten miteinander oder steckten sich gegenseitig die Blumen im Haar zurecht. Mit derselben abgemessenen Ruhe, derselben natürlichen Grazie trat nun eine nach der anderen zu uns heran, um sich ebenso nach stattgefundener Untersuchung zu entfernen. Da ich als müssiger Zeuge dabeistand, so hatte ich wiederholt Gelegenheit, die besonders ebenmässig gebauten Körper in ihren zierlichen, ungezwungenen Be-

wegungen zu beobachten und die natürliche Schönheit des Weibes in tausenderlei Gestalt zu bewundern. Zugleich aber beobachtete ich auch den Eindruck, den all die nackten Mädchen und Frauen auf die anderen machten.

Mein Kollege war ganz in seinem Fache, er sah nur die Krankheitserscheinungen, die javanischen Doktoren sahen gelangweilt und gleichgültig aus, der alte Türhüter stand in unbeweglicher Diensthaltung, nur der kleine Schreiber, der zum ersten Male hier war, rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und musste oft wiederholt angerufen werden, um eine Bemerkung niederzuschreiben.

Als nach beendigter Untersuchung die Frauen zu ihren Kleidern zurückkehrten, und ein Bronzefigürchen nach dem anderen wieder unter der farbigen Hülle verschwand, wies ich meinen Kollegen auf das liebliche Schauspiel und sagte: „Ich wollte, dass ich das malen könnte.“ „Ja, 's ist ja ganz hübsch,“ meinte er, „aber auf die Dauer ist es eine langweilige Geschichte.“

Als ich mit meinem Schreiber nach Hause fuhr, sagte dieser ganz erstaunt: „Ich begreife nicht, dass Sie dabei so ruhig bleiben konnten.“

Hier sind alle drei Auffassungen der Nacktheit vertreten. Die Frauen und Mädchen selbst, die javanischen Doktoren und mein Kollege sahen nur die natürliche, selbstverständliche Nacktheit, auf den Schreiber hatte sie rein sinnlich, auf mich rein künstlerisch gewirkt; der beste Beweis, dass derselbe Anblick, je nach dem Standpunkt des Beschauers, den allerverschiedensten Eindruck hervorrufen kann.

Fassen wir alle die gegebenen Tatsachen zusammen, so ergibt sich, dass die Nacktheit in dieser oder jener Form aus der ältesten Zeit bis in unsere Tage neben der Kleidung bestanden hat, und dass weder heute noch früher das Bedürfnis nach Verhüllung, weder physisch noch psychisch, ein so allgemeines gewesen ist, dass daraus das Entstehen der Kleidung abgeleitet werden kann.

Heutzutage findet sich völlige Nacktheit noch bei den Australiern [1] [2], bei den Papuas in Neuguinea [3], auf einigen Inseln des malaiischen Archipels [4] [5] [6], bei verschiedenen Stämmen der Sudan- und Bantuneger in Afrika [7] [8] [9] und bei einzelnen Indianerstämmen Südamerikas [10] [11].

Bei allen diesen Völkern sind Männer sowie Frauen nackt, nur bei den Upotos, den Niamnjams und den Bawes schmücken sich die Männer zum Streite und bei feierlichen Gelegenheiten, während die Frauen stets nackt bleiben. Auf einige mittelafrikanische Stämme, bei denen die Männer nackt sind, während die Frauen sich kleiden, brauchen wir hier nicht einzugehen.

Fig. 10 stellt eine Gruppe von Botokudenfrauen dar, die Ehrenreich am Rio Pankas selbst aufgenommen hat, und deren Wiedergabe er mir freundlichst gestattete. Es ist ein vortreffliches Vorbild der unbewussten, natürlichen Nacktheit.

Die eine Frau links steckt den Zeigefinger in den Mund, die am meisten rechts stehende den Daumen, genau dieselben Bewegungen, welche unsere Kinder ausführen, wenn ein Erwachsener nach ihnen blickt oder sie anspricht; eine ähnliche Verlegenheit äussert sich in der verschränkten Stellung des kauernden Mädchens und im gesenkten Blick der hinter ihm stehenden Frau mit dem Kinde, während die fünfte nur Neugierde zur Schau trägt.

Verlegenheit und Neugier vor dem photographischen Apparat und vielleicht auch vor dem weissen Mann daneben ist in Haltung und Mienen der fünf Frauen ausgedrückt, in keiner Weise aber das Bedürfnis, irgend einen Teil des Körpers zu verbergen. Ein besseres

---

[1] Spencer und Gillen. Native tribes of Central Australia.
[2] Roth. Ethnolog. Studien unter den Eingeborenen Queenslands.
[3] Schellong. Zeitschr. für Ethnologie. 1889.
[4] Tautain. L'Anthropologie. 1896. Tasmanien.
[5] Sommerville. Journal of Anthrop. institute. 1894. Neu-Hebriden.
[6] Graf Pfeil. Studien und Beobachtungen aus der Südsee.
[7] Th. Parke. My personal experiences in Equatorial Afrika (Upoto).
[8] Schweinfurth. Im Herzen von Afrika. Bongo. Njamnjam.
[9] Livingstone. Missionsreisen. Bawe am Zambesi.
[10] von den Steinen. Unter den Urvölkern Zentralbrasiliens.
[11] Ehrenreich. Unter den Botokudos. Zeitschr. f. Ethnolog. 1887.

Fig. 10. Nackte Botokudenfrauen. (Phot. Ehrenreich.)

Argument gegen das sogenannte angeborene Schamgefühl kann man sich nicht wünschen.

Ein weiterer photographischer Beweis von heute noch bestehender natürlicher Nacktheit ist das von Parkinson angefertigte Bild von zwei Mädchen von der Gazellenhalbinsel, die zum Markt gehen (Fig. 11). Graf Pfeil[1]) bringt dasselbe Bild und schreibt

[1]) Studien und Beobachtungen an der Südsee. pag. 48.

dazu: „Noch heutigestags erscheinen die Weiber, welche den am Strande eingerichteten Markt besuchen, vollkommen unbekleidet.

Fig. 11. Nackte Mädchen von der Gazellenhalbinsel.
(Phot. Parkinson.)

— Die Männer haben nicht das geringste Bedürfnis, ihre Person zu verhüllen, in ihren Wäldern gehen sie völlig nackt wie die Weiber:

an der Küste jedoch hat das Machtwort der Weissen eine Art Kleidung eingeführt."

Ein ähnliches Bild von nackten Niamniamfrauen, die Mehl bereiten, hat R. Buchta aufgenommen[1]; im ethnographischen Museum in Berlin sind eine ganze Reihe analoger Beweisstücke aufbewahrt.

Bei den Upotos sind die Männer geschmückt, die Frauen aber völlig nackt. Als Ward[2] einen Häuptling nach der Ursache fragte, antwortete er: „Das Verbergen gäbe nur der Neugierde Nahrung" [3].

Mit der in den letzten vierhundert Jahren sich stark ausbreitenden europäischen Kultur hat sich die Zone der absoluten natürlichen Nacktheit zwar sehr stark verkleinert, verschwunden aber ist sie noch nicht.

---

[1]) Hutchinson. Living Races of Mankind. pag. 340.

[2]) Zitiert bei Ellis, Studien. pag. 23.

[3]) Der Ausspruch dieses trefflichen Negerfürsten, der von tiefer Menschenkenntnis zeugt, ist die beste Antwort auf die abenteuerliche Behauptung Ratzels, der die nackten Völker für sittlich heruntergekommene Proletarier hält, weil die natürliche Nacktheit nun einmal in sein kulturhistorisches Schema nicht passen will. (Vgl. Ratzel. Völkerkunde. Bd. I, pag. 87 und 88.)

II.

Die Körperverzierung.

Dass die Schamhaftigkeit nicht die Ursache, sondern die Folge der Kleidung war, dürfte nach dem Gesagten wohl feststehen. Dass aber auch nicht die Kälte, das Bedürfnis nach Schutz als Ursache der Kleidung anzusehen ist, lässt sich ebenfalls nachweisen.

Zunächst wissen wir, dass die ältesten Menschengeschlechter in den Tropen lebten, demnach auch kein Bedürfnis hatten, den Körper vor Kälte zu beschützen. Dann wissen wir, dass auch heute noch in sehr kalten Gegenden, wie in Feuerland, viele Menschen trotz der Kälte so gut wie nackt herumgehen, dass die Eskimos, das nördlichste aller Völker, nur ausserhalb ihrer Hütte bekleidet, innerhalb derselben aber nackt sind. Dass trotzdem sich in kälteren Zonen allmählich eine ausgiebige Kleidung entwickelt hat, beruht auf praktischen Gründen. Die dort lebenden, ursprünglich nackten Menschen bemerkten bald, dass bei Bedeckung des Körpers eine geringere Wärmeabgabe und darum auch ein geringeres Bedürfnis nach Wärmezufuhr, nach Nahrung, bestand. Da nun ausserdem in den kälteren Zonen die Nahrung schwieriger zu beschaffen war, als in den Tropen, so wird gar bald aus ökonomischen Gründen die kostspieligere Nahrung durch die billigere Kleidung soweit möglich ersetzt worden sein, und im Lauf der Zeiten wurde aus der Not eine Tugend gemacht.

Nur so lassen sich die scheinbaren, heute noch bestehenden Widersprüche erklären, dass die Fülle der Kleidung keineswegs immer von der Kälte des Klimas abhängig ist. Sobald man aber ausser dem Klima auch die mehr oder weniger reichlich vorhandenen Nahrungsmittel in Rechnung bringt, lösen sich die Widersprüche

auf, und wir sehen, dass die primitiven Menschen sich nur dort wärmer kleiden, wo der Nahrungsmangel sie dazu zwingt. Namentlich eine ausgiebige Fleischnahrung macht die Kleidung entbehrlich, und so sind es namentlich die Jägervölker, die auf reichen Jagdgründen auch in kälteren Zonen am längsten der Kleider entbehren können. Man denke nur an die Beschreibung der alten Germanen und ihrer Lebensweise durch Tacitus.

Wie kam die Kleidung in die Welt, wenn weder Schamgefühl noch Kälte die Menschen veranlasste, ihre Körper zu verhüllen?

Diese Frage ist in der verschiedensten Weise beantwortet worden [1]), die richtigste Beantwortung ergibt sich jedoch zweifellos aus der Beobachtung der heute noch vorhandenen Naturvölker oder solcher Völker, die auf einem niederen Kulturzustand stehen geblieben sind.

Wenn wir vorurteilsfrei nach den Beweggründen forschen, die den nackten Menschen veranlassen, sich zu bekleiden, so finden wir kein anderes Bedürfnis als das, den Körper zu verzieren, zu schmücken, ihn durch fremdes Beiwerk vorteilhaft hervorzuheben und damit von seinesgleichen zu unterscheiden. Nicht die Verhüllung, sondern die Verzierung ist der ursprüngliche Zweck der Kleidung.

Dieser Ziertrieb, der allen Menschen angeboren ist, der das menschliche Kind ebenso wie früher den kindlichen Menschen veranlasst, nach allem zu greifen, was glänzt und was bunt ist, und sich und seine Umgebung damit zu schmücken, der in seiner höchsten Vollendung zur bildenden Kunst geführt hat, dieser Ziertrieb findet sich überall, wo Menschen beieinander wohnen.

Woher dieser Trieb stammt, brauchen wir nicht durch philo-

---

[1]) Von allen mir bekannten Versuchen, eine einheitliche Darstellung der Entwickelung der Kleidung zu geben, haben mich die von Grosse in seinen „Anfängen der Kunst“ niedergelegten Gedanken am meisten überzeugt. Wie mit Grosse, stimme ich in der Hauptsache mit Ranke und Lippert überein, wogegen es mir nicht möglich war, die Auffassungen von Ratzel und Schurtz als richtig anzuerkennen. Auf eine Kritik gegenteiliger Ansichten habe ich verzichtet und es vorgezogen, die Tatsachen für sich sprechen zu lassen und sie so objektiv und übersichtlich wie möglich zusammenzustellen.

sophische Klügeleien zu erforschen suchen. Er ist einmal da, allmächtig und allgegenwärtig.

Ebenso wie die Blüten im Sonnenlicht ihre prächtigsten Farben entfalten, so schmückt der Mensch in seiner Daseinsfreude sich und das Seine, und das zuerst, was ihm am liebsten ist, sein eigenes wertes „Ich".

Aus diesem Grunde ist es aber auch bald nicht mehr die reine, unschuldige Putzsucht, sondern das zusammengesetztere Gefühl der Eitelkeit, das Bedürfnis nach Auszeichnung, nach Hervorheben seiner eigenen Persönlichkeit im Gegensatz zu den anderen, minderwertigen Geschöpfen in seiner Umgebung. Der Mann schmückt sich mit den Zähnen, Klauen und Fellen erlegter Tiere, um vor den anderen mit seiner Kraft zu prunken, das Weib schmückt sich mit Blumen und Blüten, um in den Augen der Männer liebreizender zu sein als ihre Schwestern, und schliesslich prunken beide mit dem Besitz, der sie vor weniger durch Glück und Zufall Begünstigten auszeichnet.

Da aber bei niedrigerstehenden Völkern der Wert der Frau für das Gemeinwohl ein viel geringerer ist als der des Mannes, und da wir wohl annehmen müssen, dass dies in der Urgeschichte der Menschheit ebenso gewesen ist, so ergibt sich der Schluss, dass es in erster Linie die Männer gewesen sind, die das Bewusstsein des Wertes ihrer eigenen Persönlichkeit und damit das Bedürfnis nach einem äusserlichen Unterscheidungsmerkmal gehabt haben.

Zunächst waren es die Jäger und die aus ihnen bei zunehmender Bevölkerungszahl hervorgegangenen Krieger, die Veranlassung hatten, ein Zeichen ihres persönlichen Wertes zu tragen, und unter ihnen wieder am meisten der Stärkste, das gemeinschaftliche Oberhaupt.

Wir finden in der Tat bei vielen heute noch nackt lebenden Völkern, wie z. B. bei den Niamnjam[1]) nur die Männer geschmückt, und auch diese nur, wenn sie in den Krieg ziehen.

Und wiederum sind es zuerst die Männer, die sich auch bei gemeinschaftlichen Festen schmücken. — Bei den nackten Bakairi[2])

[1]) vgl. Hutchinson. Living Races of Mankind. pag. 340, 341.

[2]) von den Steinen. l. c.

werden im Flötenhause die Tanzkleider der Männer aufbewahrt und nur bei festlichen Gelegenheiten zum Vorschein geholt.

Erst sehr viel später, mit zunehmendem Wohlstand und zunehmender Kultur, schmückt sich auch die Frau, und zwar zunächst die verheiratete Frau, in der Oeffentlichkeit. Innerhalb des Hauses bleibt die Nacktheit, wie oben schon durch zahlreiche Beispiele gezeigt wurde, selbst bei höchster Kultur noch lange erhalten, ebenso wie bei den Kindern beiderlei Geschlechts vor Eintritt der Reife.

Dass niederstehende Völker so manches als Schmuck ansehen, was unseren europäischen Augen eher den Eindruck einer Entstellung macht, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Während z. B. eine rote Nase, das Zeichen des Gewohnheitstrinkers, bei uns wohl kaum als schön gilt und höchstens, wie bei Bardolf, zur „Quelle des unerschöpflichsten Humors" werden kann, färbten sich bei den Basutos, wie Joest[1]) berichtet, die jungen Mädchen die dunkeln Nasen mit brennendem Rot, um ihre Reize in den Augen der Männer zu erhöhen; und sie erreichten ihren Zweck.

Da die Urgeschichte der Menschheit für uns im allgemeinen ein geschlossenes Buch ist, so müssen wir, um die ersten Aeusserungen des Ziertriebes am Menschen zu erforschen, uns in der Hauptsache an die jetzt noch lebenden Völker halten, die nach gesellschaftlicher Stellung und Kultur die niedrigsten Stufen der Bildung einnehmen. Wir können dabei vorläufig von allen Rassenunterschieden absehen und uns nur an das Allgemeinmenschliche des Entwickelungsganges halten.

Während beim Mann das Bestreben vorherrscht, durch die Körperverzierung sich ein möglichst kräftiges, martialisches Ansehen zu geben, will das Weib damit einen ganz anderen Zweck erreichen, nämlich den, möglichst schön zu scheinen.

Da wir nun in diesen Blättern nur mit der Frau zu tun haben, so können wir die Bestrebungen der Männer vom blutig gefärbten Angesicht des Urjägers bis zum aufgedrehten Schnurrbart des modernen Leutnants hier als Nebensache betrachten.

---

[1]) Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Berlin 1887, Asher.

Die verschiedenen Formen der Körperverzierung lassen sich in zwei grosse Gruppen verteilen.

Die erste Gruppe, der Körperschmuck, hat seinen Angriffspunkt am Körper selbst und äussert sich nacheinander als Bemalung, Narbenverzierung, Tätowierung, Körperplastik und endlich als Schmuck, der dem Körper gewissermassen einverleibt wird, wie die Ohrringe, Nasenringe, Nasenpflöcke und Lippenpflöcke, mit einem Worte die festen Schmuckstücke.

Die zweite Gruppe, die eigentliche Kleidung umfasst alle Schmuckgegenstände, die lose an den geeigneten Stellen des Körpers befestigt werden.

Der wichtigste von allen diesen Schmuckstücken ist der Hüftschmuck [1]), weil er, seiner Lage gemäss, die nach Grösse und Gestalt verschiedenartigsten Gegenstände befassen konnte, und darum der grössten Entwickelung fähig war. Wichtig, weil er auch Gebrauchsgegenstände, vor allem die Waffen des Jägers in zweckmässigster und die Bewegung am wenigsten hindernder Weise aufnehmen konnte, und ein rasches Ergreifen mit der Hand ohne weiteres ermöglicht; wichtig aber auch, weil sein häufiges Vorkommen zu der Hypothese Veranlassung gab, dass dabei auf eine bewusste Bedeckung der Geschlechtsteile von Anfang an das Augenmerk gerichtet war.

Dass bei der Frau aus dem Hüftschmuck, dem Gürtel, verhältnismässig häufiger als beim Manne die Schambedeckung sich entwickelte, trotzdem gerade bei der Frau die Geschlechtsteile viel weniger sichtbar sind, findet seine Ursache hauptsächlich in der monatlichen Reinigung.

Wie Bartels [2]) auf Grund reichlicher Quellen angibt, gilt die

---

[1]) Lippert (I. pag. 373 ff.) unterscheidet den Schmuck und den Schmuckträger; nach ihm wäre ein Hüftband der Schmuckträger, eine damit befestigte Muschel der Schmuck selbst. Da aber häufig der aus dem Hüftband entstandene Gürtel zum eigentlichen Schmuck wird, so lässt sich Lipperts Einteilung nicht allgemein durchführen, und darum habe ich es vorgezogen, den Gürtel mit der daran befestigten Schmuckgegenständen mit dem gemeinschaftlichen Begriff Hüftschmuck zu bezeichnen.

[2]) Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 6. Aufl. 1899. pag. 367.

Menstruierende bei fast allen Völkern für unrein, bei vielen sogar für giftig.

Es wurde bereits erwähnt, dass die Abscheidungsprodukte des menschlichen Körpers am ersten und am stärksten das Anstandsgefühl verletzten. Mag es nun sein, dass die „giftige" Frau durch die Sitte gezwungen wurde, ein äusseres Zeichen ihres Zustandes zu tragen, oder dass sie selbst ihn möglichst zu verbergen suchte, in beiden Fällen schämte sie sich desselben, und es ist leicht begreiflich, dass häufig aus der dadurch gebotenen zeitweisen, doch stets wiederkehrenden Verhüllung sich eine bleibende Verhüllung, die Schambinde, entwickelt hat.

Einen weiteren Grund für die grössere Häufigkeit der primitiven Schambinde bei der Frau führt von den Steinen [1]) an, nämlich das Zurückhalten der Schleimhaut. Dieselbe ist hauptsächlich bei Frauen, die geboren haben, durch die Natur häufig geboten, und wenn wir auch annehmen können, dass der Geburtsakt bei vielen primitiven Frauen leichter verläuft als in Kulturländern, so haben mir meine persönlichen Erfahrungen [2]) an javanischen Frauen und deren äusserst primitiver Geburtshilfe gelehrt, dass üble Zufälle dort sehr viel häufiger vorkommen, als allgemein angenommen wird. Viele Frauen, die wir noch retten könnten, sterben bei den primitiven Völkern an der Geburt, und die Folgen schlechter Geburtshilfe, wie Dammrisse und Vorfälle der Scheide sind sehr häufig.

Vielleicht können wir in diesen durch die Geburt verursachten Momenten den Grund finden, dass bei vielen Naturvölkern nur die verheirateten Frauen die Geschlechtsteile bedecken, während die Mädchen nackt bleiben.

Beim männlichen Geschlechte hielt der Hüftschmuck, um die freie Bewegung des Körpers nicht zu beeinträchtigen, sich stets innerhalb gewisser Schranken, beim weiblichen Geschlecht nahm er allmählich an Umfang und Grösse zu, und wurde, bei weiterer Ausbildung der textilen Künste, erst zum Schurz und dann zum Rock.

Der Oberkörper blieb unbedeckt, und selbst bis in die heutige

---

[1]) l. c.

[2]) Frauen auf Java. Enke, 1897. pag. 27.

Zeit, wo der Rock das typische Kleidungsstück geworden ist, herrscht bei unseren Frauen noch immer das Bestreben vor, die Formen des Oberkörpers möglichst deutlich hervortreten zu lassen.

Die am Kopf angebrachten Schmuckgegenstände, aus denen das Zeichen der höchsten Würde, die Krone, entstand, und die Zieraten des Halses, der Arme und Beine finden sich neben den genannten Hauptbestandteilen der Kleidung in häufig wechselnder Gestaltung. Der Uebersicht halber müssen wir diese akzessorischen Schmuckgegenstände ebenso wie den Mantel in der weiteren Darstellung nur gelegentlich berücksichtigen.

Wenn wir bei diesen Entwickelungsstufen der Kleidung von deren hauptsächlichstem Bestandteil, dem Hüftschmuck, ausgehen, können wir die verschiedenen Formen des Gürtelschmuckes bis zum Schurz als die primitive Kleidung bezeichnen, aus der sich in den wärmeren Ländern bei der Frau die tropische Kleidung entwickelt hat, deren Hauptbestandteil der vom Gürtel getragene Rock ist.

Nicht alle Völker aber blieben in ihrer ursprünglichen warmen Heimat. Bei all den Stämmen, die allmählich in den Norden zogen, trat neben dem Ziertrieb bald ein wichtigeres Bedürfnis in den Vordergrund, der Schutz gegen die Kälte. Diesem Zwecke entsprechen am besten möglichst vollständige, dem Körper gut anliegende Kleidungsstücke, und so hat sich bei den nördlichen Völkern eine Kleidung entwickelt, die hauptsächlich zum Schutz dient, die aus Aermeljacke und Hose bestehende arktische Kleidung.

Zusammenfassend haben wir also nacheinander den Körperschmuck als Bemalung, Narbenverzierung und Tätowierung, Körperplastik und feste Schmuckstücke, darauf die Kleidung in primitiver, tropischer und arktischer Form.

Alle diese Formen der Körperverzierung lassen sich noch heute nebeneinander nachweisen, und zwar in der Weise, dass die verschiedenen Entwickelungsstufen der Körperverzierung in Uebereinstimmung mit der höheren oder niederen Kultur der betreffenden Völker sich befinden.

Dies gilt jedoch nur im allgemeinen, denn Ueberreste einer niederen Kulturstufe finden sich neben dem allgemeinen Gepräge der höheren Entwickelung immer noch vor. Die Körperbemalung ist der einzige Schmuck der Karaibenfrauen, aber auch unsere Schauspielerinnen und andere Damen malen sich Gesicht und Arme an; der Narbenschmuck findet sich nicht nur bei Australiern, sondern auch bei deutschen Studenten; die Tätowierung zeichnet nicht nur die Maoris, sondern auch die hochentwickelten Japaner und in neuester Zeit sogar englische Prinzen aus[1]); Ohrringe werden von den dajakschen, aber auch von den meisten europäischen Frauen getragen; über die verschiedenen Formen freiwilliger und unfreiwilliger Körperplastik in allen Kreisen werden wir noch genug zu berichten haben.

Wie mit dem Körperschmuck, so ist es auch mit der Kleidung. Neben der tropischen und arktischen Kleidung im öffentlichen Leben findet sich die primitive Kleidung, ja selbst die völlige Nacktheit innerhalb des Hauses oder bei der Arbeit.

Im Laufe der Zeiten sind die ursprünglich selbständigen Endstadien der natürlichen Entwickelung; die tropischen und die arktischen Kleidungsformen, durch rückströmende Völkerverschiebungen miteinander in Berührung gekommen, und wie die Menschen selbst, haben auch deren Kleidungsstücke Mischungen gebildet, in denen bald die tropischen, bald die arktischen Elemente die Oberhand behielten.

Bei vielen dieser Mischformen lässt sich der Ursprung noch geschichtlich nachweisen, bei anderen müssen wir uns mit der Feststellung des Tatbestandes begnügen.

Aus diesen verschiedenen Elementen setzt sich die heutige Volkstracht der höheren Kulturvölker zusammen, wobei wir — auch wieder nur im allgemeinen — beobachten können, dass bei der Frau in der Hauptsache das tropische Element mit dem Rock, beim Mann das arktische mit der Hose die Oberhand gewinnt.

Mehr und mehr jedoch verschwinden die charakteristischen

---

[1]) Riley, ein früherer englischer Soldat, soll in London einige tausend Herren und Damen aus den ersten Kreisen tätowiert haben.

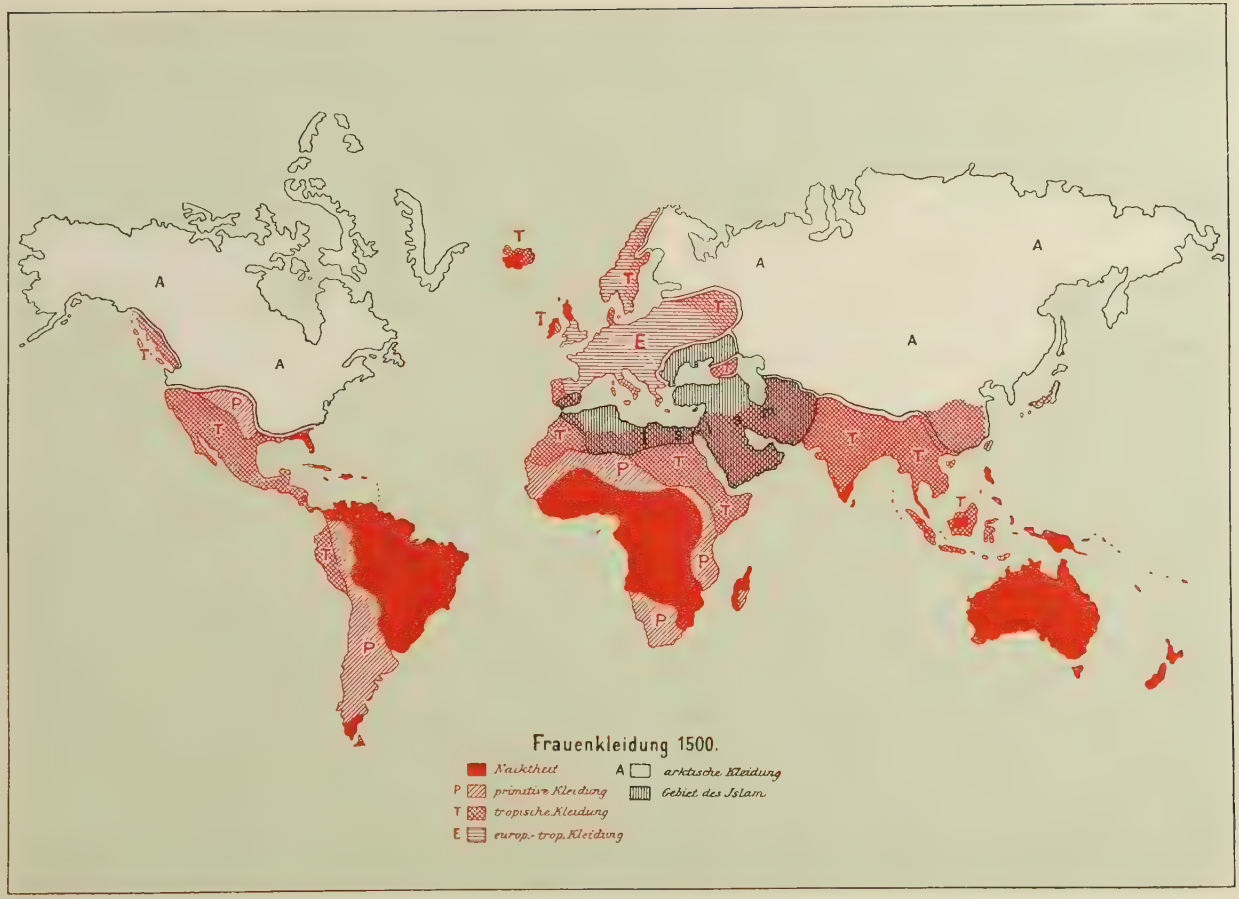


Fig. 12. Verteilung der Frauenkleidung um 1500 n. Chr.

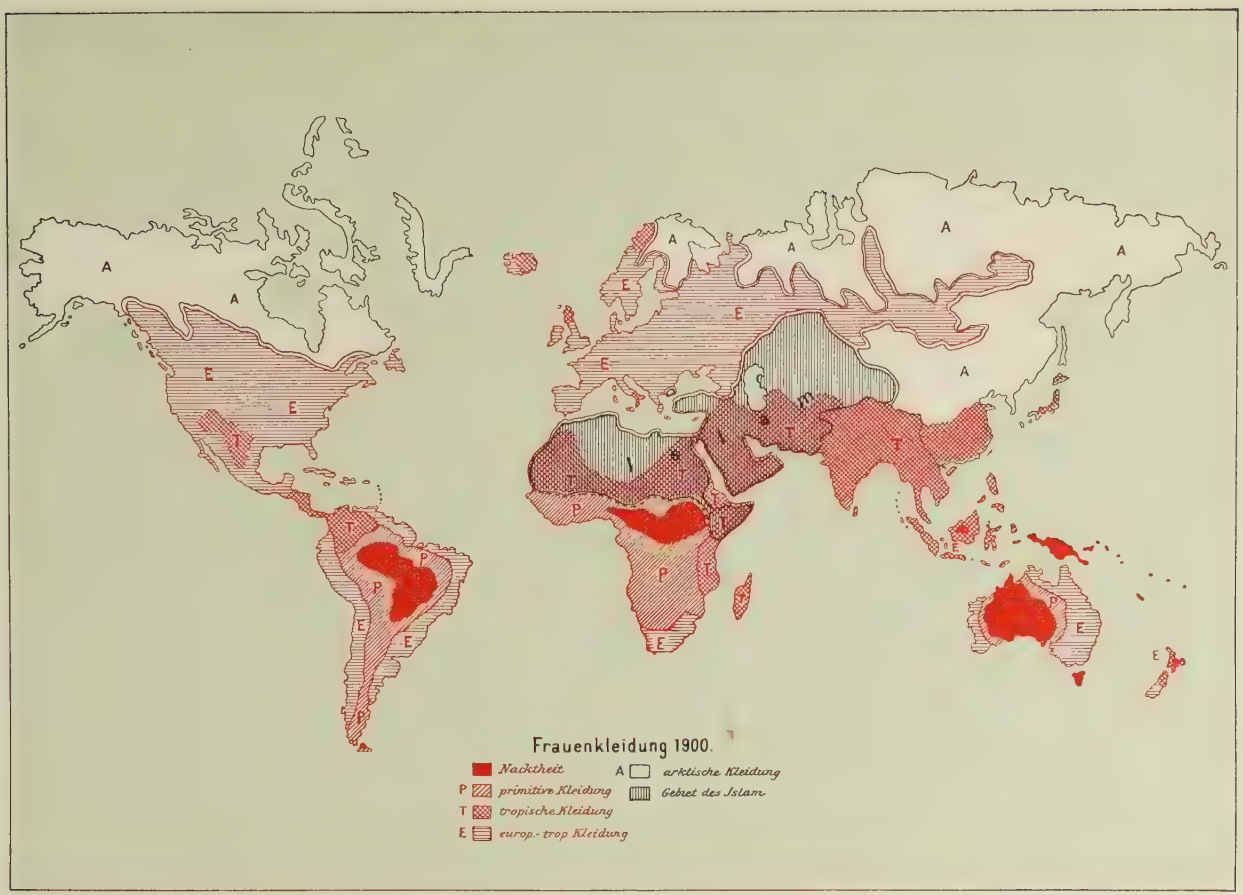


Fig. 13. Verteilung der Frauenkleidung um 1900 n. Chr.

Formen vor dem alles überflutenden Einfluss des modernen Europäertums mit seiner internationalen Mode, die für die Frau eine künstliche Form der tropischen Kleidung gezüchtet hat.

Wie sehr dieser letztere Einfluss sich geltend gemacht hat, geht am deutlichsten aus der Veränderung der Frauenkleidung innerhalb der letzten 400 Jahre hervor, während welcher Zeit die massenhaften Kolonisationen fremder Länder von Europa aus stattgefunden haben.

Fig. 12 zeigt die Verteilung der Frauenkleidung um 1500 n. Chr. In tropischen Gegenden nimmt die völlige Nacktheit noch ausgebreitete Länderstrecken ein, die primitive Kleidung nicht minder. Reste rein tropischer Kleidung finden sich stellenweise sogar in Europa. Fig. 13 zeigt eine mächtige Zunahme der europäisch modifizierten tropischen Kleidung, eine starke Einschränkung der primitiven Kleider und noch stärkere der Nacktheit.

In diese allgemeine Uebersicht der Körperverzierung lassen sich sämtliche bekannten Schmuckarten und Kleidungsstücke ohne Schwierigkeit einreihen. Bevor wir jedoch dazu übergehen, die nötigen Belege für die einzelnen Entwickelungsstufen der Körperverzierung zu erbringen und sie mit einigen treffenden Beispielen ausführlicher zu besprechen, müssen wir uns den mächtigen Einfluss deutlich machen, den die Rassen, deren geographische Lage und Kultur, namentlich aber die Gottesdienste, auf die Körperverzierung ausgeübt haben.

III.

Einfluss der Rassen, der geographischen Lage und der Kultur auf die Körperverzierung.

Im Sprachgebrauch unterscheidet man das starke und das schwache, oder, wenn man höflich sein will, das starke und das schöne Geschlecht. Wie der Mann danach strebt, für möglichst stark zu gelten, so bemüht sich das Weib danach, möglichst schön zu erscheinen.

Jedoch ist das von den Weibern angestrebte Schönheitsideal nicht immer das gleiche, der jeweilige konventionelle Schönheitsbegriff hat mit der wahren Schönheit oft gar nichts zu tun, und ist je nach Volksart, Sitte und Gewohnheit verschieden.

Auf diese durch künstliche Mittel erzielte Erhöhung des Liebreizes in der äusseren Erscheinung übt die natürliche Grundlage, der angeborene Rassencharakter, einen grossen Einfluss aus.

Um diesen gut würdigen zu können, müssen wir uns in grossen Zügen die körperlichen Eigenschaften vergegenwärtigen, mit denen die Natur das Weib bei den verschiedenen Rassen ausgestattet hat [1]).

Ueber die ganze Erde verteilt finden wir noch Ueberreste von Menschenrassen, die in Körperbau und Kultur tiefer stehen als ihre begünstigteren Nebenmenschen, und die nach aller Wahrscheinlichkeit die Eigenschaften der Urrassen noch am reinsten bewahrt haben. Ich habe dieselben als protomorphe Rassen bezeichnet (von πρῶτος = Erster und μορφή = die Gestalt).

---

[1]) Ausführliches darüber siehe: Stratz, Rassenschönheit. Verlag von F. Enke, Stuttgart.

Zwischen diesen, zum Teil mit ihnen gemischt, haben sich die archimorphen Rassen (von ἀρχέω = ich herrsche) zu einer alle anderen überherrschenden Körperbildung, Kultur und Kopfzahl emporgeschwungen, und zwar sind dies die (schwarze) Negerrasse, die (gelbe) mongolische und die (weisse) mittelländische Rasse.

Aus diesen drei Rassen sind wieder an ihren Berührungspunkten Mischformen entstanden, die G. Fritsch als metamorphe Rassen bezeichnet (von μετά = später, nachher).

Wie nun alle heut lebenden Formen von Menschengeschlechtern aus Mischungen hervorgegangen sind, so finden auch fortwährend neue Mischungen statt, und man kann theoretisch zwischen der einen und der anderen Form alle nur denkbaren Uebergänge finden; trotzdem aber lassen sich, abgesehen von zahlreichen individuellen Verschiedenheiten, eine Reihe von Typen feststellen, die die Haupteigenschaften einer grösseren Gruppe von Menschen in sich zusammenfassen. Am Weibe sind diese Zeichen zwar nicht so scharf individualisiert, aber meist viel reiner ausgesprochen als beim Manne, und deshalb ist das Weib ganz besonders zur Einteilung der Menschenrassen verwertbar.

Trotz des grossen Unterschiedes der einzelnen protomorphen Rassen unter sich — ein Aino sieht ganz anders aus als ein Buschmann, und dieser wieder ganz anders als ein Feuerländer — haben sie doch eine Reihe von gemeinschaftlichen Kennzeichen, die sie von allen anderen Menschengruppen unterscheidet. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, dass auch in unserem von jahrtausendelanger Kultur und Mischung beleckten Blut noch stets etwas Urblut mitfliesst, und dass darum immer und überall einzelne Individuen auch bei Kulturvölkern gefunden werden müssen, die mehr oder weniger den protomorphen Charakter tragen. Nur sind das dann eben Ausnahmen, die vom Gesamttypus abweichen. Nicht der Typus an und für sich, sondern das überwiegende Vorkommen desselben innerhalb einer Menschengruppe gibt den Ausschlag.

Wir haben somit zunächst fünf grosse Gruppen: 1. die protomorphen, 2. die schwarze, 3. die gelbe, 4. die weisse Rasse und 5. die aus 2, 3 und 4 hervorgegangenen Mischungen.

Da nun aber die schwarze mit der gelben Rasse ihrer geographischen Lage nach nie in grösserem Massstab zur Mischung kommen konnte, so haben wir nur mit Mischungen dieser beiden Rassen mit der dazwischenliegenden weissen Rasse zu tun, also mit einer weissgelben und einer weissschwarzen Mischung.

Ich habe der Uebersicht halber die alten Farbenbezeichnungen beibehalten und brauche wohl kaum besonders zu erwähnen, dass die sogenannte weisse Rasse eigentlich blassgelblich bis bräunlich, die gelbe gelb bis braun, die schwarze eigentlich dunkelbraun ist, und dass sich auch hier die zahlreichsten Uebergänge finden.

In analoger Weise können wir die Protomorphen als braune Rassen bezeichnen, obgleich auch sie zwischen hellbraun und dunkelblaubraun schwanken. Die Farbenbezeichnungen dürfen eben auch nur als allgemeiner Gesamteindruck aufgefasst werden, nicht aber als alleiniges massgebendes Einteilungsprinzip. Wenn wir die weissgelben Mischungen von den weissschwarzen trennen, so haben wir im ganzen sechs grosse Menschengruppen, die sich nach Gesicht und Körperbau deutlich bestimmen lassen.

Die folgenden zwölf Bilder geben möglichst vollkommene Vertreterinnen dieser sechs Rassengruppen. Bei der Auswahl wurde in erster Linie auf möglichst normale Verhältnisse geachtet. Der kennzeichnende Rassentypus findet sich häufig viel stärker individuell ausgeprägt; jedoch sind gerade diese scharfgezeichneten Individuen nicht immer auch die schönsten und besten Repräsentanten ihres Stammes, eher vielmehr das Gegenteil. Unter Jüdinnen zum Beispiel wird man nicht die, welche die grösste Nase hat, für die schönste halten, sondern die, bei der ein leicht gebogener schmaler Nasenrücken die Harmonie der Gesichtszüge nicht stört. Die besten Vertreterinnen der Rasse sind demnach Gestalten, die den Rassencharakter in zwar ausgesprochener, aber nicht übertriebener Form besitzen.

Fig. 14. 17jährige Australierin.

A. Gesichtsbildung.

1. Protomorphe Rassen (braune Rassen), Fig. 14.

Schädel rund, Gesicht sehr breit im Verhältnis zur Länge. Stirn niedrig, Stirnwülste über den Augen sehr stark ausgeprägt, Augen klein, tiefliegend. Nase kurz, niedrig, ebenso breit wie lang, Mund gross mit wulstigen Lippen, stark ausgebildete Kauwerkzeuge. Gesichtszüge plump und kräftig, vom Männlichen wenig abweichend. Beispiel: 17jährige Australierin (Fig. 14) mit dunkelbrauner Hautfarbe und schwarzem, glänzendem, welligem Haar. Ebenfalls den protomorphen Rassen angehörig sind die oben abgebildeten Feuerländerinnen (Fig. 1 u. Fig. 2), die Botokudinnen (Fig. 10) und die Mädchen von der Gazellenhalbinsel (Fig. 11). In Europa sind die keltischen Elemente sowie die Gruppe der alpinen Rundschädel noch am meisten den Protomorphen ähnlich.

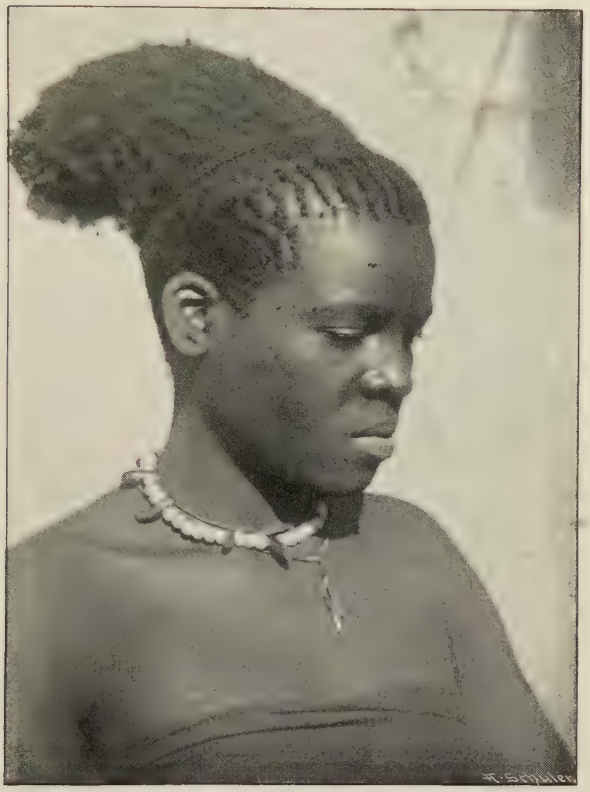


Fig. 15. 19jähriges Zulumädchen.

2. Negerrasse (schwarze Rasse), Fig. 15.

Schädel länglich mit stärkerer hinterer Breite. Gesicht breit, namentlich die Unterkieferpartie sehr stark entwickelt. Deutliche Ueberaugenwülste. Augen gross, Nase kurz, niedrig und breit. Mund gross, Lippen wulstig, dick; sehr kräftige Kauwerkzeuge, Gesichtszüge plump und kräftig, mehr männlich.

Beispiel (Fig. 15). 19jähriges Kaffernmädchen mit dunkelschwarzbrauner Haut und stark gekraustem, künstlich zurückgehaltenem Haar.

Fig. 16. 18jährige Chinesin.

3. Mongolische Rasse (gelbe Rasse), Fig. 16.

Schädel rund. Gesicht breit in der Oberkieferpartie. Hohe, schräg verlaufende Augenbrauen, Augen meist schief, mit kleiner, schräg verlaufender Lidöffnung. Mongolenfalte, schräge Falte des oberen Lids, senkt sich nach innen stark und bedeckt grösstenteils das Tränensäckchen. Nase niedrig, lang, mit unterer breiter Ausladung; Jochbogen stark ausgeprägt. Mund klein, Lippen schmal, Unterkiefer zurücktretend, Gesichtszüge fein, mehr weiblich.

Beispiel. 18jährige Chinesin (Fig. 16). Die Abbildung gibt den mongolischen Typus deutlich, wenn auch nicht in seiner schärfsten Ausprägung wieder. Bei Chinesinnen und noch mehr bei Japanerinnen finden sich zahlreiche Gesichter, die viel mehr europäisches Gepräge haben und viele, die die schiefen Schlitzäuglein und die vorstehenden Backenknochen in noch ausgeprägterem Masse besitzen. Die hier abgebildete Chinesin dürfte der deutlich erkennbare rein mongolische Durchschnittstypus sein.

Fig. 17. 20jährige Norddeutsche.

4. Mittelländische Rasse (weisse Rasse), Fig. 17.

Schädel länglich. Gesicht klein, schmal und lang. Glatte Stirn, hohe Augenbrauen, Augen gross mit horizontaler oberer Lidfalte, weit geöffnete Lidspalte. Nase gerade, hoch, schmal, lang. Mund klein, schmale Lippen, Kieferpartie tritt zurück, Ober- und Unterkiefer klein, gleichmässig nach unten sich verjüngendes Gesichtsoval. Gesichtszüge fein, weich, weiblich.

Beispiel. 20jährige Norddeutsche (Fig. 17). Das gewählte Beispiel ist eine Vertreterin des im Norden Europas vorherrschenden blonden blauäugigen Typus. Dieselbe Gesichtsbildung bei dunkleren Farben findet sich im Süden Europas und bei den nordafrikanischen Stämmen.

Fig. 18. Mädchen aus Hawai.

5. Mittelländisch-mongolische Mischung (weissgelbe Mischung).

Fig. 18.

Mischung mittelländischer und mongolischer Elemente mit Ueberwiegen bald der einen, bald der anderen Grundform; sehr häufig finden sich daneben, namentlich bei den malaiischen Stämmen, auch protomorphe Elemente.

Beispiel. Mädchen aus Hawai (Fig. 18). Mittelländisches Element überwiegend: gerade Augenspalte, reine Stirn, gerade Augenbrauen, weit geöffnete Lidspalte, schmale, lange Nase. An das Mongolische erinnern die starken Backenknochen, die Andeutung der Mongolenfalte, die breitausladenden Nasenflügel.

Fig. 19. Mädchen aus dem französischen Sudan.

6. Mittelländisch-nigritische Mischung (weissschwarze Mischung). Fig. 19.

Mischung mittelländischer und nigritischer Elemente. In den Gesichtszügen zeigt sich zuerst der mittelländische Einfluss, während die Hautfarbe erst bei wiederholten Mischungen heller wird.

Beispiel. Mädchen aus dem französischen Sudan (Fig. 19).

Bei dem gewählten Beispiel überwiegen noch stark die nigritischen Elemente, namentlich der Mund und die kräftige Entwickelung der Kauwerkzeuge, die plumpen Züge sind rein nigritisch. Mittelländischen Ursprungs ist die schmalere Nase, die glatte Stirn und die Bildung der Augen.

Wie bekannt, werden in Amerika, wo die schwarzweissen Mischungen infolge der ausgedehnten Verwendung schwarzer Sklaven sehr häufig waren, verschiedene Stufen von Mischungen unterschieden, Quarteronen, Terzeronen u. s. w. Der gemeinschaftliche, auch am allgemeinsten bekannte Sammelname ist Mulatten. In Afrika werden wiederum die gemischten Elemente, soweit sie als Völker zusammengehören, Aethiopier genannt.

Fig. 20. 17jährige Australierin.

B. Körperbildung.

1. Protomorphe Rassen (braune Rassen), Fig. 20.

Körperhöhe = 6 bis 7 Kopfhöhen. Proportionen normal mit geringer Ueberlänge der Arme. Zierliche Hände und Füsse, Gliedmassen mager, doch von guter Form. Waden schwach. Beckt zylindrisch, breite Schultern, wenig oder gar nicht ausgeprägte Taille, Hüften wenig entwickelt. Brüste entenförmig, mit erhabenem Warzenhof. Körperbildung an das Männliche erinnernd. Sehr geringe oder fehlende Körperbehaarung. Beispiel. Siebzehnjährige Australierin (Fig. 20). Das rechte Bein erscheint krumm wegen starker Ueberstreckung im Kniegelenk. Am linken Bein kann man sehen, dass die Achse gerade verläuft.

Fig. 21. 17jähriges Basutomädchen.

2. Negerrasse (schwarze Rasse), Fig. 21.

Körperhöhe = 6,5 bis 7,5 Kopfhöhen. Proportionen zeigen meist Ueberlänge in den Extremitäten. Zierliche Hände und Füsse. Gliedmassen meist schön geformt, Waden mässig entwickelt. Rumpf zylindrisch, mit breiten Schultern; Andeutung der Taille, wenig entwickelte Hüften. Brüste euterförmig mit erhabenem Warzenhof. Körperbildung an das Männliche erinnernd. Körperbehaarung sehr gering oder fehlend.

Beispiel. 17jähriges Basutomädchen (Fig. 21). Bei dem gewählten Beispiel sind die Proportionen normal.

Fig. 22. 18jährige Chinesin.

3. Mongolische Rasse (gelbe Rasse), Fig. 22.

Körperhöhe = 6,5 bis 7,5 Kopfhöhen. Proportionen zeigen meist Unterlänge in den Extremitäten. Sehr zierliche Hände und Füsse. Gliedmassen kurz und plump, Waden mässig entwickelt; Schultern gut entwickelt, Brustmuskeln schwächer. Rumpf lang, zylindrisch. Taille kaum angedeutet, Hüften wenig entwickelt, Brüste sind klein mit flachem Warzenhof. Neigung zur Fettbildung, weichere, mehr weibliche Formen. Körperbehaarung spärlich, Haupthaar lang, reichlich, schwarz glänzend.

Beispiel. 18jährige Chinesin (Fig. 22). Trotz leichter Beimischung malaiischen Blutes ist in dem gewählten Beispiel der mongolische Typus sehr rein erhalten.

Fig. 23. 18jährige Oesterreicherin.

4. Mittelländische Rasse (weisse Rasse), Fig. 23.

Körperhöhe = 7,5 bis 8 Kopfhöhen. Proportionen normal. Gliedmassen von weicher, weiblicher Rundung, Waden rund, kräftig entwickelt. Rumpf in der Mitte eingezogen mit gut ausgeprägter Taille, Hüften breit. Brüste rund und voll mit flachem Warzenhof. Körperbildung ausgeprägt weiblich. Körperbehaarung mässig, oft stark, Haupthaare lang, glatt, oft gelockt.

Beispiel. 18jährige Oesterreicherin. Die Proportionen sind im gewählten Beispiel normal, das Mädchen hat nie ein Korsett getragen, weshalb eine Verbildung des Rumpfes durch Kleidung ausgeschlossen werden kann.

Fig. 24. 16jährige Anamitin.

5. Mittelländisch-mongolische Mischung (weissgelbe Mischung). Fig. 24.

Mischung mittelländischer und mongolischer Elemente mit Ueberwiegen bald der einen, bald der anderen Grundform.

Beispiel. 16jährige Anamitin (Fig. 24). Im gegebenen Fall, der den malaiischen Typus repräsentiert, ist die mehr zylindrische Form des Rumpfes, die kleinen Hände und Füsse, die fehlende Körperbehaarung sowie das in der Oberkieferpartie breite Gesicht und die Mongolenfalte über den Augen auf mongolischem Einfluss beruhend, während das lange, leicht wellige Haupthaar, die gute Rundung von Oberschenkeln und Waden, die kräftige Entwickelung der Brüste von mittelländischem Blut stammt.

Fig. 25. Zwei 16jährige Mulattinnen aus Kairo.

6. Mittelländisch-nigritische Mischung (weissschwarze Mischung). Fig. 25.

Mischung mittelländischer und nigritischer Elemente in verschiedener Verdünnung.

Beispiel. Zwei Mulattinnen aus Kairo (Fig. 25). Bei diesen beiden Mädchen überwiegen noch die nigritischen Elemente am Körper, trotzdem das Gesicht der rechtsstehenden, das lange Haupthaar der linksstehenden deutlich den mittelländischen Einfluss verraten. Die geringe Andeutung der Taille, die fehlende Körperbehaarung, die erhabenen Warzenhöfe, die schwachen Waden sind ebensoviele Zeichen von Negerblut.

In grossen Zügen ist hiermit der unabänderliche Rassencharakter festgelegt. Die Ansicht, dass Klima, Lebensweise, Kultur beziehungsweise Entartung irgend einen wesentlichen Einfluss auf den Rassencharakter ausüben können, ist durch Grosse[1]), Ehrenreich[2]) u. a. hinreichend widerlegt worden. Hier können wir uns mit einigen schlagenden Beispielen begnügen.

Man behauptet, dass im Norden die Menschen ausbleichen. Das nördlichste Volk sind die braungelben Eskimos, deren Haut viel dunkler ist als die der südlicher wohnenden Schweden. Trotz jahrtausendelangem Aufenthalt im Norden ist die mongolische Haut gelbbraun geblieben.

Seit Jahrtausenden werden bei Europäern und Chinesen die Füsse der jungen Mädchen künstlich missformt; trotzdem haben alle neugeborenen Kinder beider Rassen normale Füsse.

Seit Jahrhunderten werden in aller Herren Ländern die Juden unterdrückt und verfolgt; trotzdem hat dieser zähe mittelländische Stamm seine Körpereigentümlichkeiten und seine hohe geistige Begabung unverändert bewahrt.

Das einzige Moment, das den Rassencharakter wirklich verändern kann, ist die Mischung. Ausserdem kann die Lebensweise zwar nicht den Rassencharakter, wohl aber die Entwickelung des Individuums in der Weise beeinflussen, wie etwa der Züchter ein Tier. G. Fritsch vergleicht sehr passend die Naturvölker und die Kulturvölker mit wilden und zahmen Tieren. Die Naturvölker sind viel zierlicher gebaut, haben ein feineres Knochengerüst, kräftige Muskeln und weniger Fett; die in stetem Wohlleben bei reichlicher Kost und wenig Bewegung aufwachsenden Kulturvölker bekommen einen plumperen Knochenbau, schwächere Muskeln und stärkeren Fettansatz, wenn nicht durch kräftige körperliche Ausbildung dem entgegengearbeitet wird.

In derselben Weise sind die zahmen Wiederkäuer viel plumper als die wild lebenden; umgekehrt aber kann durch entsprechende Züchtung der Bau der zahmen Tiere sich verfeinern lassen, wie dies zum Beispiel beim Vollblutpferde der Fall ist.

Der eigentliche Rassencharakter lässt sich aber beim Menschen

[1]) Naturwissenschaftliche Studien. Tübingen 1900.

[2]) Anthropologische Studien über die Urbewohner Zentralbrasiliens.

durch günstigere oder ungünstigere Daseinsbedingungen in keiner Weise verändern.

Sehen wir vorläufig von den beiden grossen Gruppen der Mischrassen ab, so finden wir jede der übrigen Gruppen mit gewissen körperlichen Eigenschaften ausgestattet, die mit zunehmender Entwickelung mehr und mehr zu körperlichen Schönheiten werden.

Abgesehen von kulturellen Einflüssen, die den einzelnen Menschengruppen eine bestimmte Geschmacksrichtung aufgeprägt haben, ist für das lokale Schönheitsgefühl stets der betreffende Rassencharakter in seiner vollsten Entfaltung massgebend gewesen. Die ersten Bestrebungen auf dem Gebiet der Körperverzierung mussten sich demnach darauf richten, diesen Rassencharakter möglichst hervorzuheben und, im weiteren Verlauf, künstlich zu übertreiben.

Beispiele hierfür sollen weiter unten bei der Besprechung der verschiedenen Arten von Körperverzierung gebracht werden; hier wollen wir vorläufig nur im allgemeinen auf die Beziehungen der Körperverzierung zu den Rassen hinweisen.

Was zunächst die Bemalung des Körpers betrifft, so finden wir, dass im ersten Stadium jede Rasse die ihr eigentümliche Körperfarbe möglichst hervorhebt. Dunkle Weiber schmieren sich mit Fett und Russ ein, um ihre Haut noch glänzender und dunkler erscheinen zu lassen, oder bemalen sich mit weissen Streifen, um durch den Gegensatz die dunkle Haut stärker sprechen zu lassen. Weisse Weiber schminken sich noch weisser oder benutzen schwarze Schönheitspflästerchen, um die natürliche Weisse ihrer Haut hervorzuheben.

Narbenverzierungen entsprechen der dunkeln schwellenden Haut der Australier und Neger, während die helleren Indianer, Maori und Japaner die farbige Tätowierung bevorzugen.

Ein Rassenmerkmal der Protomorphen ist die breite Nase: bei vielen von ihnen wird durch Nasenpflöcke und Nasenringe dieses Kennzeichen noch künstlich verstärkt. Die Mongolinnen zeichnen sich durch zierliche kleine Füsse aus: die Chinesinnen schnüren die ihrigen noch stärker zusammen.

Die Mittelländerinnen sind die einzigen unter den Weibern, die eine natürliche schmale Mitte über den breiten Hüften besitzen, und

sie sind die einzigen, die durch den Missbrauch des Korsetts ihren Rumpf verunstalten.

Wo aber zwei verschiedene Rassen miteinander in Berührung kommen, tritt zur Betonung des eigenen Rassencharakters das Bestreben, die Vorzüge der jeweils höher stehenden Rasse nachzuahmen beziehungsweise vorzutäuschen. Dies ist schon beim regelmässigen Austausch von Kulturgütern der Fall, in noch weit höherem Masse aber, wenn es sich um wirkliche Mischung handelt.

Auch hierfür werden wir später Beispiele geben.

Wie auf den Körperschmuck, so hat der Rassencharakter auch auf die eigentliche Kleidung einen grossen Einfluss geübt; hier spielt aber ausser der Rasse auch deren geographische Lage eine grosse Rolle.

Von den jetzt lebenden Rassen haben es die Protomorphen, soweit sie nicht völlig nackt gehen und nicht durch höhere Kulturvölker in ihren Sitten beeinflusst sind, meist nicht weiter als bis zur primitiven Kleidung gebracht. Dasselbe ist der Fall mit den Negern. Bei diesen beiden finden sich demnach vorwiegend primitive Trachten in den verschiedensten Stadien ihrer Entwickelung.

Bei den Mongolen, deren Stammsitze nördlich vom Himalaya liegen, und die darum bei zunehmender Bevölkerungszahl gezwungen waren, sich mehr und mehr nördlich auszubreiten, hat wohl schon frühzeitig die arktische Kleidung sich entwickelt; sie sind heutzutage auch die einzige Rasse, bei deren Weibern sich die rein arktische Kleiderform als Volkstracht findet.

Bei der mittelländischen Rasse findet sich die ihren ursprünglichen Stammsitzen angemessene tropische Kleidung nur noch ausnahmsweise als Volkstracht, etwas häufiger als allgemeine Kleidung innerhalb des Hauses; bei den meisten ist zu dem tropischen Rock eine mehr oder weniger ausgiebige Bedeckung des Oberkörpers hinzugekommen, allerdings in der Weise, dass seine Formen durch die Kleidung möglichst wenig verdeckt werden.

Die mittelländischen Frauen zeichnen sich vor allen anderen Rassen durch die ausgesprochen weibliche Bildung und die schöne Form des Oberkörpers aus; nur bei ihnen besitzen die meisten In-

dividuen in ihrer Blütezeit vollentwickelte und schöne Brüste; sie sind darum auch die einzige Rasse, bei der diese weibliche Schönheit ganz allgemein hoch geschätzt und darum auch, soweit die Sitte es erlaubt, mit Stolz gezeigt wird.

Wie schon bemerkt, hat bei den höherstehenden Völkern ein lebhafter Austausch von Kulturgütern stattgefunden, und deshalb finden wir bei den heutigen Trägern der Kultur, von mongolischer sowohl als von mittelländischer Abkunft, eine vielfache Mischung tropischer und arktischer Elemente auch in der Kleidung.

Noch stärker findet sich diese Vereinigung tropischer und arktischer Kleidungstücke bei den grösseren Mischrassen, namentlich bei der weissgelben Mischung.

Von allen Kulturgütern hat keines einen tiefergreifenden Einfluss auf die weibliche Kleidung ausgeübt als der Gottesdienst. Es ist bereits in dem Abschnitt über die Nacktheit auseinandergesetzt worden, warum Moses die möglichste Verhüllung des Weibes anstrebte. Die aus dem jüdischen Ritus hervorgegangenen christlichen und islamitischen Religionen haben, vielleicht absichtlich, im grossen ganzen an der Ueberlieferung festgehalten, sie zuzeiten sogar noch übertrieben. Unser heutiges Denken und Fühlen ist so sehr mit diesen altehrwürdigen Begriffen durchtränkt, dass es nur wenigen Gebildeten möglich ist, sich bewusst über diese eingewurzelten Vorurteile hinwegzusetzen und sich deutlich zu machen, dass sie mit dem Gottesgedanken selbst eigentlich gar nichts zu tun haben. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage," muss man auch hier sagen, wenn man bedenkt, wieviel Gesundheit, Schönheit und Natur seit Jahrhunderten einem missverstandenen Sittlichkeitsbegriff zum Opfer gebracht wurden.

Von allen auf israelitischer Basis entstandenen Glaubensformen ist keine in der Verhüllung des Weibes weiter gegangen als der Islam.

Fig. 26 stellt eine muhammedanische Frau aus Tunis dar in der Tracht, in der sie sich auf der Strasse zeigt. Doch ist auch der Einfluss des Islams nicht so tiefeingreifend gewesen, dass sich nicht auch innerhalb seines Gebietes eine freiere und oft selbst sehr freie Auffassung bewahrt hätte. Fig. 27 gibt das Bild einer muhammedanischen Dame aus Stambul, bei der der Schleier nicht mehr

Fig. 26. Muhammedanerin aus Tunis in Strassentoilette

dem eigentlichen Zweck des Verhüllens dient. Hier ist er Zierat und wirkt bei einem brünetten Teint genau so vorteilhaft wie der weisse Schleier einer europäischen Dame.

Auf den beiden Karten (Fig. 12 u. 13) ist das Gebiet des Islams

und seine Ausbreitung innerhalb der letzten vier Jahrhunderte angegeben. Wir werden weiter unten sehen, inwieweit er im stande war, die weibliche Tracht innerhalb seiner Grenzen zu beeinflussen.

Fig. 27. Verschleierte Dame aus Stambul.

Dass aber dieser Einfluss kein allmächtiger ist, dafür spricht schon ein Vergleich der obigen Bilder.

Ebenso ist es mit dem Christentum; man braucht sich nur eine Karmeliternonne und daneben eine dekolletierte Hofdame vorzu-

stellen, um zu begreifen, dass das alte mosaische Gesetz in Wirklichkeit zur hohlen Form geworden ist, trotz aller orthodoxen Christen.

Die Lehre von Christus, der Gottesgedanke von der unendlichen, allesumfassenden Liebe, ist ganz etwas anderes als die künstliche, starre Schale dogmatischer Beschränktheit, die kurzsichtige Menschen darum hingezogen haben. Der Kern ist alles, die Schale ist Nebensache.

Wenn wir an die grosse und selbstlose, sich selbst verleugnende und alles aufopfernde Liebe denken, die wir hie und da, und oft nur zeitweise für einen oder einige wenige Menschen fühlen können, wenn wir uns ein Leben mit solcher Liebe erfüllt denken, und mit einer solchen Liebe, die nicht nur einen oder einige, sondern alle Menschen in sich fasst, dann haben wir so ungefähr eine Ahnung des göttlichen Gedankens, für den Christus lebte und starb.

Und von dieser Ahnung erfüllt, wird uns die kleine Hütte, in der wir helfend am Bette eines kranken Mitmenschen stehen, zum Gotteshaus, wird uns die ewig junge Natur, deren Werke wir mit offenen Augen bewundern, zum heiligen Dom, und was wir tun und denken, ist ein Gebet.

Dieser Gottesdienst steht ebenso hoch, wie die Gebete, die aus gläubigen Herzen im stillen Kämmerlein oder in den hochgewölbten Kirchen mit Gesang und Weihrauch zu dem unsichtbaren höheren Wesen emporsteigen.

Wie man Gott dient, ist Nebensache; der Glaube ist alles.

Höher aber noch steht der Drang nach der Wahrheit.

Es ist kleinlich, annehmen zu wollen, dass die Wahrheitsliebe dem christlichen Gottesdienst schaden kann. Im Gegenteil, sie hilft uns, die Mängel aufzudecken, mit denen menschliche Schwäche und Beschränktheit die wahre Lehre umhüllt haben, durch sie wird das Ewige und Unvergängliche des christlichen Gottesgedankens in immer vollkommenerer, höherer, von Schlacken gereinigter Form der Nachwelt überliefert.

Zu diesen Schlacken gehört eine ganze Reihe von Vorurteilen, die einer falschen Auffassung der christlichen Lehre ihren Ursprung verdanken. Dahin gehört die allen orthodoxen Christen, katho-

lischen wie protestantischen, eigentümliche Selbstüberschätzung und Unduldsamkeit, das mangelnde Verständnis für andersdenkende, in anderen Ueberlieferungen erzogene Mitmenschen, dahin gehört das übertriebene Wertlegen auf äusserliche, durch den Brauch geheiligte, nur halb oder gar nicht verstandene Formen und Formeln, dahin gehört der bewusste und unbewusste Widerstand gegen Neuerungen, gegen neue Wahrheiten, die einen Teil der Form, nicht aber den Gedanken zu vernichten drohen, dahin gehört endlich jener ganz unchristliche Hass, der jeden trifft, der sich nicht schweigend allen kleinsten Gesetzen fügt, die Jahrhunderte von Irrungen um die ewige Wahrheit herum aufgebaut haben.

In welcher Weise christlicher Dogmatismus auch die Kleidung der Frau beeinflusst hat, werden wir weiter unten sehen bei der Besprechung der Tracht unter den Kulturvölkern; zunächst müssen wir etwas ausführlicher die verschiedenen Stadien der Entwickelung betrachten.

IV.

Der Körperschmuck.

Wir haben bereits gesagt, dass die verschiedenen Arten von Körperschmuck sich in vier grosse Gruppen verteilen lassen, in

a) Körperbemalung;
b) Narbenschmuck und Tätowierung;
c) Körperplastik;
d) am Körper befestigte Schmuckstücke.

Wir haben auch bereits bemerkt, dass sich häufig eine Art des Körperschmucks mit der anderen zusammen vorfindet und dass sich Ueberreste von allen vier Gruppen auch bei den heute am höchsten stehenden Kulturvölkern erhalten haben.

Wir haben hier nun den näheren Beweis anzutreten, dass in der Tat alle diese Körperverzierungen nur aus dem Ziertrieb hervorgegangen sind, und dann, dass sie in der oben angegebenen Reihenfolge die Vorläufer der eigentlichen Kleidung geworden sind. Ein solcher Beweis ist natürlich nicht mit mathematischer Sicherheit zu geben, sondern nur ein sogenannter Wahrscheinlichkeitsbeweis, der aus Analogien gleicher und ähnlicher Zustände seine Schlüsse zieht.

Von älteren Urgeschlechtern der Menschheit wissen wir nur sehr wenig. Ausser diesen äusserst spärlichen Quellen haben wir zunächst die Berichte von Reisenden und deren Beobachtungen von noch lebenden Naturvölkern. Von diesen Berichten sind wiederum die meisten, die von Missionaren herrühren, ziemlich wertlos, weil diese durch die Brille ihres meist recht beschränkten Standpunktes und darum nur in seltenen Fällen wirklich objektiv beobachten. Eine besonders rühmliche Ausnahme davon macht Livingstone.

Auch die Erfahrungen wissenschaftlich gebildeter Reisenden sind nicht immer einwandsfrei, denn während den Forschern romanischer Abkunft eine gewisse Sucht nach phantastischer Uebertreibung nicht immer abzusprechen ist, kranken wiederum die germanischen Gelehrten an dem Bedürfnis, alles, was sie sehen, einem vorher bereits fertiggestellten System anzupassen, und so sieht der eine mehr, der andere weniger, als wirklich da ist.

Sogar die wissenschaftlichen Messungen sind sehr häufig durch den individuellen Standpunkt verschoben. Das wichtigste, in letzter Zeit stets anwachsende, völlig einwandsfreie Material sind die photographischen Aufnahmen, die allein eine nachträgliche Prüfung gestatten.

Wer soll aber diese Prüfung vornehmen? Dem Gelehrten, der nie aus seinen vier Wänden herausgekommen ist, fehlt jeglicher Massstab, jede Möglichkeit des Vergleichens mit eigener Erfahrung, denn mehr und mehr macht sich das Bewusstsein geltend, dass Bücherweisheit allein zur Beurteilung der lebenden Welt nicht ausreicht. Noch weniger als ein Arzt das Wesen einer Krankheit aus Büchern heraus erkennen kann, ist es für einen Anthropologen möglich, von seiner heimatlichen Zelle aus das Gewoge der Rassen und Völker zu übersehen.

Nein, man muss selbst draussen in der Welt gewesen sein, muss selbst mit den verschiedenartigsten Menschen und Völkern in Berührung gekommen sein, und unter ihnen die Vorurteile seiner engeren Heimat abgestreift haben, bevor man im stande ist, ähnliche Beobachtungen anderer nach ihrem richtigen Wert oder Unwert schätzen zu können.

Der Mangel dieser Einsicht hat manche recht hervorragende Gelehrte dazu verleitet, die seltsamsten Theorien aufzubauen, kritiklos minderwertigen Berichten zu glauben und bessere totzuschweigen.

Und dies hat wiederum zur Folge, dass jeder neue Arbeiter auf diesem Felde erst damit anfangen muss, eingewurzelte Irrtümer zu berichtigen, bevor er Neues bringen kann.

Für die Körperbemalung, ebenso wie für die Narbenverzierung und Tätowierung hat Joest[1]) diese Aufgabe in glänzender Weise

[1]) Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Asher & Co. Berlin 1887.

gelöst, und ich vermag nichts Besseres zu tun, als mich seiner Auffassung anzuschliessen und kann sie durch eigene Beobachtungen nur bestätigen. Eine reiche Uebersicht einschlägigen Materials findet sich bei Bartels[1]) und Lippert[2]).

Joest hat seine Beobachtungen und Erfahrungen bei Naturvölkern gesammelt, eine zweite Quelle der Erkenntnis hat er aber gar nicht beachtet, und zwar das Studium unserer eigenen Kinder.

Bei richtiger Beobachtung gibt uns das unverdorbene Kind mit seinen natürlichen Neigungen und Regungen unendlich viel mehr Aufschlüsse über die Kindheit des Menschengeschlechtes als tausend gelehrte Bücher. Vom Kinde wissen wir, dass Nacktheit keine Schande ist, am Kinde sehen wir auch, dass es sich und seinesgleichen mit Vorliebe Gesicht und Hände beschmiert, und stolz darauf ist, sich in seinem Schmutz zu zeigen. Ich hatte einmal ein Fläschchen mit Goldbronze den Söhnen eines Freundes geschenkt. Die Jungen wussten nichts Besseres damit zu tun, als sich gegenseitig sämtliche Fingernägel und die Nasenspitzen zu vergolden, zum grossen Entsetzen meines sehr wohlerzogenen Freundes.

Joest[3]) führt an, dass Tiere, wie die Elefanten, Schweine und Büffel, Schlammbäder nehmen, um sich durch die lehmige Kruste vor Insektenstichen zu schützen, dass aber auch verschiedene Karaibenstämme in Brasilien zu demselben Zwecke ihren nackten Körper mit Kokosöl und roter Farbe einreiben. Zum Schutze genügt das Kokosöl, wozu also die rote Farbe? Doch offenbar nur, weil die Karaiben das schön finden. Wie alle Indianerstämme, lieben auch die Karaiben die rote Farbe als Körperschmuck, und bekanntlich stammt der alte Name Rothäute nicht von der wirklichen Hautfarbe, die mehr bräunlichgelb ist, sondern von der früher allgemein herrschenden Sitte, den nackten Körper rot zu bemalen. Wir finden hier wieder das Bestreben, ein Rassenmerkmal, die leicht rötlich schimmernde Haut, künstlich zu erhöhen.

Aber nicht nur bei den amerikanischen Stämmen, sondern bei

---

[1]) Ploss-Bartels, Das Weib. 7. Aufl. 1902. Abschnitt IV.
[2]) Kulturgeschichte der Menschheit I, 364 ff.
[3]) l. c. pag. 19.

allen Menschen scheint Rot die älteste und beliebteste Schmuckfarbe gewesen zu sein und noch zu sein. Man lasse Kinder unter einer Anzahl der Form nach gleicher und nur durch die Farbe verschiedener Gegenstände, zum Beispiel farbigen Kugeln, auswählen; die meisten Kinder werden die rote Kugel bevorzugen, wie man dies täglich beim Croquetspiel beobachten kann.

Spencer[1]) gibt an, dass in den Höhlen von Perigord neben den Gerippen von vorgeschichtlichen Menschen ein roter Farbstoff gefunden wurde, der zur Verzierung der Haut bestimmt war, Schaaffhausen[2]) fand Schädel und Knochen in der Martinshöhle mit rotem Ocker bemalt, Tacitus[3]) berichtet von einem im fernen Norden wohnenden Volke, das, statt sich zu bekleiden, den Körper mit roter Farbe beschmierte. Joest führt eine ganze Reihe anderer Quellen an, die die allgemeine Verbreitung der roten Bemalung bei prähistorischen, sowie bei heutigen Naturvölkern bestätigt.

Dass gerade Rot als Körperschmuck so allgemein beliebt ist, kann zum Teil in der Natur der Farbe selbst liegen. Es ist ja eine bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärte Tatsache, dass gewisse Farben einen angenehmeren Eindruck auf die Seele des Menschen machen als andere: Rot stimmt freudig, Blau stimmt trübe und so weiter; allerdings ist ja die Auffassung verschieden, denn ein Stier zum Beispiel kann Rot nicht vertragen. Abgesehen von dieser geheimen Anziehungskraft aber ist Rot die Farbe des Blutes, und darum offenbar die erste Auszeichnung des Jägers gewesen, der vom Blut seiner Beute bespritzt, nach Hause kehrte. Wir wissen ja, dass erst der Mann sich schmückte; später ging dieser Schmuck auch auf die Frau über. Ein weiterer Grund für die grosse Vorliebe für Rot liegt darin, dass es leicht zu beschaffen ist und zu jeder Hautfarbe, vom hellsten Weiss bis zum dunkelsten Schwarz, gut passt.

Nächst Rot sind Schwarz und Weiss die verbreitetsten Schmuckfarben, dann kommt Gelb und in letzter Reihe Grün und Blau.

---

[1]) Descriptive Sociology.
[2]) Ueber roten Ocker in der Martinshöhle bei Lethmathe.
[3]) Germania.

Joest hat so viele Hinweise, Ueberreste und Beispiele von Bemalung aus aller Herren Länder und aus allen Zeiten gesammelt, dass er zu dem berechtigten Schlusse kommt, dass alle Menschengeschlechter ihre Körper bemalt haben und dass bei allen noch Spuren dieser Sitte vorhanden sind.

Ist nun die Körperbemalung, um zunächst von dieser allein zu reden, nur als Körperschmuck betrachtet worden, oder haben auch andere Ursachen, wie Körperschutz und vor allem religiöse oder kulturelle Vorschriften, sie veranlasst?

Als Gewährsmänner für die Auffassung, dass die Bemalung lediglich als Körperschmuck aufgefasst wird, führt Joest[1]) an: Kubary, Finsch, Cook, Bougainville, Langsdorff, Ellis, Lawrence, Riedel, Bock, Bälz, die ihre Erfahrungen bei den Melanesiern, Tahitiern, Markesanen, Maoris, Keiinsulanern, Dajaks beziehungsweise Japanern gesammelt haben. Derselben Anschauung sind Ehrenreich[2]) und von den Steinen[3]), die über südamerikanische Stämme berichten, und Ferrars[4]), der bei den Birmanen und Andamanen langjährige Studien gemacht hat. Die gleiche Ueberzeugung habe ich auf den Sundainseln, in Indochina und Japan gewonnen. Dass einige der genannten Forscher ihre Erfahrungen an der aus der Bemalung hervorgegangenen Tätowierung gemacht haben, ändert an der Sache nichts.

Der Hauptvertreter der entgegengesetzten Ansicht ist Gerland, der die Körperbemalung ebenso wie die Tätowierung zu einer symbolischen und heiligen Handlung stempeln will und zur Stütze dieser Ansicht die unglaublichsten Kombinationen mit einem wahren Bienenfleiss zusammengetragen hat[5]). Ihm haben sich verschiedene Ethnologen, mehr oder weniger angeschlossen.

Alle, die Bemalung und Tätowierung in ihrer ursprünglichen Form studiert haben, erklären sie einstimmig für rein kosmetisch

---

[1]) l. c. pag. 53.
[2]) Die Botokuden von Eio Pankas.
[3]) Unter den Urvölkern Zentralbrasiliens.
[4]) Burma, by Max & Berta Ferrars.
[5]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Bd. VI.

und nur die Gelehrten vom grünen Tisch wittern tiefere Ursachen heraus.

Ich glaube, dass das Urteil derjenigen, die mit eigenen Augen gesehen haben, entschieden das wertvollere ist, und dass in deren Uebereinstimmung der grösste Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansicht liegt.

In Wirklichkeit findet sich hie und da Bemalung und Tätowierung mit kulturellen und namentlich religiösen Zwecken verbunden, dann lässt sich aber auch beinahe immer noch mehr oder weniger bestimmt nachweisen, dass erst sekundär die gebietenden Kreise sich eines bereits herrschenden Volksbrauchs bemächtigt haben.

„Wenn erst, wie Joest schreibt, die Ausübung dieser Kunst ein Lebenserwerb geworden ist, dann ist es nicht mehr als natürlich, dass gerade gewisse Kasten, die in der ganzen Welt keine Feinde des schnöden Mammons sind, die Priester, danach trachteten und es erreichten, diese Kunst als Monopol in ihre Hände zu bekommen."

In gleicher Weise wird die Bemalung und Tätowierung, wo sie mit grösseren Kosten verbunden ist, ein Vorrecht der höheren, besitzenden Klassen und damit eine Auszeichnung.

Für weitere Beispiele verweise ich auf die bereits mehrfach zitierte Arbeit von Joest.

Der unbevorurteilte Leser wird nach dem Gesagten zugeben müssen, dass es ebenso widersinnig ist, die Körperbemalung und Tätowierung von symbolischen und religiösen Gebräuchen abzuleiten, als die Kleidung vom Schamgefühl. In beiden Fällen sind die Ursachen und die Wirkungen miteinander verwechselt worden.

Genau so verhält es sich ja auch mit der Beschneidung und dem Verbot des Schweinefleisches bei Israeliten und Muhammedanern. Aus einer ursprünglich rein sanitären Massregel ist später ein religiöses Gebot geworden.

Schliesslich sei noch angeführt, dass alle jetzt noch der Bemalung huldigenden primitiven Völker, daraufhin befragt, ohne weiteres sagen, dass sie sich nur der Verschönerung wegen bemalen, dass die Bemalung aller dieser Völker bei festlichen Gelegenheiten sorgfältiger und ausgedehnter angewendet wird als im täglichen Leben, und dass schliesslich bei nackten Völkern der ganze Körper,

bei den bekleideten Völkern aber nur die sichtbaren Teile desselben bemalt werden.

Ein Schmuck hat keinen Zweck, wenn er nicht bewundert werden kann.

Auch hierfür finden sich die weiteren Belege bei Joest.

Wenn wir bis jetzt gezeigt haben, dass die Bemalung des Körpers ganz allgemein verbreitet ist, und dass sie ursprünglich nur zu kosmetischen Zwecken angewendet wurde, so bleibt noch nachzuweisen, dass sie auch die älteste Form des Körperschmucks gewesen ist.

Dafür spricht, dass gerade die ihrer Kultur nach am niedrigsten stehenden heutigen Primitivvölker, wie die Feuerländer, die Australier, die Buschleute, die ausgedehnteste Körperbemalung besitzen, dafür spricht, dass man bei Ueberresten von Urmenschen aus der Steinzeit Farbstoffe gefunden hat, dafür spricht endlich, dass die Bemalung des Körpers das einfachste, naheliegendste und darum wohl auch das erste Schmuckmittel gewesen ist.

Zusammenfassend können wir also behaupten:

Die Bemalung des Körpers ist die älteste Form der Körperverzierung, sie findet sich noch heute mehr oder weniger vollständig bei Angehörigen aller Rassen, wird von den meisten als Schmuck betrachtet und ist nur in einzelnen Fällen durch Sitte und Kultur zu einem symbolischen oder religiösen Abzeichen geworden.

Die rote Farbe findet sich, wie gesagt, am häufigsten und weitesten verbreitet.

Fig. 28 ist der Kopf eines Zulumädchens, das sich festlich bemalt hat. Die Nase ist glänzend rot gefärbt, auf Stirn und linker Wange ist ein rotes Dreieck gezeichnet, das letztere von innen mit Weiss gefüllt.

Ausser den Negerinnen und den bereits erwähnten Rothäuten färben sich die Australierinnen, Melanesierinnen, kurz alle wenig bekleideten Völker mit Vorliebe rot. Aber auch bei bekleideten Rassen werden nicht bedeckte Körperteile rot gefärbt. So beizen sich die Perserinnen und Türkinnen die Nägel der Hände und Füsse, den Hals und die Ohren mit Henna rot, und nicht nur die Schau-

spielerinnen, sondern zahlreiche andere Frauen aus den gebildeten europäischen Kreisen bemalen Lippen und Wangen mit roter Schminke.

Die weisse Farbe ist nach der roten wohl am meisten verbreitet; bei den dunklen Rassen, weil durch den Gegensatz die

Fig. 28. Zulumädchen mit rot und weiss bemaltem Gesicht.

dunkle Haut stärker gehoben wird, bei den hellen Rassen, um diesen Rassenvorzug noch mehr zu erhöhen.

Bei einer Gruppe von Andamanen (Fig. 29) bildet die in verschiedenartigster Weise angebrachte weisse Bemalung nebst einem schmalen Gürtel den einzigen Körperschmuck.

Hutchinson[1]) gibt die Photographie einer Gruppe von Australierinnen, die zum Zeichen der Trauer weiss angestrichen sind.

Von der ausserordentlich weit verbreiteten Sitte des Weiss-

[1]) Living Races of Mankind.

Fig. 29. Andamanen mit weisser Körperbemalung.

schminkens und Puderns des Gesichts und Halses mögen hier zwei Beispiele genügen; eine birmanische Schauspielerin (Fig. 30) und eine chinesische Dame aus den höchsten Kreisen (Fig. 31).

Nicht nur in der etruskischen, griechischen, ägyptischen und indischen, sondern auch in der chinesischen, japanischen und birmanischen Kunst finden wir die Männer meist dunkel, braun oder gelblich, die Frauen hellgelb oder weiss dargestellt. Die an und für sich hellere Haut der Frau, die durch das abgeschlossene Leben im Hause nicht von der Sonne gebräunt wird und dadurch noch heller bleibt, galt und gilt noch heute als ein grosser Vorzug, und dieser Vorzug wird in der naiven Kunst noch stärker zum Ausdruck gebracht.

Fig. 30. Weissgeschminkte birmanische Schauspielerin. (Phot. M. Ferrars.)

Bei den nicht mittelländischen Völkern, wie Chinesen, Japanern und Birmanen, ist wohl das weisse Frauenideal mit dem Buddhismus zusammen in die Kunst hinübergetragen worden, und hat von da aus auch in der weiblichen Kosmetik Eingang gefunden, denn die festliche Farbe der Mongolen, die auch heute noch in einzelnen Gegenden angewendet wird, ist Gelb. Das Weissschminken der Chinesinnen und Japanerinnen können wir als ein bewusstes oder unbewusstes Streben nach den Vorzügen der höher stehenden Rasse betrachten.

Fig. 41. Weissgeschminkte chinesische Dame.

Viel stärker ausgesprochen findet sich dies Bestreben bei allen Mischrassen: selbst bei den brünetten Südeuropäerinnen ist das Pudern des Gesichts, der Arme, und, wo nötig, auch des Halses und der Brüste sehr beliebt.

Und bei uns? Man erinnere sich der reizenden Szene in

Sudermanns „Es war einmal", wo das junge Mädchen die Puderdose ihrer verheirateten Freundin erwischt und in stillem Entzücken ihr Gesicht bis zu der interessantesten Blässe mit Mehl bestreut. Die Freundin überrascht sie und sagt: „Ja, wir haben es alle einmal so gemacht."

Die schwarze Farbe findet ihre ausgedehnteste Anwendung bei den dunklen Rassen, um deren angeborene Hautfarbe noch glänzender und tiefer zu machen.

Bei hellen Rassen wird sie nur im kleinen angewendet, zum Färben der Augenbrauen, der Haare, als Schönheitspflästerchen, zum Hervorheben der weissen Haut durch die Kontrastfarbe.

Die gelbe Farbe findet sich besonders häufig bei Mongolen und mit ihnen verwandten Stämmen.

Die Javanen am Hof von Solo und Djokja färben bei Festen ihren ganzen Oberkörper, Arme, Gesicht, Hände und Füsse hell safrangelb, bei den Balinesen wird der ganz oder teilweise entblösste Oberkörper der Männer rotbraun, der Frauen hellgelb gefärbt zu feierlichem Aufputz.

In meinem Besitz befinden sich zwei derartige, sehr sorgfältig geschnitzte und bemalte Holzfiguren, die einen balischen Fürsten und seine Frau darstellen.

Genau dieselben Farben finden sich merkwürdigerweise auch in den alten ägyptischen Wandmalereien wieder.

Die blaue Farbe ist neben Rot bei vielen amerikanischen Indianerstämmen beliebt [1]). Cäsar [2]) fand sie bei den keltischen Urbewohnern Britanniens.

Von den jetzt ausgestorbenen Bewohnern Tahitis berichtet Bougainville: „So wie die französischen Damen sich die Backen rot anpinseln, so streichen sich die Damen in Tahiti ihr Hinterteil blau an."

Die heiligen Tempelmädchen von Nara in Japan waren im Jahre 1892 — vielleicht ist das jetzt nicht mehr der Fall — im

---

[1]) Vgl. Schurtz, Urgeschichte der Kultur. 1900. Tafel V. Gesichtsbemalung der Odschibwä.

[2]) De bello Gallico. V. 14.

Gesicht ganz weiss geschminkt, wie Clowns; die Lippen waren blau gefärbt, und auch auf den Wangen war ein blauer Schimmer angebracht (Fig. 32).

Schliesslich sei noch erwähnt, dass ausser Farben auch häufig mehr oder weniger wohlriechende Stoffe mit oder ohne Farbenzusatz zur Erhöhung der körperlichen Reize von Frauen verwendet werden.

Die grosse Auswahl europäischer Toilettenwasser, vom Eau de Lis bis zum Rosenöl, ist bekannt genug. In Niederländisch-Indien reiben sich die Javaninnen ebenso wie viele mehr oder weniger europäische Damen mit einem Brei von feuchtem Kalk und starken Essenzen ein, der nach dem Trocknen abgerieben wird und neben einem weisslichen Schimmer auf der Haut einen meist sehr starken Geruch hinterlässt. Die Samoanerinnen benutzen den Saft wohlriechender Pflanzen, die Eskimofrauen Lebertran und Urin, Hottentottinnen, Dschagga und Schillukfrauen Asche und Kuhmist. Die Geschmäcker sind eben verschieden und es gibt mancherlei Arten, sich bei Männern beliebt zu machen.

Eine sehr ausführliche Zusammenstellung der verschiedenen Farben und ihrer Verbreitungsgebiete hat Joest gemacht, auf den ich für weitere Einzelheiten verweise.

An die Stelle der vergänglichen Farbe tritt im weiteren Lauf der Entwickelung der bleibende Narbenschmuck und die Tätowierung.

Beide Schmuckarten können als gleichwertig betrachtet werden und unterscheiden sich nur durch ihre auf natürlichen Ursachen beruhenden Verbreitungsgebiete. Bei allen dunkeln Völkern findet sich beinahe ausschliesslich Narbenschmuck, bei farbigen und hellen Völkern beinahe ausschliesslich Tätowierung.

Die dunklen Völker bevorzugen den Narbenschmuck, weil auf ihrer dunklen Haut die Farben wenig oder gar nicht zur Geltung kommen, die Narben aber viel stärker und plastischer hervortreten als bei hellen Völkern. Ihre schwellende, dicke, gefässreiche Haut zeigt eine starke Neigung zur Bindegewebswucherung und Bildung von sogenannten Keloiden, Narbenwülsten.

Einen derartigen unfreiwilligen Narbenschmuck sah ich einmal auf dem Oberarm eines dunkelhäutigen Maduresen in Surabaia.

Fig. 11. Tempelmädchen aus Nara mit blaugefärbten Lippen.

Beim Impfen hatten sich an jeder Einstichstelle knopfförmige Wülste gebildet. Später waren dieselben durch eine Operation entfernt worden, doch nun wuchs an ihrer Stelle die Schnittnarbe mit den

Fig. 33. Südaustralisches Mädchen mit Narbenschmuck. (Ethnogr. Museum Leiden.)

querverlaufenden Nahtnarben zu einem noch viel grösseren, braunglänzenden Gebilde empor, das die Gestalt einer dicken, vielfüssigen Raupe hatte.

Bei hellhäutigen Menschen kommen derartige Keloide nur äusserst selten vor; Schnittnarben sind rötlich, wenn sie frisch sind,

und werden bald weiss oder leichtbräunlich, so dass sie sich nach Verlauf eines Jahres nur wenig von ihrer Umgebung abheben. Sehr vorteilhaft dagegen treten in der helleren Haut die farbigen Tätowierungen hervor. Die beliebteste und verbreitetste Farbe für Tätowierung ist Schwarz, das durch die Haut bläulich durchschimmert; meist wird dazu Kohle, Russ oder ein ähnlicher Stoff benutzt. Nächst Schwarz ist Rot am häufigsten. Man benutzt dazu Zinnober, der nur wenig von seiner Farbe verliert.

Für Narbenschmuck und Tätowierung gilt dasselbe allgemeine Gesetz, wie für die Bemalung. Nur diejenigen Körperteile werden geschmückt, die von den Kleidern gar nicht oder nur ausnahmsweise bedeckt sind.

Bei wenig bekleideten Völkern wird der Körper in grosser Ausdehnung mit Narben verziert oder tätowiert, bei den bekleideten Völkern beschränkt sich die Tätowierung auf das Gesicht, die Vorderarme und den oberen Teil der Brust. Der scheinbare Widerspruch, dass z. B. die völlig in Tierfelle gehüllten Eskimos sich sehr ausgiebig am ganzen Körper tätowieren, erklärt sich daraus, dass sie in ihren Hütten nackt sind [1]).

Mit der Zunahme der bleibenden Kleidung rieselt, wie Joest sich sehr hübsch ausdrückt, die Tätowierung und der Narbenschmuck am Körper herunter, so dass wir bei völlig bekleideten Völkern diese Schmuckart nur an Händen, Unterarmen, Gesicht und Büste antreffen.

Wie schon bemerkt, ist hier absichtlich vermieden, eine vollständige Uebersicht des Narbenschmucks und der Tätowierung zu geben, und auf die im Lauf der Zeiten damit verbundenen religiösen und kulturellen Zwecke ausführlich einzugehen. Auch dafür kann ich auf das schon mehrfach angeführte schöne Werk von Joest verweisen und mich hier mit einigen charakteristischen Beispielen begnügen.

Die Fig. 33, 34, 35 geben drei nacktlebende Südaustralierinnen wieder, deren ganzer Körperschmuck ausser einigen schmalen Hals- und Armbändern von Hanf in Narben besteht.

---

[1]) Vgl. oben pag. 18.

Fig. 33 zeigt ein junges Mädchen, dessen einziger Schmuck zwei querverlaufende, starkgewulstete Narben unter den Brüsten sind.

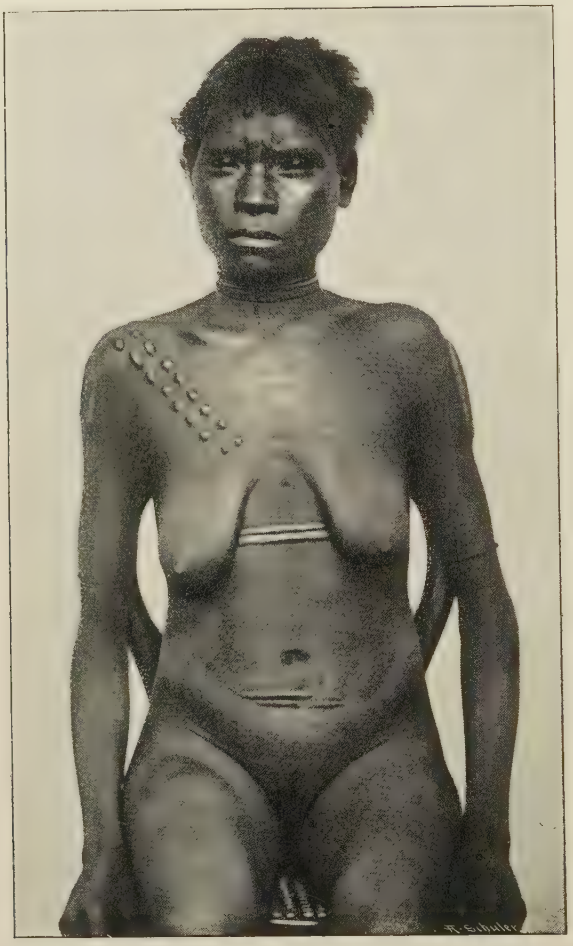


Fig. 34. Junge südaustralische Frau mit Narbenschmuck.
(Ethnogr. Museum Leiden.)

Bei einer jungen Frau von demselben Stamm (Fig. 34) sind zwei weitere Streifen unter dem Nabel hinzugekommen, über die rechte Schulter verlaufen zwei Reihen von je acht knopfförmigen Narbenwülsten.

Noch reicher verziert ist eine ältere südaustralische Dame

(Fig. 35), die ausser an Bauch, Brust und Schultern auch im Gesicht zahlreiche strich- und punktförmige Narben aufzuweisen hat.

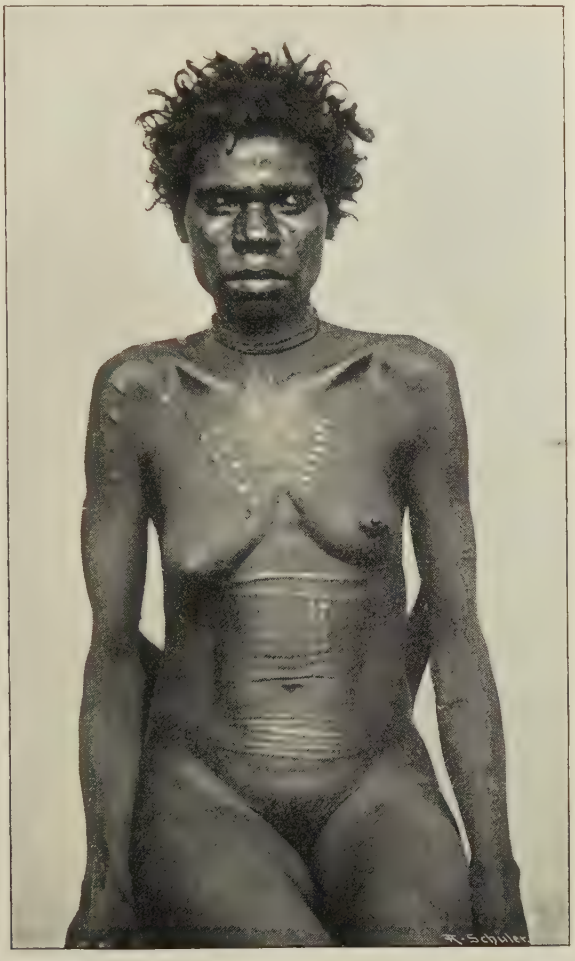


Fig. 35. Aeltere südaustralische Frau mit Narbenschmuck. (Ethnogr. Museum Leiden.)

Wir sehen, dass hier mit der Narbenverzierung des Körpers der Begriff der Auszeichnung verbunden ist. Das junge Mädchen muss sich mit wenigen Narben begnügen, die junge Frau ist schon viel mehr verziert, die würdige Matrone strahlt im vollen Glanze des ihrer höheren Stellung entsprechenden Narbenschmucks.

Fig. 36. Zwei Mädchen von Zentralafrika mit Narbenschmuck und Grasröcken. (Ethnogr. Museum Leiden.)

Am Kongo in Afrika ist eine eigentümliche Narbenverzierung an der Stirn sehr beliebt, von der die Fig. 36 und 37 Beispiele geben. Von den zwei Mädchen vom oberen Kongo (Fig. 36) zeigt

Fig. 37 Frauen und Mädchen vom Sanga, die ersteren mit Narbenschmuck. (Ethnogr. Museum Leiden.)

Fig. 38. Zwei Mädchen von Angola mit Narbenschmuck.
(Ethnogr. Museum Leiden.)

die linksstehende ausser der wulstigen medianen Narbenverzierung an der Stirn nur eine sehr seichte, längsverlaufende gestrichelte Narbe oberhalb des Nabels, während bei der rechtsstehenden am

Bauch drei querverlaufende Narben, sowie eine Verzierung des Vorderarms hinzukommt. Ausser diesen Narben besteht bei beiden die Kleidung nur aus einem auf den Hüften ruhenden Grasrock, der viel Aehnlichkeit hat mit den Röckchen unserer Ballettänzerinnen.

Die Gruppe der Frauen und Mädchen vom Sanga, einem Nebenfluss des Kongo (Fig. 37), zeigt wieder, wie bei den Australierinnen, einen gewissen Standesunterschied, da nur die Frauen, nicht aber die jungen Mädchen mit den knopfförmigen Narben an der Stirn verziert sind.

Eine sehr ausgiebige Narbenverzierung, die sich beinahe über den ganzen Körper erstreckt, besitzen zwei junge Mädchen aus Angola, die im übrigen nur mit einem schmalen Hüftband bekleidet sind (Fig. 38).

Alle diese Frauen und Mädchen gehören den dunkelhäutigen Menschenrassen an. Von der braunen Haut aufwärts bis zu den hellhäutigen Völkern finden wir nun die Tätowierung in ihrer reichsten Entfaltung.

Fig. 39. Schamtätowierung der Nukuorofrauen. (Nach Kubary.)

In welcher Form, an welchem Körperteil sie zuerst angebracht wurde, wird sich wohl kaum jemals entscheiden lassen. Jedenfalls ist wohl die auch heute noch am weitesten verbreitete schwarze Farbe zuerst angewendet worden, weil sie am leichtesten zu beschaffen war und am kräftigsten wirkte.

Nicht unwahrscheinlich ist ferner, dass bei den Frauen zuerst die Schamtätowierung vorgenommen wurde, wie sie heute noch bei den Pelau- und Nukuoroinsulanerinnen besteht. Dafür spricht, dass auch heute noch bei den Völkern, die als solche der Tätowierung huldigen, diese erst bei der Geschlechtsreife angebracht wird, und dass bei den Naturvölkern von allen Körperteilen die Geschlechtsteile bei der Frau zuerst Interesse erregen und darum zuerst zur Verzierung auffordern.

Bei den Bewohnern der Nukuoroinseln wird, wie Kubary berichtet, von den Männern nur der Häuptling auf Brust und Schultern tätowiert, dagegen alle Mädchen, diese jedoch nur auf dem Schamhügel mit einer Figur, wie sie Fig. 39 angibt.

„Trotz der Beschränktheit der nukuorischen Tätowierung“ —

Fig. 40. Zwei Ainomädchen mit tätowiertem Schnurrbart.

schreibt Kubary[1]) — „ist ihre Bedeutung bei den Frauen eine hervorragende, wie man schon aus dem Umstande schliessen darf, dass alle von nicht tätowierten Frauen geborenen Kinder getötet werden. Sie bildet das Abzeichen der Reife und des

[1]) Bei Joest, l. c. pag. 86.

Eintretens in die Gemeinschaft der übrigen Frauen und wird auch deshalb in Gesellschaft ausgeführt."

Die Vornahme der Operation schildert Kubary in folgender Weise: „An dem betreffenden Tage begeben sich die sämtlichen, mit Gelbwurz eingesalbten Mädchen nackt nach dem Strande und baden im Angesicht der versammelten Männer in der See. Zurückgekehrt nach dem Tempel wird jede von einem besonderen Manne empfangen, welcher an der mit bedecktem Gesicht auf dem Boden sich Ausstreckenden rasch die einfache Zeichnung ausführt. Als Schwärze dient der Russ des „Setoï", eines an allen Inseln der Karolinen von Osten antreibenden Harzes. Der Priester, der die Operation beaufsichtigt, bedeckt dann die Schamgegend mit drei Steinen, Te hatu nae, und legt auf die Brust eines jeden Mädchens dreieckige Schildpattstückchen, Te hanna genannt. Nach drei Tagen trocknet die Zeichnung ein und die Mädchen dürfen den Tempel verlassen."

Aus diesem Beispiel ist ersichtlich, wie die Tätowierung aus der ursprünglichen Verzierung ein durch Sitte und Religion geheiligtes Abzeichen des Weibes geworden ist, ein Abzeichen, dem keine Frau sich entziehen kann, ohne die heiligsten Pflichten der Mutterliebe zu verletzen.

In anderer Weise tritt wiederum die Tätowierung bei den Weibern der Aino auf. Bei zwei Ainomädchen (Fig. 40) ist der Körper grösstenteils bekleidet, um den Mund aber ist eine schwarze, schnurrbartähnliche Tätowierung angebracht, die sich bis zu den Ohren hinaufzieht.

Die Ainos unterscheiden sich bekanntlich von allen sie umgebenden Volksstämmen durch eine ausserordentlich starke Körperbehaarung. Es ist sehr wahrscheinlich, dass in diesem Falle die Tätowierung bei den Mädchen im Gesicht auf das Bestreben zurückzuführen ist, das Rassenmerkmal künstlich zu erhöhen.

Bei einem Dajakmädchen vom Stamme der Kajan (Fig. 41), das von C. Nieuwenhuis im Innern Borneos aufgenommen ist, bildet die Tätowierung einen zierlichen, manschettenförmigen Streifen oberhalb des Handgelenks. Hier ist sie offenbar ausschliesslich als Körperverzierung angebracht.

In selten schöner und ausgiebiger Weise tritt uns die zur Zierkunst sich erhebende Tätowierung in einem Bilde entgegen, das Nieuwenhuis von einer älteren Kajanfrau (Fig. 42) anfertigen liess.

Hier sind die Hände bis übers Handgelenk mit den zierlichsten

Fig. 41. Dajakmädchen mit tätowierter Manschette.
(Phot. Nieuwenhuis.)

Arabesken verziert. An den Beinen finden sich breite tätowierte Knöchelstreifen, und endlich ein die ganzen Oberschenkel bedeckendes höchst kunstreiches Muster. Die sehr zierlich gearbeiteten, wechselvollen Holzpatronen, welche zur Tätowierung benutzt werden, hat Nieuwenhuis in grosser Zahl gesammelt und aus Borneo mitgebracht. Der weiblichen Eitelkeit ist in weitestem Masse Rechnung getragen, nur ist die erste Wahl entscheidend, und für die

Trägerin des einmal angebrachten Schmuckes gibt es keinen Modewechsel mehr.

Wie Nieuwenhuis mir mitteilte, wird diese ausgedehnte Täto-

Fig. 42. Dajakfrau mit tätowierten Oberschenkeln und Manschetten. (Phot. Nieuwenhuis.)

wierung der Oberschenkel nur bei Frauen und niemals bei Männern angebracht. In Birma [1]) ist es gerade umgekehrt. Dort findet sich die völlige Bekleidung der Oberschenkel mit eingebrannten Mustern nur beim Manne.

[1]) Vgl. Burma by Max & Berta Ferrars.

Diese Beispiele, die sich durch zahlreiche andere vermehren liessen, lehren uns, dass die Tätowierung noch heute in der Hauptsache als Körperschmuck angesehen wird, dass sich aber häufig im Laufe der Zeiten damit Begriffe religiöser Art verbunden haben, oder dass sich daran ein Abzeichen des Ranges und Standes knüpft. Zu der ersteren Kategorie gehören z. B. die noch heute in der Herzegowina üblichen Tätowierungen eines Kreuzes auf Brust und Vorderarm katholischer Mädchen, zu der letzteren die Totemzeichen, die amerikanische Indianerinnen sich in die Haut kratzen.

Die Sitte der Tätowierung ist noch heute über die ganze Erde bis in die höchstkultivierten Völker hinein verbreitet.

Unter vielen Naturvölkern finden wir sie beim ganzen Stamme, bei höher kultivierten Völkern gibt es noch einzelne Stände, wie die halbnackten Läufer in Japan, die der Sitte huldigen, endlich findet man sie vereinzelt bei den höchsten Kulturvölkern, obgleich auch da mehr oder weniger an gewisse Stände gebunden. Joest hat von Tätowierten weisser Abstammung ausführliche Berichte gesammelt. Danach sind die Matrosen, Soldaten, Handarbeiter und andere Angehörigen der sog. arbeitenden Klasse ziemlich häufig tätowiert; ferner Reisende verschiedener Berufe, die diese Sitte im Ausland kennen lernten, und zu diesen letzteren gehören sogar einige englische Prinzen, bei denen in Japan der Urmensch wieder erwachte.

Als Ausnahme findet sich die Narbenverzierung mit dem Beigeschmack der Auszeichnung im Gesicht deutscher Studenten, obgleich es unlogisch ist, darin eine Auszeichnung zu sehen, denn der sogenannte Renommierschmiss ist doch eigentlich nur ein Zeichen, dass sein Besitzer die edle Fechtkunst weniger gut verstand, als der Gegner, der ihn abgestochen.

Bekannt ist, dass im Mittelalter den Verbrechern ein Brandmal auf die Stirne gedrückt wurde. Ich selbst habe in Surabaia noch helfen müssen, dienstuntauglichen Javanen mit dem blutigen Schröpfkopf ein mit Russ eingeriebenes Mal auf das Kreuz zu drücken, eine Massregel, die verhindern sollte, dass sich dieselben wieder anderswo anwerben liessen.

Alle diese sporadisch auftretenden Spuren von Narbenschmuck

und Tätowierung haben aber mit dem natürlichen Entwicklungsgang der Körperverzierung nichts zu tun.

Während sich diese Art der Körperverzierung bei den Männern oft sehr ausgedehnt und auf allen Stufen der Kultur findet, wird sie bei den Weibern im allgemeinen nicht so ausgiebig angewendet und findet sich bei höher kultivierten Völkern so gut wie gar nicht.

Gerade umgekehrt aber verhält es sich mit den verschiedenen Formen der Körperplastik. Diese kommt bei Männern fast gar nicht, oder nur auf niederer Kulturstufe vor, während sie sich beim Weibe bis in die höchst entwickelte Kultur hinein erstreckt.

Aehnlich wie die Hautfarbe einen überwiegenden Einfluss auf die Verteilung der an sich gleichwertigen Schmuckarten durch Narben oder durch Tätowierung ausübt, ebenso sind auch die verschiedenen Arten der Körperplastik mehr oder weniger an die Verbreitung der verschiedenen Rassen gebunden.

Mehr als bei irgend einer anderen Art der Körperverzierung handelt es sich bei der Körperplastik um künstliche Uebertreibung der angeborenen Rassenvorzüge und Rassenmerkmale.

Ein ausführliches Eingehen auf die verschiedenen Formen der Körperplastik würde in vielen Beziehungen wichtig sein, uns aber hier zu weit von dem Thema abführen. Besonders zu beachten ist aber, dass der Körper der Frau in sehr ausgedehnter Weise sich künstlich beeinflussen lässt, dass aber trotzdem jedes neugeborene Kind wieder ganz normale Körperbildung zeigt. So kann z. B. eine europäische Dame durch starke Einschnürung der Körpermitte nicht auch bei ihrem zu erwartenden Kinde eine angeborene Wespentaille hervorrufen. Mit anderen Worten: Soweit einwandsfreie Beobachter bisher haben feststellen können, geht eine künstliche Verbildung des mütterlichen Körpers niemals durch **Vererbung** auf das Kind über.

Von weniger bekannten und weniger allgemein verbreiteten Formen der Körperplastik können wir hier absehen. Ob bei den Plattkopfindianern die Sitte, die weichen Schädelknochen des Neugeborenen platt zu drücken, durch eine als Rasseneigentümlichkeit

bereits bei einzelnen bestehende grössere Länge des Hinterkopfes veranlasst wurde, lässt sich schwer entscheiden.

Die durch Einschnüren der Arm- und Beinringe angestrebte stärkere Rundung der Extremitäten ist so allgemein verbreitet, dass sie sich auch nicht als einer einzigen Rasse angehörige Sitte bezeichnen lässt. Ploss-Bartels, der eine reiche Blütenlese einschlägiger Gebräuche gesammelt hat [1]), erwähnt derselben bei Frauen aus Neuguinea (Armringe), aus Gabun, bei Guyana- und Pirusindianerinnen, bei Mentaweiinsulanerinnen (Beinringe) u. a. m.; ich habe sie bei Seeländerinnen und Javaninnen häufig gefunden. Da aber eine liebliche Rundung der Extremitäten bei allen Rassen gleichmässig als ein Vorzug des weiblichen Geschlechts angesehen wird, so sind diesbezügliche Verschönerungsmassnahmen auch gleichmässig verbreitet.

Anders verhält es sich mit den zwei wichtigsten Formen von Körperplastik, welche die zwei Hauptkulturrassen, die gelbe und die weisse, betreffen. Es ist dies die künstliche Verkleinerung des Fusses bei den Chinesinnen und die künstliche Verengerung der Taille bei den Kulturvölkern der weissen Rasse.

Aehnlich wie der berühmte Kater Hiddigeigei philosophierte: „Warum küssen sich die Menschen?“, so haben auch verschiedene Forscher sich gefragt, warum die Chinesinnen ihre Füsse einschnüren. Scherzer [2]) sucht die Ursache in der Eifersucht der Männer, um dadurch ein rasches Davonlaufen der Frauen zu verhindern, Morache [2]) nimmt an, dass der Fuss aus erotischen Gründen verkrüppelt werde, weil das Betrachten und Befühlen des kleinen Schuhs den Chinesen ein besonderes Vergnügen gewährt. Was die Scherzersche Ansicht betrifft, so darf man dieselbe wohl ruhig für einen Scherz ansehen. Zunächst habe ich, und wohl viele andere Beobachter auch, in China gesehen, dass viele junge Mädchen trotz ihrer kleinen Stumpffüsschen sehr schnell laufen können, und dann braucht man kein grosser Psychologe zu sein, um zu versichern,

[1]) Das Weib. 7. Auflage, pag. 144 ff.
[2]) Beide zitiert bei Bartels, Das Weib. VII. pag. 168.

dass ein derartiges Mittel im gegebenen Falle dem eifersüchtigen Manne nicht die geringste Garantie bietet. Die Auffassung von Morache ist insofern unrichtig, als er, wie so viele, die Ursache mit der Wirkung verwechselt. Die Füsse wurden nicht verstümmelt, weil die Männer das schön fanden, sondern als man anfing, die Füsse zu verstümmeln, fanden die Männer auch das schön, wie sie im allgemeinen alle Launen der jeweils herrschenden Mode schön finden.

Der Grund scheint mir vielmehr, wie gesagt, darin zu liegen, dass der natürliche Vorzug der mongolischen Rasse, der kleine Fuss,

Fig. 43. Füsse einer Chinesin.

künstlich übertrieben wurde. Dafür spricht auch eine eigentümliche Analogie in der Schönheitsauffassung der Chinesen bei der Behandlung von Pflanzen.

Zu den grössten Sehenswürdigkeiten der reichen Chinesen gehören die zahlreichen Zwergbäumchen, die auf den europäischen Beschauer einen ganz verblüffenden Eindruck machen. Dreissigjährige Pinien werden durch Züchtung in einer Grösse von wenig mehr als 30 cm erhalten, man sieht kleine Orangenbäume, deren Früchte so gross sind wie Erbsen und ähnliche Wunderdinge. Diese Pflanzen werden in jahrelanger Sorge ganz ähnlich vorbereitet wie die Füsse der Frauen. Man umwickelt die Wurzeln möglichst fest mit feuchten Tüchern, setzt sie dann mit wenig Erde in eine Kokos-

Fig. 44. Nackte Chinesin mit nicht verschnürten Füssen. (Anthrop. Atlas von B. Hagen.)

schale und schneidet alle Wurzeln, die sich verlängern wollen, ab. Der Wert eines solchen Zwergbäumchens steigt mit dessen Alter, da es eine unermüdliche, jahrelange, sehr sorgfältige Pflege erfordert.

Es ist sehr leicht möglich, dass die Erfolge mit den Zwergbäumchen die chinesischen Frauen veranlassten, mit ihren Füssen oder vielmehr zunächst mit den Füssen ihrer Töchter ein gleiches zu versuchen. Jedenfalls aber finden wir in beiden Bestrebungen dieselbe Aeusserung des den Mongolen eigenen Schönheitsgefühls für das Kleine, Zierliche, um nicht zu sagen Verkrüppelte.

Wie dem auch sei, wir können die Verkrüppelung der Füsse bei den Chinesinnen als ein mit Erfolg gekröntes Bestreben ansehen, ihre angeborene Schönheit, den kleinen Fuss, künstlich zu erhöhen. An ähnlichen Versuchen bei Mitgliedern der weissen Rasse hat es ja auch nicht gefehlt. Auch hier bestrebt man sich, durch drückende Schuhe einen kleinen Fuss vorzutäuschen; die meisten Versuche scheiterten jedoch an der Sprödigkeit des Materials und dem Mangel an der für den Mongolen so charakteristischen Geduld, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. — Die Art und Weise, wie der Fuss behandelt wird, ist bei Bartels[1]) ausführlich beschrieben. Beim weiblichen

[1]) l. c.

Kinde werden zunächst die Zehen durch feste Binden unter die Sohle gedrückt, später, nach einigen Jahren, wird dann die Ferse dem grossen Zehen durch feste Umschnürung genähert, so dass schliesslich ein Gebilde erzeugt wird, das unserem Klumpfuss ziemlich entspricht. Fig. 43 zeigt zwei derartige Füsse, von denen der linke in dem zierlichen kleinen Schuh steckt, während der rechte entblösst ist.

Welchen Einfluss eine derartige Behandlung auf das Wachstum des Körpers hat, sehen wir an einer Vergleichung der Fig. 44 und 45, welche Herr B. Hagen aufgenommen hat und so freundlich war, mir zu überlassen.

Fig. 44 stellt eine Chinesin mit nicht verkrüppelten Füssen dar.

Sie zeigt ebenso wie das jüngere Mädchen (Fig. 22) einen sehr zierlichen und kleinen Fuss, dabei gerade, gut gerundete Gliedmassen mit der den Mongolen so eigentümlichen Unterlänge in den Extremitäten.

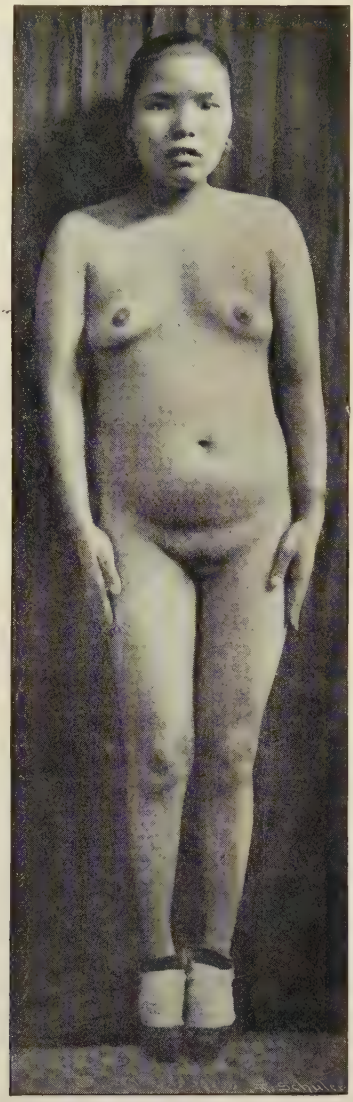


Fig. 45. Nackte Chinesin mit verkrüppelten Füssen.
(Anthrop. Atlas von B. Hagen.)

Fig. 45 ist eine Makaochinesin mit künstlich verkleinerten Füssen. Auf den ersten Blick sieht man, dass nicht nur die Füsse, sondern auch die Unterschenkel im Wachstum zurückgeblieben sind. Die Wadenmuskulatur hat sich gar nicht entwickelt, aber auch Oberschenkel und Arme sind stark verkürzt, und die Länge des Beines im ganzen umsomehr, wenn man bedenkt, dass die Frau auf der Fussspitze und die Ferse etwa in der Mitte der weissen

Fig. 46. Wiener Mädchen von 20 Jahren mit normalem Rumpf.
(Phot. O. Schmidt.)

Binde steht, die den Fuss umgibt. Der Gang dieser Chinesin ist bei dem Mangel der Muskeln des Unterschenkels ein derartiger, dass

Fig. 47. Wiener Mädchen von 20 Jahren mit verschnürtem Rumpf.
(Phot. O. Schmidt.)

das Knie gar nicht gebeugt wird, sondern das ganze Bein vom Hüftgelenk aus bewegt wird. Es ist derselbe Gang, den wir als Knaben auf Stelzen nachgemacht haben, und ebenso, wie Knaben

auf Stelzen sich bei einiger Uebung sehr rasch bewegen können, ebenso tun das die Chinesinnen, bevor ihnen eine stark zunehmende Leibesfülle bald nach der Geschlechtsreife die schnelle Bewegung verbietet.

Mit der bei den Frauen weisser Rasse üblichen künstlichen Verschnürung der Taille können wir uns hier nur kurz befassen, da wir später darauf ausführlich zurückkommen werden. Dass es sich auch hier nur um eine künstlich angestrebte Erhöhung des Rassenvorzugs handelt, ersehen wir daraus, dass diese Körperkosmetik nur bei der weissen Rasse und ihren Mischungen üblich ist und auch von jeher üblich war, wie sich durch künstlerische Darstellungen aus früheren Jahrhunderten und aus aller Herren Länder, wo die weisse Rasse herrscht, nachweisen lässt. Nicht nur bei den alten Aegyptern und Hellenen, auch in der indischen Kunst, bei den Birmanen und Persern hat das weibliche Ideal eine mehr oder weniger ausgeprägte Wespentaille.

Fig. 46 und 47 zeigt zwei Wiener Mädchen von 20 Jahren. Bei der einen (Fig. 46) hat die Form des Rumpfes ihre völlig normale Gestaltung mit natürlicher Taille trotz Kleidung und Korsett behalten, bei der anderen (Fig. 47) sieht man die bleibende Einschnürung mit starker, dunkelgefärbter Druckfurche am unteren Rippenrand. Aber auch hier hat sich, wie bei der Chinesin, der Einfluss der Einschnürung über seine ursprüngliche Grenze hin ausgedehnt. Nach unten macht sich eine starke, die feinen Umrisse zerstörende Anhäufung von Fett in der Lendengegend und am Oberschenkel bemerkbar, nach oben hat der Brustkorb seine schöne, gleichmässig gewölbte Form verloren. Die Folge davon ist, dass die Brüste, die bei beiden Mädchen von besonders schöner Bildung sind, bei der ersteren schön bleiben, bei der letzteren aber bald infolge mangelnden Haltes sich senken und ihre Schönheit verlieren werden.

Aus den angeführten Beispielen erhellt, dass auch die Körperplastik, ebenso wie die Bemalung, Tätowierung und Narbenverzierung sich bis zu den höchstkultivierten Völkern hinauf vorfindet, ja, wir können sogar sagen, dass sie mit steigender Kultur zunimmt, und das ist auch ganz erklärlich.

Solange der Körper der Frau ganz oder grösstenteils nackt ist, erregt er, wie oben angeführt, nur wenig das Interesse des Mannes. Mit steigender Bekleidung nimmt die Beachtung der verhüllten Körperteile seitens des Mannes zu und damit das Bestreben der Frau, dieselben möglichst vorteilhaft erscheinen zu lassen. Ob sie wirklich schön sind, gilt ihr weniger, da ja Bekleidung Regel und Nacktheit Ausnahme ist, so dass die Verunstaltung selten oder nie gesehen wird.

Das Bestreben der bekleideten Frau gipfelt darin, den bedeckten Körper schöner *vermuten* zu lassen, als er wirklich ist.

So kommt es, dass die zunehmende Kleidung der Verunstaltung des darunter versteckten Körpers in die Hand arbeitet.

Erst wo die Kultur durch den hohen Aufschwung der Kunst im verfeinerten Sinne wieder auf die Schönheit des nackten Körpers aufmerksam macht und denselben aus der beengenden Hülle hervorzieht, erwacht aufs neue, aber in anderer Art, das Interesse an unverdorbenen, schönen Gestalten auch im täglichen Leben, so wie das bei den alten Hellenen der Fall war. Möge es Gott gefallen, uns eine ähnliche Blütezeit zu bescheren.

Fig. 48. Kanietfrau mit Nasenpflock. (Phot. Dr. Thilenius.)

Der eigentlichen Körperplastik nahe verwandt ist das *Befestigen von festen Schmuckgegenständen am Körper*, da es mit einer Verletzung und zum Teil auch Formveränderung einzelner Körperteile verbunden ist.

Fig. 49. Hindufrau und Mädchen von niederer Kaste mit Nasenringen.

Die Körperteile, an denen mit Vorliebe feste Schmuckstücke angebracht werden, sind die Ohren, die Nase und die Lippen, in seltenen Fällen auch die äusseren Geschlechtsteile.

Auch hierbei ist auffallend, dass die Verzierungen der Nase und der Lippen nur bei solchen Volksstämmen gefunden werden.

bei denen eine breite Nase und dicke wulstige Lippen zu den Rassencharakteren gehören. Wir haben also auch hier das Bestreben, das Rassenmerkmal künstlich zu erhöhen.

Fig. 48 zeigt eine Kanietfrau von den Anachoreteninseln, die Dr. Thilenius an Ort und Stelle aufgenommen hat. Hier ist der

Fig. 50. Mädchen von der Insel Ruk (Karolinen) mit schweren Ohrringen. (Album Godefroy.)

Nasenpflock in einer Form angebracht, welche an eine moderne Schnurrbarttracht in Europa erinnert. Bei den Kanietfrauen ebenso wie bei den Australierinnen und anderen Schönen, die dieser Sitte huldigen, dient aber das angeborene Rassenmerkmal zur Entschuldigung.

In veredelter Form finden sich diese Nasenringe auch heute noch bei den Frauen niederer Klasse im englischen Indien, offenbar

als ein Ueberrest einer in den tieferen Schichten der Hindus aufgelösten Urrasse und der ihr eigentümlichen Kultur (Fig. 49).

In Fig. 49 sehen wir einen derartigen Zierat bei Mutter und Tochter; zugleich erkennt man an der Bildung der Gesichtszüge die Anklänge der Urrasse, die für Hindus sehr breite Nase, die starken Augenbrauenwülste, die dicken Lippen und vorstehenden Kauwerkzeuge.

Das kleine Mädchen ist zugleich ein gutes Beispiel für die Befestigung der Ohrringe und der dadurch bewirkten Reckung des Ohrläppchens. Ganz ähnlich ist diese Verunstaltung bei dem Kajanmädchen (Fig. 41) zu sehen.

Ein weiteres Beispiel ungewöhnlich starker Ausziehung des Ohrläppchens durch schwere Belastung ist ein Mädchen von der Insel Ruk (Fig. 50), bei dem, ebenso wie bei dem Kajanmädchen, die Haut zu einem langen Ringe ausgespannt ist.

Von allen diesen am Körper befestigten Schmuckgegenständen haben sich nur die Ohrringe bis in die höchsten Kulturstadien hinein erhalten, die Nasenringe und die Lippenpflöcke sind verschwunden.

V.

Die primitive Kleidung.

Die Befestigung loser, abnehmbarer Schmuckgegenstände bildet, wie bereits im zweiten Abschnitt gesagt wurde, den Anfang der eigentlichen Kleidung. Den besten Stützpunkt am Körper bieten die Hüften und darum ist der Hüftschmuck die erste und zugleich wichtigste Form der weiblichen Kleidung. Erst in zweiter Linie kommen die viel weniger entwicklungsfähigen Verzierungen in Betracht, die auf dem Kopf und um den Hals befestigt werden. Sind doch die Blumen, die ältesten Zierden des weiblichen Hauptes, auch heute noch, wenn auch meist in künstlicher Nachahmung, der beliebteste und verbreitetste Kopfschmuck des schönen Geschlechts.

Die einfachsten und darum wohl auch ältesten und ursprünglichsten Formen des Hüftschmucks liefern den Beweis, den ich oben versprochen habe, dass es sich dabei nur um Verzierung, keineswegs aber um Bedeckung des nackten Körpers handelt; aber auch bei weiter ausgebildeten Formen lässt sich häufig nachweisen, dass die Verhüllung nur Nebensache war.

Die allerprimitivste Form des Hüftschmucks zeigt eine junge australische Frau aus Cooktown (Fig. 51), die von Dr. Thilenius aufgenommen ist. Die kühnste Phantasie kann in dem schmalen Gürtelband keinen verhüllenden Gegenstand erblicken oder behaupten, dass dies Bändchen den Zweck hätte, die Geschlechtsteile zu bedecken. Wenn auch das verwöhnte Auge des Kulturmenschen in der armseligen Schnur keinen Zierat erblicken kann, so ist sie doch ein solches in den Augen des einfachen Naturkindes.

Als zweites Dokument für die oben aufgestellte Behauptung kann die photographische Abbildung zweier Negermädchen vom

Fig. 51. Junge Frau aus Südaustralien (Cooktown) mit Hüftenschmuck.
(Phot. Dr. Thilenius.)

Fig. 52. Zwei Mädchen vom Sangafluss mit schmalem Hüftband.
(Ethnogr. Museum Leiden.)

Sanga (Fig. 52) dienen. Auch hier ist das schmale, auf den Hüften ruhende Bändchen, trotzdem es zierlicher ist als bei der Australierin,

ohne weiteres als Zierat zu erkennen, das sich mit heller Farbe vom Hintergrund der dunklen mattglänzenden Haut vorteilhaft abhebt. Auch hier ist von einer Verhüllung der Geschlechtsteile nicht die Rede.

Diese Abbildung ist von umso grösserer Bedeutung, als sich das Bestehen einer derartigen Tracht vor vielen tausend Jahren aus ägyptischen Kunstwerken nachweisen lässt.

Auf der farbigen Tafel sind eine Reihe ähnlicher Trachten von ägyptischen Sklavinnen und Tänzerinnen abgebildet, deren Originale sich im ägyptischen Museum in Berlin befinden [1]).

Die erste Figur der Tafel (a) ist ein sehr sorgfältig aus Holz geschnitztes Figürchen von 13,5 cm Höhe. Der linke Arm mit einem von ihm festgehaltenen Gegenstand ist abgebrochen. Am Halse sind drei breite, vergoldete Streifen zu sehen, ein anderer legt sich um die Hüften. Am Verlauf des zum Teil zerstörten Hüftgürtels ist ohne weiteres zu erkennen, dass er oberhalb der Geschlechtsteile verlief und diese nicht bedeckte.

Noch deutlicher ist dies bei dem zweiten Figürchen (b und c), das den Griff eines Bronzespiegels bildet und 12,75 cm lang ist.

Hier ist sogar unterhalb des Hüftschmucks mit der den ägyptischen Künstlern eigenen Gewissenhaftigkeit die Schamspalte und die Behaarung des Schambergs angedeutet. Besonders merkwürdig aber ist, dass in diesem Bildchen, wie aus der Rückansicht zu sehen ist, sogar die Haartracht mit der heutigen der Sangamädchen übereinstimmt.

Die letzte Figur (d) ist eine 13 cm lange blauglasierte Tonpuppe, die in einem Grabe gefunden wurde. Hier sehen wir den Gürtel sowie die darunterliegenden Geschlechtsteile schematisiert und mehr ornamental dargestellt. Die Kleidung ist durch einige Armringe und eine zwischen den Brüsten sich kreuzende Kette, die sich um den Oberkörper schlingt, vervollständigt. Ob das auf der Stirn und auf den Oberschenkeln sich wiederholende Muster in dunkler Farbe eine Bemalung oder Tätowierung darstellt, oder ob

[1]) Vgl. Stratz, Ueber die Kleidung der ägyptischen Tänzerinnen. Zeitschrift für ägyptische Sprache, 38.

es lediglich dem Bedürfnis der Künstler nach Verzierung entsprungen ist, müssen wir unentschieden lassen. Immerhin sind alle drei Figuren ebensoviele Beweise für die schon damals bestehende Auffassung des primitiven Gürtels als reiner Schmuckgegenstand. Aehnliche

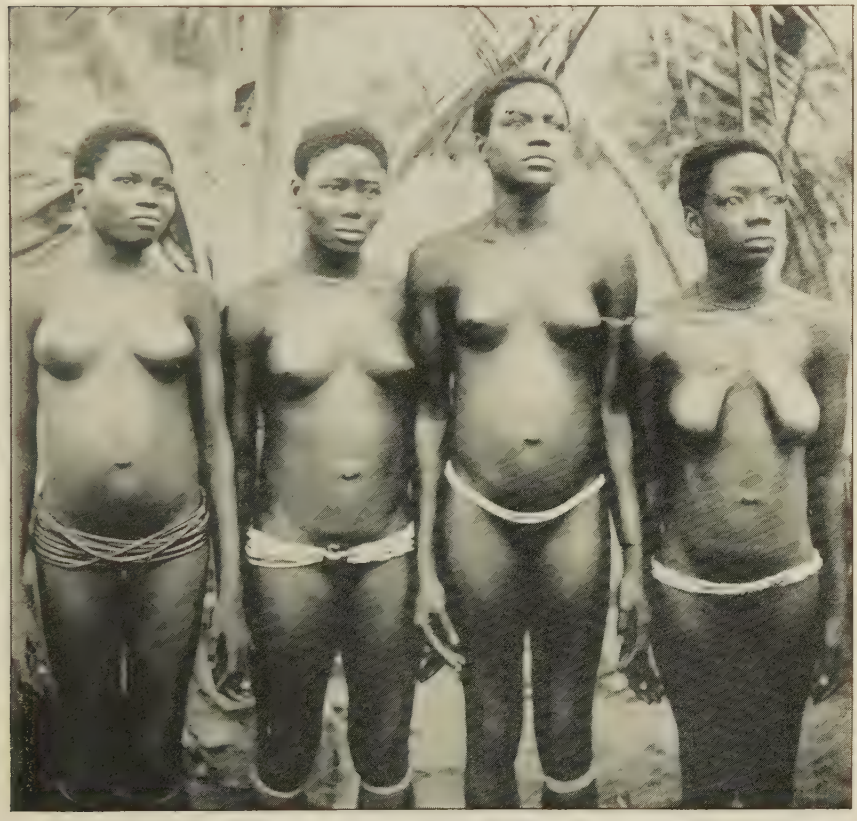


Fig. 53. Vier Togomädchen mit Gürtelschmuck aus Kaurimuscheln.

Darstellungen finden sich zahlreich genug, Racinet[1]) gibt deren drei, im British Museum finden sich auf gemalten Basreliefs sowie an kleinen Figuren sehr häufig ähnliche Trachten dargestellt.

Ebenfalls nur aus dem Gürtel bestehend ist die Tracht der Andamaninnen (Fig. 29) und wird bei diesen nur durch Bemalung

[1]) Le costume historique. II.

Fig. 54. Mädchen aus Senegal. (Phot. Vasse.)

des Körpers vervollständigt. Hutchinson[1]) gibt eine ähnliche Gruppe von Andamaninnen und eine Gruppe von australischen Mädchen, die ebenfalls nur den Gürtel tragen. In dem Atlas

[1]) Living Races of Mankind. I. pag. 53 und 171.

von R. Buchta sind neben völlig nackten Niam-Niammädchen zwei andere abgebildet, die gleichfalls nur eine Ranke als Gürtel tragen.

Als weiteres Beweisstück kann ich eine Gruppe von kaiserlich deutschen Reichsangehörigen, vier Mädchen aus dem oberen Togogebiet (Fig. 53), ins Feld führen. Drei derselben tragen den landesüblichen Gürtel aus Kaurimuscheln, welche dort auch als Scheidemünze benutzt werden, die vierte hat um die Hüften einen langen Rotang geschlungen. Im übrigen tragen alle vier nur schmale Halsketten und Strumpfbänder ohne Strümpfe.

Auch im französischen Senegal findet sich das Hüftband noch in seiner ursprünglichen rein schmückenden und nicht verhüllenden Form, wie aus Fig. 54 erhellt.

Angesichts dieser Tatsachen dürfte wohl die Behauptung, dass nur Verzierung und nicht Verhüllung der Schamteile der erste Antrieb zur Kleidung war, als bewiesen gelten.

Es wurde bereits erwähnt, aus welchen Gründen bei der Frau häufiger als beim Manne aus dem Hüftschmuck die primitive Schambinde sich herausbildete.

Die einfachste Form derselben stellt das Uluri der Bakaïrifrauen dar, welches von von den Steinen[1]) ausführlich beschrieben und abgebildet worden ist. Von den Steinen war so liebenswürdig, mir ein echtes Uluri sowie eine von Ehrenreich aufgenommene Photographie von damit bekleideten Bakaïrifrauen zu überlassen.

Wenn man dieses Bild (Fig. 55) betrachtet, so kann man von den Steinen nur zustimmen, dass das rotgelb schimmernde Uluri des Bakaïriweibes, dieser „Schmuck, mit dem sie einzig prangt", eher geeignet ist, die Aufmerksamkeit auf die Geschlechtsteile hinzulenken, als dieselben zu verhüllen. Dass dies letztere aber auch gar nicht bezweckt wurde, beweist die Tatsache, dass alle Frauen ihr Uluri in von den Steinens Gegenwart bereitwilligst ablegten, als er sie für seine Sammlung darum bat.

Eine weitere Stufe in der Entwicklung der primitiven Kleidung

---

[1]) Unter den Urvölkern Zentralbrasiliens, pag. 189.

Fig. 44. Acht Karaibenfrauen und Mädchen mit dem Uluri. (Phot. Ehrenreich.)

Fig. 56. Makrakaweiber mit Gürtel und Blätterschmuck. (Phot. R. Buchta, Tafel 77.)

des Weibes bildet das Befestigen von Blüten, Blättern und Zweigen an der Gürtelschnur.

In den meisten Fällen wird diese Verzierung an der Vorderseite des Körpers angebracht, nur ausnahmsweise, wie bei einzelnen Stämmen der Andamanen und Zentralafrikaner, an der Rückseite.

Dass aber auch hierbei zunächst nicht an Verhüllung der Geschlechtsteile gedacht wurde, dafür sprechen zahlreiche Berichte von Forschungsreisenden, von denen ich hier nur Emin Bey [1]) anführe. Er hält im Bezirk Amadi am Weissen Nil die Laubschürzen der Frauen für eine „pure Formalität, Muster für die Breite des individuellen Geschmacks". Eine wirkliche Verhüllung wird bei diesen lose befestigten, sich stets verschiebenden Ranken und Zweigen nur ausnahmsweise erreicht.

Noch deutlicher sprechen die Photographien selbst. In dem schönen Atlas von R. Buchta über die oberen Nilländer sind eine ganze Reihe von Afrikanerinnen in diesem primitiven Schmuck abgebildet.

Eine Gruppe von Makrakanegerinnen (Fig. 56) ist diesem Werke entnommen. Einige haben einen kleinen Zweig, andere ein grosses Blatt an dem schmalen Gürtelstreifen befestigt, so dass zwar allerdings beim ruhigen Stehen in der Ansicht von vorn die Geschlechtsteile grösstenteils verdeckt sind; bei seitlicher Betrachtung aber, sowie bei der geringsten Bewegung wird diese Bedeckung, wie Emin Pascha sagt, zur puren Formalität.

Noch überzeugender wirkt eine Gruppe von Melanesierinnen von den Salomoninseln (Fig. 57), die von Thilenius aufgenommen sind. Sie tragen an dünner Gürtelschnur ein Büschel Seetang befestigt. Bei den seitlich stehenden Figuren, der dritten von links und der zweiten von rechts, kann man ohne weiteres sehen, dass von einer eigentlichen Schambedeckung nicht gesprochen werden kann.

Im Laufe der Zeiten nahm aber auch diese primitive Kleidung einen grösseren Umfang an. Namentlich auf den australischen Inselgruppen finden sich heute noch die verschiedenartigsten Gürtelzierate aus unverarbeiteten Bestandteilen der Pflanzenwelt. Die Frauen

---

[1]) Zitiert von Bartels. Das Weib. VII. pag. 457.

Fig. 57. Frauen aus Nissan (Salomoninseln) mit Blätterschmuck. (Phot. Thilenius.)

Fig. 58. Zwei Mädchen aus Tonga im Blumenschmuck. (Phot. Thilenius.)

von Tonga (Fig. 58), von Samoa (Fig. 59, 60, 61) und von Fidschi (Fig. 62) sind anmutige Beispiele dieser namentlich durch ihre Farbenzusammenstellung wirksamen Pflanzentracht.

Bei den Tonganerinnen besteht der Gürtelschmuck aus langen,

bis über die Kniee herabhängenden Blattstreifen, die sich beim Sitzen teilen und die Oberschenkel sichtbar machen (Fig. 58). Um die Hüften zieht sich ein bunter Kranz von Blüten, von denen die

Fig. 59. Mädchen aus Samoa im Blütenschmuck. (Phot. Andrew.)

grünen Ranken herabhängen; das ganze Gewand bildet einen duftigen Blumenstrauss, aus dessen Mitte der schlanke Mädchenkörper als zierlichste Blüte nackt emporsteigt. Das dunkle Haar ist mit einer grossen weissen oder farbigen Blüte gekrönt.

Die drei Bilder der Samoanerinnen (Fig. 59, 60, 61) zeigen

die mannigfachen Gestaltungen, die der angeborene Geschmack des Weibes diesem so einfachen Pflanzenkleide zu geben weiss. Die eine hat einen grünen Zweig in ihr Haar gesteckt, die andere eine weisse Blütenranke, die dritte schmückt sich mit einem Kranz von Fichtenreisern. Bei der einen besteht das Röckchen aus einer

Fig. 60. Tarpi, Tänzerin des Königs von Samoa im Blütenschmuck. (Phot. Andrew.)

Mischung von grünen und rotbraunen Ranken, die zu dem gelbweissen Körper einen lieblichen Kontrast bilden, die Tänzerin hat einen buntfarbigen Blumenteppich umgelegt, das liegende Mädchen trägt eine doppelte Reihe von leuchtenden Orchideen.

Kann man sich einen entzückenderen Anblick denken, als diese zierlichen Menschenblumen, geschmückt mit ihren duftenden Schwestern aus dem Pflanzenreiche; gibt es eine lieblichere Beschäftigung für junge Mädchen, als jeden Tag aus den reichen

Fig. 61. Mädchen aus Samoa im Blumenschmuck. (Aus Selenka, Der Schmuck des Menschen.)

Schatzkammern der Natur deren schönste Blüten zu einer stets neuen und wechselnden, farbenschillernden Hülle zusammenzubinden, um damit den schlanken Körper zu verzieren. Freilich muss dieser Körper schön sein, um sich dieses Schmuckes wert zu machen, freilich werden auch an den Geschmack der Trägerin grosse und täglich wiederkehrende Forderungen gestellt, und beides, Schönheit wie Geschmack, sind nicht jedem gegeben. Da ist es allerdings viel

Fig. 62. Fidschiinsulanerin mit Gürtelschmuck aus Seetang.
(Godefroy-Album.)

bequemer, den Körper möglichst zu verhüllen und den mangelnden Geschmack durch den bezahlten einer Modistin zu ersetzen, wie dies bei uns ja leider so die Regel ist.

Aber die Folgen sind auch dementsprechend. Wenn man auf den Tummelplätzen europäischer Eleganz die farbigen Gemüsebeete betrachtet, die über den Häuptern runzeliger Megären vorüberschwanken, dann kann man nur mit Wehmut an jene bescheidenen Kinder der Natur zurückdenken, denen eine einzelne Blume genügt,

um ihre Jugend zu schmücken, und die im Alter weise den bunten Farben entsagen.

Wie aus den Abbildungen hervorgeht, ist auch diese Hülle

Fig. 63. Ipurinaindianerinnen, zwei mit Baumwollenschurz, die dritte mit einem Blatt bekleidet. (Nasenstäbchen.) (Phot. Ehrenreich.)

trotz ihres Farbenreichtums nur eine sehr dürftige. Bei jeder Bewegung teilen sich die am Gürtel befestigten Streifen und lassen den Körper durchschimmern.

Ausserdem aber wird eine vollständigere Hülle nur bei fest-

lichen Gelegenheiten angelegt, während im täglichen Leben, bei der Arbeit im Hause, gar keine oder nur eine sehr viel einfachere Kleidung getragen wird.

Eine von Ehrenreich aufgenommene Gruppe von Ipurina-indianerinnen aus Brasilien (Fig. 63) zeigt zwei derselben in dem festlichen baumwollenen Fransenbehang, während die dritte, rechts stehende, nur mit dem klassischen Feigenblatt geschmückt ist, das dort im täglichen Leben das einzige Kleidungsstück bildet.

Dieses Bild zeigt ausserdem bei den beiden rechtsstehenden Frauen den festen Nasenschmuck in der Form eines weissen Stäbchens.

In seiner weiteren Ausdehnung haben wir den Pflanzengürtel bereits kennen gelernt bei den Mädchen aus dem Kongogebiete (Fig. 36), deren Grasröcke den geschmackvollen Blumenkleidern der Samoanerinnen an Schönheit bei weitem nachstehen, jedenfalls aber mehr als die bisher betrachteten Formen den Charakter der Verhüllung tragen.

Mit fortschreitender Entwicklung werden statt der vergänglichen Blüten und Blättern, die jeden Tag erneuert werden müssen, festere Zieraten zur Kleidung verwendet, und an den Gürtel schliessen sich die ersten Anfänge des Schurzes aus dauerhafterem Material. Mit dem Schurze aber, mit seiner Herstellung aus weniger vergänglichen Stoffen ist eine dauernde, gleichmässige Verhüllung der Geschlechtsteile die Regel, und damit tritt nun auch das Schamgefühl stärker hervor.

Dass dasselbe in keiner Weise mit dem grösseren oder geringeren Grad der Verhüllung zusammenhängt, haben wir an den beiden Bildern der Feuerländerin Kamana gesehen (Fig. 1 und 2), von denen das letztere in vortrefflicher Weise die tiefe Beschämung wiedergibt, die durch das Fehlen eines kaum handtellergrossen Stückchens Leder hervorgebracht wird.

Die Entwicklung des Schurzes aus dem von Muscheln gebildeten Gürtelschmuck beleuchten die drei Abbildungen 64, 65 und 66 in vortrefflicher Weise.

Eine Gruppe von fünfzehn Dschaggamädchen (Fig. 64) zeigt, dass alle den Gürtelschmuck tragen; bei einzelnen ist daran ein kleiner Schurz befestigt, der nicht viel grösser ist als eine Patronentasche

Fig. 64. Gruppe von Dschaggamädchen mit Gürtelschmuck, zum Teil mit Schurz bekleidet.
(Phot. Dr. Eggel.)

Fig. 65. Drei Kaffernmädchen, wovon zwei in Gürtelschmuck und Schurz.
(Aus Selenka, Schmuck des Menschen.)

und bei seiner geringen Grösse sowie seiner losen Befestigung kaum im stande ist, als eigentliche Bedeckung zu dienen.

In grösserer Ausdehnung und durch geeignete Befestigung dem Körper mehr anliegend sehen wir diesen aus Muscheln, häufig auch

aus Glasperlen verfertigten Schurz bei zwei Kaffernmädchen (Fig. 65), die Selenka in seinem „Schmuck des Menschen“ veröffentlicht und mir freundlichst überlassen hat.

Fig. 66. Fünf Natal-Kaffernfrauen, zum Teil im Schurz, zum Teil in Tücher gekleidet. (Coll. van der Goot.)

Auch bei dem Basutomädchen (Fig. 21), das als Vertreterin der schwarzen Rasse oben abgebildet wurde, ist durch das zwischen den Beinen durchgeschlungene Tuch eine völlige Verhüllung der Geschlechtsteile erreicht.

Bei einer weiteren Gruppe von Kaffernfrauen aus Natal (Fig. 66) ist der nationale Schurz zum Teil schon durch aus-

Fig. 67. Frauen aus Neuirland mit Baumwollenschurz. (Hamburger Ethnogr. Museum.)

giebigere Erzeugnisse europäischer Industrie verdrängt worden, zum Teil noch in seiner ursprünglichen Form vorhanden.

In noch ziemlich primitiver Form finden wir einen Schurz aus

Fig. 68. Kleines Mädchen aus Celebes mit silbernem Lendenschild. (Ethnogr. Museum Leiden.)

Baumwollenbündeln bei einer Gruppe von Frauen aus Neuirland (Fig. 67). An zweien derselben sind noch Spuren von Narbenschmuck an Brust und Bauch zu bemerken, ein weiteres Beispiel, wie sich die verschiedenen Stadien der Körperverzierung in buntem Wechsel durcheinander schieben.

Aber nicht nur Pflanzen, Perlen, Muscheln und Leder, auch Metall sieht man hier und da als Gürtelschmuck schon frühzeitig verwendet.

Ein kleines Mädchen aus fürstlichem Hause von Celebes (Fig. 68) kann allerdings behaupten, dass sein ganzer Anzug aus gediegenem Silber besteht, anderseits aber ist die Ausdehnung seiner Bekleidung auch eine äusserst summarische.

Ein ähnlicher Schmuck, wenn auch nur von Kupfer, findet sich

Fig. 69. Kinder aus Rangoon, wovon einzelne ein kupfernes Lendenschild tragen.

bei den Hindus, aber auch von diesen wird er hauptsächlich bei Kindern angewendet (Fig. 69).

Ein gleiches ist der Fall in Sumatra und Java, wo ich den Schmuck nur bei Kindern von wohlhabenderen Leuten gesehen habe: arme Leute lassen ihre Kinder in diesen glücklichen Zonen nackt herumlaufen.

Die alten Hindudarstellungen lassen vermuten, dass derartige Metallgürtel mit und ohne schurzförmige Verlängerung früher auch von Erwachsenen getragen wurden.

Als höchste Stufe der primitiven Kleidung ist die umfangreichere Schürze zu betrachten.

Den damit erreichten Abschluss der primitiven Kleidung stellen drei Mädchen dar, die je einer der drei heute noch bestehenden

Fig. 70. Zwei Karayámädchen mit Bastschürze. (Phot. Ehrenreich.)

Hauptzonen primitiver Kleidung angehören, es sind zwei Karayá-mädchen aus Südamerika (Fig. 70), eine Admiralitätsinsulanerin aus

Fig. 71. Mädchen von den Admiralitätsinseln mit geflochtener Schürze. (Hamburger Ethnogr. Museum).

dem australischen Gebiet (Fig. 71) und ein natalsches Kaffernmädchen aus Afrika (Fig. 72).

Die Karayámädchen tragen eine Bastbinde um die Hüften geschlungen, welche vorn übereinandergesteckt als Schürze bis über die Kniee herabhängt. Beim Niedersitzen wird das freie Ende zwischen den Beinen durchgeschoben. Auf dem Bilde sind die beiden Mädchen in dem Augenblick dargestellt, als sie aufstanden, bevor sie die Schürze nach vorn gezogen hatten.

Besonders zierlich ist die geflochtene Schürze des Mädchens von den Admiralitätsinseln; auch bei ihr ist am rechten Oberschenkel noch ein Ueberrest von Narbenschmuck zu sehen.

Das Kaffernmädchen endlich trägt eine doppelte Lederschürze, die vorn und hinten im Gürtel befestigt ist.

Mit den angeführten Beispielen sind die Hauptformen, in denen die primitive Kleidung sich heute noch findet, im wesentlichen vertreten. Es lassen sich selbstverständlich noch eine ganze Reihe grösserer und kleinerer Unterschiede auffinden: sowohl bei süd-

amerikanischen als bei den australischen Stämmen sind viele, die sich durch besondere Kennzeichen voneinander unterscheiden, in der Hauptsache aber lehnen sie sich doch alle an die hier gegebenen Grundformen an.

Zusammenfassend können wir also sagen: Die eigentliche Kleidung der Frau, die bewegliche, abnehmbare Verzierung des Körpers, besteht ursprünglich aus einem schmalen Bande, das auf den Hüften ruht. Durch Zunahme an Umfang und sorgfältigere Ausstattung wird das Band zum Gürtelschmuck.

Aus den am Gürtel befestigten Zieraten entwickelt sich der Schurz, erst als Blätterschurz dem Pflanzenreiche in unveränderter, vergänglicher Form entnommen, später aus verarbeiteten Bestandteilen von Pflanzen in Verbindung mit mineralischen und tierischen Elementen in dauerhafter Form hergestellt.

Mit der gewohnheitsmässigen Bedeckung der Geschlechtsteile durch den Schurz oder die daraus hervorgegangene Schambinde treten zugleich die ersten Regungen des Schamgefühls auf.

Fig. 72. Kaffernmädchen mit doppelter Lederschürze. (Coll. van der Goot.)

Das Endergebnis der natürlichen Entwicklung der primitiven Kleidung ist der Hüftschmuck als Gürtel mit der daran befestigten Schürze oder dem kurzen Röckchen.

Die Bestandteile der primitiven Kleidung sind vorzugsweise

dem Pflanzenreiche entnommen, und zwar zunächst in der unveränderten Form von Zweigen, Ranken, Blättern und Blüten. Erst später treten dazu verarbeitete Pflanzenelemente, wie Baumwolle, Fäden, Matten und primitive Gewebe, oder Bestandteile des Mineralreichs und Tierreichs, wie edle Metalle, glänzende Steine, Muscheln, Zähne, Klauen, Federn und Felle. Die tierischen Elemente sind ursprünglich nur eine Zierde des Mannes, des Jägers, der sich mit seiner Beute schmückt. Wie von den Steinen berichtet, schmücken sich noch heutigentags bei den Bakaïri nur die Männer mit Federn und Zähnen, die Frauen aber ausschliesslich mit Pflanzenstoffen. Erst sekundär geht der tierische Schmuck, die Jagdbeute, auch auf das Weib über.

Die geographische Verteilung der primitiven Kleidung schliesst sich, wie aus den beigefügten Karten (Fig. 12 u. 13) ersichtlich, eng an das Gebiet der völligen Nacktheit an und umgibt dasselbe in weitem Kreise. Deshalb finden wir heutzutage die primitive Kleidung hauptsächlich in Südamerika, in Afrika, in Australien und Neuguinea und weit darumhin auf den Inselgruppen des Grossen Ozeans.

Neben diesen Gegenden, in denen die primitive Kleidung recht eigentlich als Volkstracht angesehen werden kann, finden sich Spuren davon in gewissen Ständen und im häuslichen Leben auch bei anderen Völkern. Allerdings ist dies bei Männern in noch viel höherem Masse der Fall.

Die Schambinde ist das einzige Kleidungsstück des männlichen Arbeiters in Japan, China, auf den Sundainseln, in ganz Indien, in Arabien und zum Teil auch in Aegypten; die Schürze als einziges Kleidungsstück der arbeitenden Frau findet sich in diesen Gegenden zwar auch, aber nur als grosse Ausnahme.

In Yumoto in Japan sah ich einige Frauen in diesem Kostüm in den Schwefelbädern beschäftigt, aber auch in Berlin traf ich bei der Ausübung meines Berufs im Speicher eines Hauses an einem glühendheissen Julitage eine Wäscherin in dieser primitiven Toilette und konnte sie damals nur beneiden.

Die Frauen der Eskimos sind, wie bereits gesagt, innerhalb ihrer Hütten völlig nackt bis auf ihre Tätowierung.

Was die Rassen anbelangt, so findet sich die primitive Kleidung

neben der absoluten Nacktheit als Volkstracht bei den meisten protomorphen Rassen und bei der schwarzen Rasse, entsprechend der niedereren Kulturstufe, auf der diesen Rassen angehörige Völker stehen. Aus dem gleichen Grunde trifft man bei diesen Völkern neben der primitiven Kleidung die verschiedenen Formen des festen Körperschmucks weit häufiger und in viel grösserer Ausdehnung an, als bei den höheren Kulturvölkern.

VI.

Die tropische Kleidung.

Schon in primitiven Verhältnissen wurden aus geklopfter Baumrinde oder aus Mattengewebe grössere Flächen von Stoffen dargestellt, die zu einer ausgiebigeren Bekleidung des Körpers dienen konnten. Derartige Erzeugnisse finden wir auch heute noch bei den Sandwichinsulanerinnen, den Samoanerinnen, den Alfuren u. a., überall aber sind die daraus verfertigten Kleidungsstücke nur für festliche Gelegenheiten bestimmt und heben sich wegen der schwierigen Behandlung des Stoffes nicht aus dem Rahmen der primitiven Kleidung heraus. Die Verarbeitung der Felle zu Leder in grösseren Flächen findet sich zuerst und am ausgedehntesten bei arktischen Stämmen [1]).

Bei den südlichen Völkern wurden Mattengeflechte ebenso wie die Tierfelle zunächst nur als Mantel und zugleich als Lager benutzt. So ist dies heute noch bei den Maoris, den Feuerländern u. a.

Erst mit der weiteren Entwicklung der textilen Künste war die Möglichkeit und damit allmählich das Bedürfnis gegeben, den Körper in ausgiebigerer Weise mit weichen, schmiegsamen Geweben aus Wolle, Leinwand, später auch aus Baumwolle und Seide zu schmücken.

Aus dieser neuen Schmuckart entstand die tropische Kleidung, und zwar bei der Frau, der die textilen Künste oblagen, eher und ausgiebiger als beim Manne.

Wie bei der primitiven, so wurden auch bei der tropischen Kleidung die Gewebe mit dem Hüftschmuck verbunden, umsomehr,

---

[1]) Vgl. Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit. I. 421.

da diese Stelle des Körpers am geeignetsten war, grössere Flächen als Schmuck zu zeigen. Dabei trat aber ein durch die Verhältnisse gebotener mächtiger Umschwung in der Kleidung auf, der von weittragender Bedeutung für die Zukunft wurde und sich ohne weiteres leicht erklären lässt.

Der Gürtel der primitiven Kleidung ruhte auf den Hüften und erhielt sich nebst den daran befestigten Schmuckstücken durch seine eigene Schwerkraft in der gegebenen Lage. Bei der tropischen Kleidung aber diente der Gürtel dazu, das lose Tuch über den Hüften zu befestigen; wollte man dies, wie bisher, an der breitesten Stelle der Hüften tun, so war die Folge, dass bei der geringsten Bewegung der Gürtel nach der schmaleren Körpermitte hinaufrutschte und das Tuch herabfiel; um das zu verhüten, musste das Tuch durch den Gürtel gleich von vornherein an der schmalsten Stelle des Rumpfes befestigt werden, an der eine Verschiebung nach oben oder unten ausgeschlossen war, zugleich aber musste der Gürtel, zu grösserem Halt, fester angezogen werden. Auch wo kein Gürtel verwendet wurde, musste das Tuch selbst seinen Halt dadurch finden, dass es um die Körpermitte straff angezogen wurde, um den letzten Zipfel, der untergeschoben wurde, fest an den Körper zu drücken und so das Abrutschen zu verhindern.

Bei der tropischen Kleidung ist also statt der Hüften die Taille zum Schmuckträger geworden, der Hauptstützpunkt der Kleidung ist nach oben verschoben; damit ist aber zugleich ein festeres Umschnüren der Körpermitte bedingt.

Hiermit ist der erste Schritt zur Ausbildung einer neuen Tracht gegeben, deren weitere Entwicklung zum Korsett geführt hat.

Die ursprüngliche, primitive Befestigung über den Hüften war nur noch bei solchen Stoffen möglich, die durch eine gleichmässige, elastische Spannung ihren Halt finden und dadurch die Befestigung mittels des Gürtels entbehren konnten.

Die Grundform der tropischen Kleidung ist der Rock, der je nach Sitte und Gebrauch kürzer oder länger sein kann. Der Oberkörper bleibt dabei zunächst unbedeckt mit Ausnahme von Halsbändern, Brustbehängen oder ähnlichen losen Schmuckstücken.

Fig. 73. Weddafrauen in tropischer Tracht. (Phot. C. Günther.)

Die reine tropische Kleidung als Volkstracht findet sich heute noch in den verschiedensten tropischen Gegenden.

Fig. 73 zeigt eine Gruppe von drei Weddafrauen aus Ceylon, von denen die zwei rechtsstehenden den tropischen Rock in seiner einfachsten Form als einziges Kleidungsstück tragen.

Fig. 74. Singhalesinnen niederen Standes. Tropische Tracht. (Coll. Rykens.)

Ausser diesen, einer protomorphen Rasse angehörigen Individuen wird die tropische Kleidung aber auch in den niederen Kreisen der Singhalesinnen getragen, welche von dem Grundstock der weissen Rasse abstammen (Fig. 74). Bei beiden Gruppen ist das verhüllende Tuch ohne Gürtel in der Weise befestigt, dass der Zipfel unter den

fest angezogenen oberen Rand hineingeschoben ist. Die Form der Tracht selbst ist echt, jedoch sind bei der sitzenden und bei der

Fig. 7. Khodinmädchen aus Vorderindien. (Coll. Snelleman.)

rechtsstehenden Singhalesin an die Stelle ihrer eigenen kunstreichen Gewebe die billigen europäischen gedruckten Stoffe getreten.

In der Tracht selbst als auch in dem dazu verwendeten Leinenstoff entspricht der alten Tradition die zierliche Gestalt eines Khodinmädchens aus Vorderindien (Fig. 75), die einen Wasserkrug

Fig. 76. Tobabattakfrauen aus Sumatra. Tropische Tracht.
(Ethnogr. Museum Leiden.)

im linken Arm hält. Sie gehört ebenso wie die drei Singhalesinnen den niederen Schichten der weissen Rasse an, denen im englischen Indien noch vielfache Elemente der Dravidas und vielleicht auch anderer inzwischen verschollener Urrassen beigemischt sind. In den

höheren Schichten der Bevölkerung ist die rein tropische Tracht, wie wir später sehen werden, verschwunden.

Auf den Sundainseln findet sich im Inneren, wo der europäische Einfluss sich nicht zu sehr geltend gemacht hat, die tropische Kleidung in ihrer ursprünglichen Form.

Fig. 76 zeigt eine Gruppe von Battakfrauen aus der Gegend des Tobasees. Ihre Tücher verfertigen die Battaks meist selbst und färben sie mit Vorliebe indigoblau oder schwarz. Ausser dem um den Unterkörper geschlungenen Kain tragen sie einen etwas schmaleren, langen Zeugstreifen, den Slendang, der oft sehr sorgfältig gearbeitet ist.

Der Slendang wird in der verschiedenartigsten Weise verwendet, bald als Kopftuch, bald als Schärpe; in dieser Weise trägt ihn das links stehende Mädchen (Fig. 76). Dann wieder dient er, über die Schulter geschlagen, zur Aufnahme von Lasten oder als Tragband für den Säugling. Die Battakfrauen aus dem Inneren des Landes sind meist viel vollständiger bekleidet und befestigen das Kain über den Brüsten.

Die im südlichen Borneo heimische, rein tropische Landestracht trägt ein junges Dajakmädchen (Fig. 77), die von Schultze in Batavia photographiert wurde. Der bunte, blau, rot und weiss gemusterte, kurze wollene Rock, der mit einem gelbglänzenden Baststreifen um die Taille befestigt ist, bildet mit dem reichen Silberschmuck der eigentümlichen Kopfbedeckung einen schönen Gegensatz zu der mattgelben, goldigschimmernden Haut und hebt deren weiche Töne vorteilhaft hervor.

Lässt es sich bei dieser Bewohnerin der Küste aber schwer entscheiden, inwieweit europäischer Einfluss die natürliche Tracht beeinflusst hat, so ist dies bei einer Gruppe von Kajanmädchen aus dem Inneren von Borneo mit absoluter Sicherheit auszuschliessen (Fig. 78). Diese Gruppe, am oberen Mahakkan von Nieuwenhuis aufgenommen, ist gebildet von drei jungen Mädchen namens Edoh Sulang, Davong Gehad und Dahei Kuring, und zeigt an deren zierlichen Körpern die tropische Tracht in ihrer reinsten, ursprünglichen Form. Das elastische Gewebe ist über den Hüften straff gespannt, und findet dadurch unterhalb der Taille schon genügenden

Fig. 77. Dajakmädchen von der Küste Borneos. Tropische Tracht.
(Phot. Schultze, Batavia.)

Halt. Aus dem dunklen Gewande heben sich die vortrefflich gebauten, mattgelben Mädchenleiber in zierlicher Form empor.

Auch im westlichen Java, bei der sundanesischen Landbe-

völkerung der Preangerberge, hat die Volkstracht den rein tropischen Charakter bewahrt (Fig. 79). Ich habe an anderer Stelle eine

Fig. 78. Kajanmädchen aus Zentralborneo. Tropische Tracht.
(Phot. Nieuwenhuis.)

Marktszene beschrieben, bei der ich Gelegenheit hatte, eine Menge derartig gekleideter Frauen und Mädchen, verklärt vom goldenen Licht der Tropensonne, zu sehen. Nicht alle waren schön, ebenso-

Fig. 79. Mädchen aus den sundanesischen Bergen. Java. Tropische Tracht.

wenig als bei uns alle Frauen schön sind. Aber gerade so, wie bei uns ein schönes Gesicht einen angenehmen Eindruck macht, so überrascht dort zwischen den vielen alltäglichen und meist hässlichen

Gestalten das Erscheinen eines tadellos geformten Mädchenleibes, der in seinem goldigen Braun aus der blauen Hülle herauswächst. Auch hier sind die um die Taille befestigten Kains meist indigoblau, nicht allzu selten sieht man aber auch die kunstvollen Muster der gebattikten, mit Wachsfarben gemalten Leinwand, die nur allzu sehr in letzter Zeit durch die hässlichen, gedruckten, aus Europa eingeführten Kattunstoffe verdrängt wird.

Schliesslich kann ich noch auf zwei seltene Photographien von Papuafrauen und Mädchen hinweisen (Fig. 80 und 81), die im niederländischen Teil von Neuguinea aufgenommen sind. Auf dem ersten Bilde sehen wir eine Gruppe von älteren und jüngeren Mädchen in der dortigen Volkstracht.

Bis zum Eintritt der Geschlechtsreife sind die Mädchen bis auf einige Halsketten völlig nackt. Aus dem Bilde ist ersichtlich, dass die Zeit dieses paradiesischen Zustandes dort ziemlich reichlich bemessen wird, denn die drei stehenden Mädchen haben schon eine recht stattliche Körpergrösse erreicht; die am meisten rechts stehende zeigt in einer leichten Wölbung der Brüste bereits die unverkennbaren Zeichen der Reife. Die drei ältesten Mädchen, von denen zwei die Flanken ihrer jüngeren nackten Schwestern decken, während die dritte auf dem Boden hockt, tragen die tropische Tracht in Form eines um die Körpermitte befestigten Tuches. Die ganze Gruppe atmet unverdorbene Naturwahrheit und ist so recht geeignet, das Herz eines Anthropologen durch ihren Stempel von Echtheit zu erfreuen.

Weit weniger ist dies der Fall bei der zweiten Gruppe (Fig. 81). Zwar sehen wir auch hier vier junge Mädchen in ihrer nackten Unschuld und zwischen ihnen eine junge Mutter in der echten, tropischen Landestracht, rechts und links aber erheben sich zwei in geschmacklosester Hülle vermummte Gestalten, die den unnatürlichen, aller Eigenart abholden Einfluss irgend eines Missionars oder anderweitigen Talmikulturträgers verraten und einen baldigen Untergang einheimischer Art und Sitte prophezeien lassen.

Es ist eine traurige Wahrheit, dass meist gerade die ungebildetsten und am wenigsten befugten Menschen als Kulturträger in fremde Länder geschickt werden, die anstatt mit Liebe die Eigen-

Fig. 80. Gruppe von Papuamädchen aus niederl. Neu-Guinea. (Sammlung Gravesteyn van Heyst.)

arten und Vorzüge der fremden Landarten zu studieren, sich ihnen anzupassen und sie weiter auszubilden, es vorziehen, ihre eigenen

Fig. 81. Zweite Gruppe von Papuafrauen und Mädchen. Niederl. Neu-Guinea. (Sammlung Gravesteyn van Heyst.)

beschränkten und verdorbenen Auffassungen ihren oft viel besseren Nebenmenschen aufzudringen. Ehre wem Ehre gebührt: Die Jesuiten

Fig. 9. Angehörige eines [illegible] Stammes. Tonische Tracht. (Ethnogr. Museum Hamburg.)

sind nach Aussage aller massgebenden Forschungsreisenden die einzigen, die hierin eine rühmliche Ausnahme machen und den jeweiligen Sitten und Gebräuchen des Landes die schuldige Ehrfurcht angedeihen lassen.

Zur Vervollständigung des Bildes mögen noch drei Beispiele rein tropischer Kleidung aus anderen Kontinenten dienen.

Fig. 82 ist eine Gruppe von fünf Mädchen und Frauen der Anguaitasindianer aus Südamerika. Sie schliessen sich an die obengenannte Zone der primitiven Kleidung an, und die tropische Metamorphose ist offenbar nur die Folge der durch europäischen Einfluss erlangten Gewebe. Wir können annehmen, dass die Anguaitas vor ihrer Berührung mit europäischen Kulturerzeugnissen ebenso nackt oder so primitiv gekleidet waren, wie die heute noch lebenden geringen Ueberreste verwandter Stämme, deren unzugängliche Wohnsitze den Europäer bisher verhindert haben, einen bleibenden Einfluss zu erlangen.

Für die Entwicklungsgeschichte der Kleidung ist aber diese scheinbare Verbesserung durch fremde Einflüsse nicht unwichtig.

Eine analoge Metamorphose liefert uns Fig. 83, das Bild von drei Togomädchen aus dem deutschen Teile von Afrika. Was bei den Anguaitas eine Vermutung war, wird hier zur Gewissheit. Wir haben die echte Tracht der Togonegerinnen in Fig. 53 kennen gelernt: ein Gürtel von Kaurimuscheln und nichts weiter. Das waren aber Mädchen aus dem Inneren, die „von Europas übertünchter Höflichkeit“ nichts kannten. Hier sehen wir bereits den Unterkörper in Erzeugnisse europäischer Industrie gehüllt, und wie lange ist es her, dass dieser Einfluss besteht? Wie lange wird es dauern, bis die schwarzen Herren der Schöpfung dort in Frack und weisser Halsbinde im Urwald lustwandeln?

Aber die deutsche Industrie hat damit ein neues grosses Absatzgebiet eröffnet und das ist die Hauptsache. Was gilt dem Kaufmanne die Erhaltung alter Sitten und Gebräuche, wenn er dabei nichts verdienen kann; was dem Missionar die natürlichen, schwarzen Menschen, wenn sie nicht gerade nach seiner Manier selig werden wollen!

Eine gleiche Umbildung der primitiven Tracht in die tropische

Fig. 55. Togomädchen von der Küste. Tropische Tracht (Deutsches Kolonialhaus Berlin.)

unter europäischem Einfluss zeigen zwei Mädchen aus dem französischen Sudan (Fig. 84); hier ist aber der Einfluss der weissen Rasse auch in den Gesichtszügen und im Körperbau ersichtlich. Wir haben hier eine Mischung in der Tracht sowohl, als in der Abstammung.

Alle die gegebenen Beispiele beziehen sich nur auf solche Gegenden, in denen die tropische Kleidung noch heute die allgemeine oder doch landesübliche Tracht eines ganzen Stammes ist. Ausserdem aber findet sie sich noch in gewissen Ständen höher stehender Kulturvölker, entweder als ausschliessliche Tracht oder als Alltagstracht neben umfangreicheren Gewändern für festliche Gelegenheiten. Zu diesen Völkern können wir unter anderen die Javanen, die Birmanen und die Siamesen zählen, bei denen wir weiter unten neben anderen Kleiderformen auch die rein tropische Frauentracht wiederfinden werden.

Bei Betrachten der Kleidungskarte (Fig. 13) sehen wir, dass die Verteilung der heute noch bestehenden tropischen Kleidung einen breiten Streifen bildet, der sich von den Sundainseln über die südlichen Teile von Asien bis nach Afrika hinzieht; in der Neuen Welt setzt sich diese Zone in Zentralamerika und Südamerika in geringerer Ausdehnung fort.

Daraus ergibt sich, dass die tropische Tracht keineswegs an die heisse Zone als solche gebunden ist; in Kleinasien und Nordafrika verschmilzt sie mit der durch den Islam begünstigten arktischen Tracht, anderseits aber finden sich versprengte Ueberreste weit nördlich in Island und Schweden.

Wohl dagegen ist sie gebunden an die geographische Verbreitung der weissen Rasse.

Die gegebenen Beispiele haben gezeigt, dass die tropische Kleidung in reiner Form in den ursprünglichen Wohnsitzen der weissen Rasse in Asien besteht, ferner bei Mischvölkern, die aus der weissen Rasse hervorgegangen sind, wie die Sundanesen in Asien, die äthiopischen Völker in Afrika, sowie bei Protomorphen, die mit der weissen Rasse mehr oder weniger verwandt sind, wie die Wedda, Dravida, Dajak und Battak. Schliesslich finden wir sie noch als eine sekundäre Errungenschaft bei anderen Völkern, die mit der weissen Rasse und ihrer Kultur in Berührung gekommen sind.

Fig. 84. Zwei Mädchen aus dem französischen Sudan. Tropische Kleidung.

Die geschichtliche Ueberlieferung spricht dafür, dass in früheren Zeiten die tropische Tracht ebenfalls an die weisse Rasse gebunden und bei dieser ganz allgemein üblich war.

Aeltere ägyptische Darstellungen, alle Denkmäler indisch-buddhistischer Kunst, von denen Fig. 85, die Darstellung der neun Milchmädchen, ein Beispiel ist, zeigen die tropische Tracht in reiner Form; Tacitus beschreibt die Kleidung der alten Germanenfrauen in gleicher Weise.

Wenn man sich die oben beschriebenen Körpermerkmale und Rassenvorzüge des mittelländischen Weibes vergegenwärtigt, so er-

Fig. 85. Krischna und die neun Milchmädchen.

gibt sich, dass gerade in dieser Tracht die der weissen Rasse eigentümlichen Körperschönheiten am vorteilhaftesten zur Geltung kommen. Die bei keiner anderen Rasse so schön ausgebildeten Formen des Oberkörpers werden in keiner Weise bedeckt, die angeborene Taille wird durch den Gürtel noch besser zum Ausdruck gebracht, während das über die breiten Hüften herabfallende Gewand eine vollere, gleichmässigere Grundlage bildet, aus der sich die zierlichen Formen des Oberkörpers um so vorteilhafter hervorheben. Zugleich aber erscheint die ganze Gestalt durch die langherabwallenden, geraden Falten grösser und stattlicher, dadurch wird zugleich ein anderer Vorzug der Rasse, die grössere Länge der Beine, künstlich gesteigert.

Aus allen den angeführten Gründen können wir die tropische Kleidung recht eigentlich als die kennzeichnende

Frauentracht der weissen Rasse ansehen, und wir werden später sehen, dass trotz aller Kultureinflüsse sich der leitende Grundgedanke der tropischen Kleidung, das starke Betonen sämtlicher Formen des Oberkörpers und der Taille sowie die Rockform bei weitaus den meisten Abkömmlingen der weissen Rasse erhalten hat.

Abgesehen von dem Betonen der Taille und der Rockform ist für die tropische Kleidung charakteristisch, dass sie meist aus Bestandteilen des Pflanzenreiches, aus Leinwand und Baumwolle, erst später aus den tierischen Stoffen, Wolle und Seide hergestellt wird, und dass sie nur mit Gürteln, Spangen und Dornen am Körper befestigt wird. Die Kunst des Schneiders ist in den rein tropischen Gegenden ebenso unbekannt, wie die des Lohgerbers.

Zusammenfassend können wir die Schlussfolgerung ziehen:

Die tropische Kleidung in ihrer ursprünglichen Form besteht aus dem mit Gürtel oder Spangen gehaltenen, gewebten Rock und ist die eigentümliche Tracht der weissen Rasse.

Mit ihr ist die Kunst des Webens entstanden.

VII.

Die arktische Kleidung.

Es ist bereits gesagt worden, dass der Mensch, wie aus dem Beispiel der Pescherae ersichtlich ist, ein ganz bedeutendes Mass von Kälte ungestraft ertragen kann, und dass es weniger das Bedürfnis nach der warmen Umhüllung selbst als vielmehr die dadurch bezweckte Ersparnis an Nahrungszufuhr war, die den dauernd in kälteren und an Lebensmitteln ärmeren Ländern wohnenden Menschen veranlassten, seinen Körper möglichst vollständig zu bedecken.

Hunger ist der beste Koch, sagt das Sprichwort; dass er aber auch der beste Schneider und Schuster ist, geht daraus hervor, dass unter seinem Einfluss die Werke der Nadel und des ersten Pfriemens entstanden.

Die Erfahrung zeigte dem in kälteren Gegenden lebenden Menschen, dass die enganschliessenden, den Formen des Körpers sich möglichst anpassenden Kleidungsstücke den besten Schutz vor den Unbilden der Witterung gewährten und die Körperwärme am besten bewahrten. Den örtlichen Umständen sich anpassend, hat sich allmählich eine grösstenteils aus Fellen und Leder bestehende Kleidung gebildet, welche für beide Geschlechter die gleiche war und aus der eng anschliessenden Aermeljacke und der arktischen Fellhose bestand.

Bei der Verfertigung derselben mussten die dazu verwendeten Tierhäute nicht nur künstlich in einen weichen und schmiegsamen Zustand versetzt, sondern nachträglich auch in möglichst dauerhafter Weise in der gewünschten Form verarbeitet und befestigt werden.

Zu diesem Zwecke hat sich, dem Drang der gebietenden Ver-

Fig. 86. Grönländer und Grönländerin. Arktische Kleidung.

hältnisse folgend, bei den arktischen Völkern schon früh eine sehr kunstreiche Verarbeitung des Leders entwickelt, und mit der Be-

festigung der einzelnen Lederstücke durch die Naht wurde zugleich die Grundlage zur Schneiderei gelegt.

In seiner ursprünglichen, von ausländischer Kultur unbeein-

Fig. 87. Drei Grönländerinnen. Arktische Kleidung.

flussten Form findet sich diese Tracht heute nur noch in den allernördlichsten Distrikten unserer Erde.

In reiner Form sieht man die arktische Kleidung bei einem grönländischen Ehepaar (Fig. 86), das zugleich den Beweis liefert, wie wenig die Tracht des (sitzenden) Mannes von derjenigen der (stehenden) Frau abweicht. Die letztere zeichnet sich nur durch

eine reichere und buntere Verzierung aus. Die gleiche Tracht haben drei grönländische Mädchen (Fig. 87) bewahrt.

Fig. 88. Samojedin. Arktische Kleidung. (Coll. Blankenberg.)

Nicht ganz unbeeinflusst von südlicherer Kultur ist das Kleid einer Samojedin (Fig. 88), bei dessen Verfertigung statt Fell und Leder auch Wollstoffe in reichem Masse verwendet sind.

Fig. 89. Eskimofrau. Arktische Kleidung. (Coll. G. Fritsch.)

Dasselbe ist der Fall mit einer Eskimofrau (Fig. 89), die mit einem rein arktischen Unterkörper eine höher kultivierte Bedeckung des Oberkörpers verbindet.

Trotz dieser Anklänge an fremde Einflüsse sind aber diese Bilder geeignet, als Vertreter einer im ganzen noch völlig den arktischen Prinzipien huldigenden Kleidungsart zu gelten.

Namentlich bei den Grönländerinnen überrascht die sorgfältige Ausführung der Kleidungsstücke, die umsomehr Bewunderung verdient, wenn man bedenkt, mit welch einfachen Hilfsmitteln der spröde Stoff bewältigt werden muss. Die Nadeln sind erst in letzter Zeit in der arktischen Zone eingeführt, vorher benutzten die Frauen Fischgräten zum Nähen und noch heute kauen sie mit ihren Zähnen die zähe Renntier- oder Seehundshaut, um daraus dünne, brauchbare Fäden zu machen.

Dass die Eskimos an allen Teilen ihres Körpers tätowiert sind, wurde bereits erwähnt. Sie zeigen dadurch trotz ihrer sehr vollständigen Kleidung ausserhalb des Hauses ihre Zugehörigkeit zu den Naturvölkern.

Mit besonderer Vorliebe wird bei den Frauen, ähnlich wie bei den Dajak, den Birmanen u. a., der Oberschenkel tätowiert.

Dementsprechend besteht die Sitte, dass die Frauen der grönländischen Eskimos während der kurzen Sommermonate nicht, wie unsere Damen, den Hals, sondern die Oberschenkel dekolletieren. von den Steinen war so liebenswürdig, mich im Berliner ethnographischen Museum auf das Modell einer derartigen Eskimoschönheit aufmerksam zu machen, welche dieses Frühlingskostüm trägt.

Innerhalb des Hauses sind die Eskimos, Männer sowohl als Frauen, wie schon mehrfach erwähnt wurde, völlig nackt.

Einen stärkeren Gegensatz kann man sich gar nicht denken. In dieser trostlosen Oede, die den Menschen zwingt, bei jedem Schritt ausser dem Hause beinahe das ganze Jahr hindurch jeden Zoll seines Körpers mit dicken Fellen zu beschützen, lebt der Naturmensch in seiner ärmlichen dunklen Hütte tief unter Schnee und Eis in seiner ursprünglichen Nacktheit.

Mit zwingender Notwendigkeit ergibt sich daraus der Schluss, dass die arktische Kleidung zum Schutz des Körpers ausser dem Hause unentbehrlich ist, aber keineswegs den Zweck hat, ihn zu verhüllen.

Dass das Bedürfnis nach Schmuck auch bei den arktischen Völkern ebenso wie bei den tropischen besteht, dafür spricht einerseits die auch bei Eskimos übliche Tätowierung, anderseits die kunstvollen bunten Stickereien, mit denen die Frauen ihre eintönige Kleidung verzieren.

Die bescheidenen Anfänge weiblicher Eitelkeit sind an den verzierten Lederstiefeln der Eskimofrau (Fig. 89) zu erkennen. Noch unverfälschter und mannigfaltiger tritt sie an den Kostümen der vier Grönländerinnen (Fig. 87 und 88) hervor.

Die arktische Kleidung in ihrer ursprünglichen Form ist nach dem Gesagten dadurch gekennzeichnet, dass sie in der Hauptsache aus der enganliegenden Aermeljacke und Hose besteht, und dass sie ausschliesslich aus tierischen Bestandteilen, Leder und Fellen, hergestellt wird. Sie hat sich ganz unabhängig von der tropischen Kleidung direkt aus der primitiven Kleidung und dem Mantel entwickelt.

Ebenso wie die Entwickelung der tropischen Kleidung zur Ausbildung der textilen Künste geführt hat, so hat die arktische Kleidung

die Ausbildung der Schneiderei und der Lederarbeiten ins Leben gerufen.

Auf der Karte (Fig. 13) sehen wir die Verbreitung der arktischen Kleidung auf ein grosses, nördliches Gebiet beschränkt, das infolge der Projektion noch grösser erscheint, als es wirklich ist. In Asien dringt ihr Einfluss in China östlich und mit dem Islam westlich tief in die Zone der tropischen Kleidung ein. In diesen Gegenden haben wir aber nicht mehr die reine Form, sondern die vielfach durch allerlei Kultureinflüsse veränderte Gestalt der arktischen Kleidung vor uns, auf die wir später noch wiederholt zurückkommen müssen.

Es lässt sich ja schon von vornherein annehmen, dass die Völker, die ihren Körper im kalten Norden in jahrhundertelangem, hartnäckigem Streit mit der kargen Natur gestählt hatten, bei einem nachträglichen Zurückweichen nach dem Süden einen schwerwiegenden Einfluss auf die Kultur der dort zurückgebliebenen weniger widerstandsfähigen Völker ausüben mussten, und diese Vermutung wird durch die Geschichte bestätigt.

Aber auch die arktische Kleidung ist ebensowenig an die kalte Zone gebunden, als die tropische an die warme, wohl dagegen, ebenso wie diese, an eine bestimmte Rasse.

Sämtliche heute noch der reinen arktischen Tracht huldigenden Völker sind Mongolen, und dasjenige Volk, bei dem die arktische Tracht trotz aller kulturellen Einflüsse sich nicht verdrängen liess, sondern vielmehr durch und mit ihnen zu seiner höchsten Ausbildung gelangte, nämlich das chinesische, ist auch mongolischer Abkunft.

Wie die tropische Kleidung bei der weissen Rasse, so ist die arktische Kleidung bei der gelben Rasse als die ursprüngliche Tracht anzusehen.

Diese Tatsache findet ihre natürliche Erklärung darin, dass die Mongolen durch ihre südlich vom Himalaya begrenzten Stammsitze sehr bald darauf angewiesen waren, bei zunehmender Bevölkerungszahl mehr und mehr nach dem Norden zu sich auszubreiten, und so schon sehr früh in die Lage kamen, ihre Lebensweise und ihre Kleidung dem nördlichen Klima anzupassen. Neben der Kleidung sind dadurch auch schon frühe die Geduld und Zähigkeit,

diese Haupttugenden der mongolischen Rasse, zu hoher Ausbildung gelangt.

Ueber die Entwickelungsgeschichte der arktischen Völker wissen wir nichts. Die ersten Spuren der in den nördlichen Regionen entstandenen Kleidung finden wir zu der Zeit, als einige arktische Stämme sich wieder den südlichen Gegenden näherten, und dort mit den nach dem Norden ziehenden Völkern in Berührung kamen.

Die ersten geschichtlich beglaubigten Zeichen des arktischen Einflusses auf die Kleidung finden wir bei den Skythen, den Assyriern und den Phrygiern, die, ebenso wie die älteren Amazonendarstellungen, mit Hose und Aermeljacke abgebildet werden. Später sind mit Hunnen, Tartaren, Türken u. a. aufs neue mongolische Einflüsse aufgetreten.

In der chinesischen Kultursphäre tritt uns die arktische Kleidung in bereits sehr weit vorgeschrittener und ziemlich abgeschlossener Form entgegen, und da unsere heutige Kenntnis von der Entwickelung der Kultur auch im Reiche der Mitte ein Gewebe von Lücken ist, so müssen wir uns mit dieser Tatsache begnügen, ohne nach der allmählichen Ausbildung dieser Tracht zu forschen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die arktische Kleidung in ihrer ursprünglichen Form besteht aus lederner genähter Hose und Aermeljacke und ist die eigentümliche Tracht der mongolischen Rasse.

Mit ihr ist die Schneiderkunst und die Lederbearbeitung entstanden.

VIII.

Die Volkstracht aussereuropäischer Kulturvölker.

Obgleich wir, wie aus den bisher angeführten Beispielen ersichtlich ist, sehr wohl im stande sind, unter den heute noch lebenden Völkern alle Entwickelungsstufen der Frauenkleidung nebeneinander zurückzufinden, so ist es doch eine sehr schwierige, ja, in einzelnen Fällen ganz unmögliche Aufgabe, für alle bestehenden Volkstrachten den Entwickelungsgang in allen seinen Stufen wiederaufzubauen.

Wir sind dafür beinahe ausschliesslich auf die Schätze der Kunst und der Literatur angewiesen, und wo diese uns im Stiche lassen, bleiben grosse, nicht ausfüllbare Lücken.

In einem Prachtwerke hat Racinet[1]) mit bewunderungswürdigem Fleisse alles vereinigt, was die zahlreichen, oft schwer zugänglichen Quellen bieten. Eine Fülle von sehr sorgfältig ausgeführten, farbigen Abbildungen gibt dem ausführlichen, sechsbändigen Texte einen noch grösseren Wert. Wenn man das Buch durchblättert, dann steigen daraus nackte und halbnackte Menschengestalten hervor, braune, weisse, rote und gelbe Frauen und Mädchen ziehen lächelnd und mit strahlenden Augen vorüber. Samt und Seide in allen Farben, goldene und silberne Zierate, Stiefelchen und Schuhe, Sandalen und blosse Füsse, Schleier, Spitzen, Hauben, Kopftücher, Hüte von Stroh und Tuch, Perlen, Edelsteine, Blumen, Vögel und kostbare Pelzstoffe wechseln in bunter, farben-

[1]) Racinet, Le costume historique. Paris. Firmin-Didot. 1888. Von deutschen, allgemeinen Kostümwerken sind die besten die von Weiss und von Falke; beide stehen aber in der Ausstattung und den Bildern weit hinter Racinet, während auch der Text nicht immer ganz einwandsfrei ist.

prächtiger Reihe und erfüllen die Phantasie mit einem Rausch von bunter Schönheit in tausenderlei Gestalten.

Wenn auch durch die Fülle des Gebotenen das Verständnis erschwert wird, so steht doch das Racinetsche Werk als Nachschlagebuch und treuer Berater in seiner Art einzig da.

Indem ich auf dieses Meisterwerk und den mannigfaltigen Reichtum seines Inhalts verweise, beschränke ich mich hier darauf, nur die wichtigsten Trachtenarten zu besprechen, welche die Grundlage der tausendfältigen Gestaltung weiblicher Zierkunst bilden und zum Verständnis derselben nötig sind.

Wir haben gesehen, dass die selbständige Entwickelung der Kleidung bei den Protomorphen und bei der schwarzen Rasse mit der primitiven Tracht abschliesst.

Für die weitere Entwickelung der Frauenkleidung bei den Kulturvölkern kommen sie nicht mehr in Betracht, abgesehen von den Ueberresten primitiver Tracht, die sich noch hie und da erhalten haben.

Die eigentlichen Träger höherer Kultur sind die weisse und die gelbe Rasse. Beide Rassen haben nicht nur selbständig eine besondere Kleidung, die tropische und die arktische, entwickelt, sondern sind später in einen regen Austausch ihrer Kulturelemente getreten, sowie auch in eine ausgebreitete Rassenmischung.

Durch diese verschiedenen Einflüsse sind die seltsamsten Kombinationen entstanden, welche zu verstehen uns nur gelingt, wenn wir uns genau Rechenschaft geben, in welcher Weise sie eingewirkt haben.

Wo es sich nur um Kulturaustausch handelt, wie z. B. beim Eindringen der buddhistischen Kunst bis tief hinauf nach Tibet, China und Japan[1]), da wird die Grundform der Kleidung nur wenig beeinflusst, wo dagegen auch eine Rassenmischung eintritt, wie z. B. in Siam und Birma, da mischen sich auch die Elemente der dem ursprünglichen Rassencharakter angepassten Kleidung in viel ausgedehnterem Masse.

Das Gebiet, welches von den wichtigsten aussereuropäischen

---

[1]) Vgl. Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien. Spemann, 1900.

Kulturvölkern bewohnt wird, erstreckt sich von Asien und den dazu gehörigen Inselgruppen bis über die nördlichen Gebiete von Afrika.

Innerhalb dieses Gebietes liegen sowohl die Brennpunkte, in denen die beiden Rassen die ihrem Charakter entsprechende Kleidung unabhängig voneinander ausgebildet haben, als auch die wichtigsten Kulturcentren, die auf die späteren Kombinationen von Einfluss gewesen sind, sowie schliesslich auch die Gebiete, in denen die Rassenmischungen in grossem Stil stattgefunden haben.

Daraus ergeben sich für unsere späteren Ausführungen die folgenden leitenden Gesichtspunkte:

1. Rassencentren:
   a) gelbes Rassencentrum. China;
   b) weisses Rassencentrum. Indien.

Das gelbe Rassencentrum ist der Brennpunkt der arktischen Kleidung; Grundprinzip: Verhüllung des Oberkörpers, Hose. Das weisse Rassencentrum ist der Brennpunkt der tropischen Kleidung; Grundprinzip: Betonung des Oberkörpers, Rock.

2. Rassenmischungen:
   a) östliche weissgelbe Mischung;
   b) westliche weissgelbe Mischung.

Die östliche weissgelbe Mischung verbreitet sich über Hinterindien bis auf die grossen asiatischen Inselgruppen, die westliche zieht sich bis nach Kleinasien und tief nach Europa hinein.

3. Kulturcentren:
   a) chinesisches Kulturcentrum China-Japan;
   b) gräkobuddhistisches Kulturcentrum Indien;
   c) religiöses monotheistisches Kulturcentrum Kleinasien;
   d) moderne europäische Einflüsse.

In den Rassencentren können wir nach dem Gesagten erwarten, die reinste Form der entsprechenden Kleidung zu finden, während in dem Gebiete der Rassenmischung sich auch Mischformen in der Kleidung entwickeln müssen. Hätten wir nur mit diesen Gesichtspunkten zu rechnen, so wäre unsere Aufgabe nicht so schwierig.

Nun kommen aber noch die Einflüsse der Kulturcentren dazu,

die sich weit schwieriger verfolgen lassen, und überall in die mehr konzentrischen Ausbreitungen der Rassenmischung eingreifen.

Das chinesische Kulturcentrum trägt ausser seiner Kleidungsform auch gewisse Industriezweige, die Schneiderei, die Lederbearbeitung, die Seidenweberei u. a. weit hinaus in die entferntesten Gegenden.

Die gräkobuddhistische Kultur hat namentlich in der Kunst in Griechenland ihre höchste Entwickelung erlangt, und von dort aus ist die ursprünglich indische Formenwelt in veredelter Gestalt mit dem Buddhismus wieder nach Asien zurückgeflossen und hat es bis weit in die entferntesten Ecken von China, Japan und den Sundainseln mit seinen Idealgestalten überschwemmt[1]), ohne jedoch auf die Tracht einen tiefer eingreifenden Einfluss zu üben.

Aus dem religiösen Kulturcentrum in Kleinasien ist die mosaische Lehre und im Anschluss an sie das Christentum und der Islam hervorgegangen, und namentlich der letztere hat in Kleinasien und Afrika durch seine Vorschriften über die Verhüllung des Weibes einen schwerwiegenden Einfluss ausgeübt.

Endlich sind mit der Ausbreitung der Kolonisation, hauptsächlich durch Engländer und Russen, auch die modernen europäischen Kleiderformen und Industrieerzeugnisse vom Rande her eingedrungen, um sich den anderen kulturellen Einflüssen beizumischen.

Mit allen diesen Momenten haben wir nur die allerwichtigsten Punkte genannt, die einen Einfluss auf die aussereuropäische Volkstracht ausübten. Eine ganze Masse kleinerer, wie örtliche Vorschriften, Standesabzeichen u. a. sind der Uebersicht halber nicht näher berücksichtigt worden.

Denken wir uns die spiegelblanke Oberfläche eines stillen Sees, in den ein Knabe eine Hand voll Steine hineinwirft. Alle diese Steine werden an dem Punkt, an dem sie das Wasser berühren, kreisförmige Wellen erzeugen, die sich in immer weiteren Kreisen ausbreiten, durcheinander schlingen und verschmelzen, bis der glatte Spiegel in eine unruhig wogende Masse verwandelt ist. Je grösser

---

[1]) Vgl. Grünwedel, l. c. und idem, Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. F. A. Brockhaus. Leipzig 1900.

die Steine sind, desto höher sind die Wellen, die sie aufwerfen, je kleiner, desto rascher verschwindet ihre Spur in dem bewegten Wasser.

Gerade so verschlingen sich die Einflüsse, die wir nannten, in dem bunten Spiegel menschlicher Geschichte, und nur die allergrössten Steine sind es, denen wir hier auf ihrem Wege folgen können.

Wir können somit vier grössere Gruppen aussereuropäischer Volkstrachten unterscheiden:

1. Chinesische Gruppe:
   China und die Shan, Korea und Japan.
   Gelbe Rasse. Chinesische Kultur mit ihren Ausläufern.
2. Indische Gruppe:
   Vorderindien und Ceylon.
   Weisse Rasse. Gräkobuddhistische Kultur. Europäische Einflüsse.
3. Indochinesische Gruppe:
   Birma. Siam. Java.
   Mischrasse. Chinesische und gräkobuddhistische Kultur. Europäische Einflüsse.
4. Islamitische Gruppe:
   Persien. Kurdistan. Kleinasien. Türkei. Nordafrika.
   Weisse Rasse mit gelber und schwarzer Mischung.

Sämtliche Kulturen mit Ueberherrschung durch den Islam.

1. Chinesische Gruppe.

Dass wir in der heutigen Bevölkerung Chinas und der verwandten Gebiete keine rein mongolische Rasse sehen dürfen, ist, wie bei allen höheren Kulturvölkern, selbstverständlich. Inwieweit sich die Beimischung fremder Elemente von Ueberresten der Urrassen, wie die Ainos und ihnen verwandte Stämme bei den Chinesen und Japanern, oder von auf Raubzügen erbeuteten Weibern, wie bei den Mandschus, zurückführen lässt, hat ein mehr anthropologisches Interesse, auf das wir hier weiter nicht einzugehen

brauchen[1]). Denn trotz fremder Einflüsse ist die Kultur eine sehr selbständige und in sich abgeschlossene geblieben.

Was zunächst China betrifft, so können wir uns für unsere Zwecke der dort üblichen Auffassung anschliessen, die den herrschenden Stamm der Mandschus und das chinesische Volk unterscheidet.

Am 2. Februar 1902 hat die von den Mandschus stammende Kaiserin-Witwe in China ein Manifest[2]) erlassen, das in der Uebersetzung also lautet:

„Gross ist die Güte unseres Herrscherhauses, dessen Wohltaten wie ein milder Regen auf unser weites Reich herniederträufeln. Chinesen und Mandschus sind gleich vor unserem Thron. Alte Gesetze aber verbieten die Ehe zwischen beiden. Dies geschah, weil zu der Zeit, als unsere Vorfahren die grosse Mauer überschritten, die Sitten beider Völker verschieden waren und nur wenige Menschen beider Sprache verstanden.

„Heute aber sind die Sitten der Chinesen und der Mandschus dieselben, ebenso wie der Glauben; und das schon seit mehr als zweihundert Jahren. Darum müssen wir dem Drange des menschlichen Herzens folgen und die alten Satzungen verändern. Wir befehlen, dass es von nun an den Mandarinen und den Bürgern, den Chinesen und den Mandschus, erlaubt sei, untereinander zu heiraten, und dass niemand sie daran verhindere.

„Die meisten chinesischen Frauen binden ihre Füsse ein, um sie zu unförmlichen Stümpfen umzubilden. Das ist eine sehr alte Sitte, die für die gute Entwickelung des Körpers sehr schädlich ist. Von nun an sollen die Mandarinenfamilien alle Frauen in ernster Weise ermahnen, dass sie ihre Füsse nicht mehr einbinden, damit jede wisse, wie schlecht diese Gewohnheit ist; alsdann können wir hoffen, dass diese eingewurzelte Unsitte allmählich verschwindet. Jedoch ist es den Mandarinen und ihren Untergebenen streng verboten, durch verkehrte Deutung unserer Worte Zwang ausüben zu wollen u. s. w. . . .“

Ausser der Einteilung in Mandschus und Chinesen beweist uns

---

[1]) Vgl. Baelz, Die Ostasiaten. Stuttgart 1901. Peschel, Völkerkunde VII. Aufl. pag. 348 und 403.

[2]) Vgl. Berichte in den Tagesblättern.

dies offizielle Schreiben, dass das Einbinden der Füsse bei den chinesischen Frauen die Regel, bei den Mandschufrauen eine Ausnahme ist.

Ob das kaiserliche Edikt einigen Erfolg haben wird, ist freilich sehr zweifelhaft und ungefähr ebenso unwahrscheinlich, als man auf eine endgültige Veränderung europäischer Frauenkleidung rechnen dürfte, wenn es einem unserer Herrscher einfiele, in seinem Lande das Korsett zu verbieten.

Von der arktischen Kleidung sind die Grundgedanken, die Verhüllung des Oberkörpers und die Form der Hose, bei den Chinesen für beide Geschlechter bewahrt worden, nur der Stoff hat eine Veränderung erfahren.

In Fig. 90 sieht man ein chinesisches Ehepaar aus Amoy in der üblichen, aus Seide verfertigten Volkstracht.

Charakteristisch ist bei beiden Geschlechtern die weite Jacke mit den langen Aermeln und dem eigentümlichen schrägen Schluss auf der rechten Schulter. Die Hosen sind bei der Frau weiter als beim Manne und reicher verziert. Die Füsse des Mannes stecken in den landesüblichen Seidenschuhen mit dicker Filzsohle, die verschnürten Füsse der Frau in den zierlich gestickten, kleinen Pantöffelchen.

Auf dem naiven Bilde sind die Teetassen, das Paket mit Tee und der Blumenstrauss in der Mitte ein Symbol häuslichen Glückes, während die Wasserpfeife und die Manillazigarre einerseits, das farbige Taschentuch anderseits die stehenden Attribute der beiden Geschlechter bilden.

Bei einer Gruppe von vier chinesischen Mädchen aus Amoy (Fig. 91) zeigen die seidenen Gewänder eine reichere Verzierung, die Jacken sind kürzer und unter denselben hängen die buntgestickten Zipfel der Schärpen heraus, welche die Hosen unter den Jacken um die Körpermitte befestigen.

Auch bei diesen vier Mädchen sind die Füsse verkrüppelt; ausser den Tüchern in der einen Hand tragen sie den Fächer in der anderen, wie es die Konvention verlangt.

Der schiefe Schluss der Jacke auf der rechten Schulter ist bei allen der gleiche.

Fig. 90. Chinesisches Ehepaar aus Amoy in der Volkstracht. (Phot. E. Fong. Amoy.)

Unterkleider in unserem Sinne tragen die Chinesinnen nicht; wie ich mich zu wiederholten Malen überzeugen konnte, bilden die Jacke, die auf dem blossen Leib mit der Schärpe befestigten Hosen

Fig. 91. Vier chinesische Mädchen aus Amoy. (Phot. E. Fong. Amoy.)

Fig. 92. Sieben Mandschumädchen aus Amoy.

und die Schuhe nebst den dazu gehörigen Binden (statt der Strümpfe) die einzige Kleidung; innerhalb des Hauses wird nicht selten die Jacke abgelegt, oft auch die Hose, wenn die Jacke bis über die Kniee herabreicht. Sehr häufig jedoch werden mehrere Jacken und Hosen von gleichem Schnitt übereinander angezogen.

Auf einer Reise nach Shanghai traf ich einige chinesische Damen, die bei der zunehmenden Kälte schliesslich sieben seidene Jacken übereinander trugen.

Dieselbe konventionelle Haltung mit Taschentuch und Fächer zeigt eine Gruppe von sieben Mandschumädchen (Fig. 92), die gleichfalls in Amoy gemacht ist. Die Tracht ist dieselbe wie bei den Chinesinnen, jedoch ist der Seidenstoff schwerer und nicht so reich verziert. Eine Verstümmelung der Füsse findet sich bei diesen Mandschumädchen nicht; die kleinen Füsse haben ihre natürliche Form und Schönheit bewahrt, die trotz der dicken Sohlen ihrer Filzpantoffel auf dem Bilde gut zur Geltung kommt.

Ueber die Art und Weise, wie die Füsse eingebunden werden, und die Form, die der nackte in solcher Weise verbildete Fuss annimmt, haben wir schon oben gesprochen (vergl. Fig. 43); ebenso über den Einfluss dieser Verkümmerung auf den übrigen Körper (Fig. 44 und 45).

Handelt es sich hierbei um eine künstliche Erhöhung der Rassenvorzüge, so haben wir bei einer weissgeschminkten chinesischen Dame (Fig. 31) das Bestreben kennen gelernt, die Vorzüge der höher stehenden Rasse nachzuahmen. Bei alledem ist jedoch die Tracht dem arktischen Prinzipe im eigentlichen China beinahe überall treugeblieben.

Auch in Shanghai (Fig. 93) tragen die Frauen die Hose und die Jacke mit Aermeln, wie uns die Photographie eines jungen Mädchens aus der besseren Gesellschaft zeigt. Ihre Stellung, dort der Würde entsprechend, würde einer europäischen Dame wahrscheinlich sehr übel genommen werden.

An dem Bilde einer Chinesin aus Hongkong (Fig. 94) sieht man, dass die Jacke weiter und die Hose zum Rock geworden ist, nur der eigentümliche Schluss der Jacke quer unter dem rechten Arm ist überall erhalten. Hier macht sich also der südliche Ein-

Fig. 93. Junge Chinesin aus Shanghai in Hosen. (Sammlung Kraay.)

fluss auch in der Kleidung geltend. Uebrigens muss erwähnt werden, dass auch im Süden bei diesem vorwiegend praktischen Volke die Frauen bei der Arbeit Hosen tragen. In Kanton sah ich zahlreiche fischende und rudernde Chinesinnen der ärmeren Klasse, alle in weiten, schwarzen Hosen.

Desgleichen ist die vornehme Dame aus Hongkong (Fig. 31), trotzdem sie ihr Gesicht nach europäischem Muster hergerichtet hat,

Fig. 94. Chinesische Frau aus Hongkong im Rock.

mit Hosen bekleidet. Auch bei den am weitesten südlich vorgeschobenen Chinesen, den Shan, die einen nicht unerheblichen Teil

der Bevölkerung von Birma bilden, findet sich in der Regel neben der seitlich geschlossenen Jacke auch die chinesische Hose bei den Frauen.

Auf einem Bild von zum Markt gehenden Bauern, das

Fig. 95. Frauen und Mädchen vom Stamme der Shan. (Phot. M. Ferrars.)

M. Ferrars [1]) aufgenommen hat (Fig. 95), trägt das junge Mädchen rechts und die junge Frau links die Hose, und nur die Frau in der Mitte hat einen Rock.

Statt des Leders und der Felle der primitiven arktischen Kleidung finden wir in der verfeinerten chinesischen Tracht die Seide, die

[1]) Vgl. Max und Berta Ferrars, Burma. II. edit. Sampson Low. Marston and Co. London 1901.

Baumwolle und die Leinwand. Die Form aber ist im grossen und ganzen dieselbe geblieben und setzt sich aus Aermeljacke und Hose zusammen, von der sich die Schuhe als selbständiges Kleidungsstück abgelöst haben. Charakteristisch ist der Schluss der Jacke durch Knöpfe auf der rechten Schulter.

Nur vereinzelt findet sich in den südlicheren Gegenden der tropische Rock statt der Hose, die Jacke in ihrer eigentümlichen Form ist Allgemeingut geworden.

Die Koreanerinnen schliessen sich in ihrer Tracht eng an ihre chinesischen Schwestern an. Auch bei ihnen ist Jacke und Hose die Grundform der Kleidung; zu besonderer Zierde wird darüber noch eine Art seidener Mantel gebunden, der die Gestalt bis auf die Füsse verhüllt (Fig. 96).

Eine ganz besondere Entwickelung hat die weibliche Tracht in Japan genommen. Nachweislich von chinesischer Ueberlieferung ausgehend, hat sie einen grossen Teil des ursprünglichen arktischen Charakters abgestreift und bildet jetzt eine in seiner Art einzige Mischform, die sich durch ihren hohen künstlerischen Reiz und ihre grossen hygienischen Vorzüge vor allen anderen auszeichnet.

Vor einigen Jahren war in Japan ein lebhafter Wettbewerb zwischen europäischen und eingeborenen Kleiderformen; beim Manne trug Europa in vieler Hinsicht den Sieg davon. Der Regenschirm, der Filzhut und die Uniform haben sich dauernd eingebürgert.

Bei der Frau hat nach hartem Kampfe der angeborene Geschmack gesiegt, und trotzdem am Hofe europäische Tracht vorgeschrieben ist, blieb die alte malerische Kleidung erhalten.

In den Neunzigerjahren, als die Streitfrage am lebhaftesten erörtert wurde, hat Dr. Seiken Takenaka aus Tokio mit peinlicher Genauigkeit Tabellen über die Vorzüge und Nachteile der beiden feindlichen Trachten zusammengestellt und kam, wie H. Norman[1]) mitteilt, zu dem Resultalte, dass nur bei der männlichen Tracht allenfalls für Arbeiter und Knaben die europäische Form vorzuziehen, bei der Frau dagegen die japanische Kleidung in jeder Hinsicht besser sei, denn im Gegensatz zur europäischen missforme

[1]) Henry Norman, The Real Japan 1892. London, T. Fisher Unwin. pag. 187.

Fig. 96. Zwei Mädchen aus Korea. (Sammlung Kraay.)

sie nicht den Körper, sei im Sommer kühl, im Winter warm, hindere nicht die freien Bewegungen, sei nicht teuer und schliesslich künstlerisch viel vollkommener und schöner.

Ich kann dem japanischen Kollegen aus eigener Erfahrung völlig beipflichten. Eine Japanerin ist in europäischem Kostüm mit

Fig. 97. Japanerinnen beim Baden.

ihren kurzen Beinen ein entsetzlicher Anblick, während sie in ihrer Landestracht reizend aussieht. Aber auch die meisten europäischen

Damen sehen in japanischem, für sie zurechtgemachtem Kostüm sehr viel vorteilhafter aus. Der malerische und zugleich so gesunde, den Körper nirgends beengende Kimono ist bereits in Java sowie in vielen holländischen Familien zum Hauskleid geworden. Für europäische Bedürfnisse müssten nur mit Rücksicht auf die andersartige Bewegung einige unbedeutende Veränderungen im Schnitt angebracht werden, um das Offenstehen unterhalb der Kniee zu verhindern. Es wäre zu wünschen, dass dies Erzeugnis japanischer Kultur mehr und mehr auch im übrigen Europa Eingang fände.

Die japanische Frauenkleidung setzt sich folgendermassen zusammen [1]).

Auf den blossen Körper wird ein um die Hüften geschlungenes Tuch getragen, meist von roter oder blauer Farbe. Die grosse Reinlichkeit, das tägliche Baden macht einen grossen Aufwand von Unterkleidern nicht so nötig als bei uns. Auch in dieser Beziehung können die Japanerinnen so manchen europäischen Weibern zum leuchtenden Vorbild dienen.

Fig. 97 zeigt uns zwei Japanerinnen, die eben dem Bade entstiegen und nur mit dem leichten Unterrock bekleidet sind. Im Gegensatz zu den Chinesinnen haben wir hier in der Unterkleidung die rein tropische Form.

Auch die Gruppe von drei Mädchen (Fig. 98) ist ein Beispiel dieser einfachsten Kleidungsstücke.

Darüber kommt der Kimono, dieses für die japanische Tracht bezeichnendste Kleidungsstück, ein langes, vorn offenes Gewand mit weiten Aermeln, die keine Röhre bilden wie bei den Chinesinnen, sondern eine schlitzförmige Oeffnung haben. Die zugenähten herabhängenden Säcke derselben, Tamoto, dienen als Taschen und zugleich zum Schutz der zurückgezogenen Arme gegen Kälte.

Im Hause wird nur ein leichter Kimono getragen, dessen vordere Enden, das linke über das rechte, mehr oder weniger dicht gezogen werden, wodurch oben eine grössere oder geringere Dekolletage entsteht. Fig. 99 zeigt verschiedene Arten derselben. Die linksstehende

---

[1]) Vgl. Brinkmann, Kunst und Handwerk in Japan. Wagner, Berlin 1899. I. pag. 117, Die Tracht.

Figur zeigt die tiefste Entblössung des Busens, bei den beiden anderen Mädchen ist der Halsausschnitt verkleinert durch ein darunter angebrachtes Tuch, das über die Schultern gelegt und über dem

Fig. 98. Japanerinnen in Unterkleidern.

Busen so gekreuzt wird, dass es im Halsausschnitt des Kimono noch sichtbar ist. Auch dieses Tuch ist wie der Unterrock meist von roter Farbe, die einen schönen Kontrast zu der gelblichen Haut bildet.

Nicht selten ist dieser Tuchstreifen als Vorstoss innen am Kragen des Kimono befestigt; häufig habe ich auch als Unterkleid einen roten Kimono gesehen, der den roten Unterrock zusammen

Fig. 99. Japanerinnen im Kimono.

mit dem roten Busenstreifen vertrat. Als Negligé innerhalb des Hauses wird allein ein leichter Kimono von dünner Seide oder Wollstoff getragen, wie ihn das junge Mädchen mit aufgelöstem Haar (Fig. 100) umgelegt hat.

Fig. 101 zeigt uns eine Dame, deren Dienerin beschäftigt ist, ihr den Kimono mit dem daran befestigten Busenstreifen umzulegen. Auf dem Boden liegt ein schmales Band, das bestimmt ist, den über-

Fig. 100. Japanerin im Negligé mit offenem Haar.

einander geschlagenen Kimono um die Körpermitte zu befestigen. Auf dem Ständer dahinter hängt der breite Gürtel aus starrer Seide, der Obi, der nachher um die Taille geschlungen werden soll.

Die Dienerin hat den Kimono über die Schultern zurückgestreift und bedient ihre Herrin mit entblösstem Oberkörper. In dieser Ge-

Fig. 101. Japanerin den Kimono anziehend.

stalt habe ich vielfach Mädchen und Frauen bei ihren häuslichen Verrichtungen beobachten können.

Das Umlegen des breiten Gürtels, des Obi, erläutert uns Fig. 102. Das schwere, seidene Gewebe wird mehrfach um die Körpermitte

Fig. 102. Japanerin den Obi umlegend.

geschlungen und die breiten Enden werden hinten in einen kunstvollen, schmetterlingartigen Knoten geschürzt, den wir in Fig. 103 bei einem schreibenden japanischen Mädchen im Profil sehen können.

Meist ist der Obi in sehr lebhaften, bunt gemusterten Farben ausgeführt, die stets im Kontrast zu den Farben des Kimono stehen.

Die vollendete Toilette zeigt uns das liebliche Bild einer jungen

Fig. 103. Japanerin mit Kimono und Obi.

Japanerin (Fig. 104), welche Joest mit den Worten des dortigen Photographen als „die Geliebte des Bildermachers“ bezeichnet hat.

Durch den Obi wird der Kimono meist so gerafft, dass er gerade noch die Fussspitzen berührt. Zum festlichen Anzug wird aber ein längeres Gewand gewählt, das viel länger und meist mit

einem wattierten Rand versehen ist, der sich fächerförmig über den Boden ausbreitet. Dies Festgewand heisst der Okai dori.

Fig. 104. Die Geliebte des Bildermachers. (Sammlung Joest.)

Zur Vervollkommnung der Kleidung ebenso wie zum Schutz gegen Kälte werden mehrere Kimonos oder Okai doris übereinander angezogen, so dass von dem unteren Kleide nur am Halsausschnitt, am linken übergeschlagenen Rand und an den Aermeln ein Streifen sichtbar wird.

Der mehrfach umgeschlungene, oft gefütterte Obi verdeckt alle Wellenlinien zwischen Brust und Hüfte, so dass die japanische Dame in voller Toilette (Fig. 105) ein nach unten schmäler werdendes Ganze darstellt.

Unterhalb der Kniee legen sich die bunten, langen Kimonos und Okai doris fächerförmig über den Boden hin, und es erfordert viel Uebung, durch fortwährendes Einwärtsbewegen der Kniee beim Gehen die Gewänder stets wieder in der vorgeschriebenen Fächerform über dem Boden sich ausbreiten zu lassen. Aus diesem Grunde ist der Gang der japanischen Frauen kurztrippelnd, mit einwärts gestellten Füssen und Knien; und der Europäer muss sich erst gut in die dortigen Verhältnisse hineindenken, bevor er im stande ist, trotz dieser ihm ungewohnten Bewegungen und Stellungen die wunderbare Grazie des japanischen Weibes zu bewundern.

Fig. 105.
Japanerin im Okai dori.

Fig. 106. Japanerin im Strassenkostüm.

Umgekehrt hält jeder wohlerzogene Japaner die mit nach aussen gedrehten Füssen einherschreitenden Europäerinnen für in hohem Grade unanständig.

Die Füsse sind bloss oder mit kurzen Socken bekleidet, an denen die grosse Zehe einen besonderen Behälter hat. Auf der Strasse werden die Getas, hölzerne Brettchen mit zwei hohen Quer-

Fig. 107. Japanerin im Winterkostüm.

brettern, getragen, die die Trägerin dermassen erhöhen, dass die im Hause schleppenden Gewänder nun glatt herabhängen (Fig. 106).

Bei schlechtem Wetter sowie im Winter wird über das Hauskleid ein kürzerer, gefütterter Kimono angelegt, und häufig auch der Kopf mit einer baschlikartigen seidenen oder wollenen Kapuze

eingehüllt. Eine in dieser Art gegen alle Unbilden der Witterung gewappnete Japanerin, die ausserdem einen Regenschirm aus geöltem Papier und eine Laterne trägt, sieht man in Fig. 107. Die Getas dieses Mädchens sind mit besonders hohen Querbrettchen versehen.

Auf der kotigen Strasse hinterlassen diese Getas einen Eindruck von je zwei schmalen Streifen. Als ich an einem regnerischen Tage die berühmten Tempel von Kioto besuchte, sah der mit zahlreichen Fussspuren zertretene Freiplatz davor aus, als ob sich zahllose Scharen von mächtigen Riesenhühnern dort getummelt hätten.

In bescheideneren Verhältnissen gehen die Japaner entweder auf blossen Füssen oder sie benutzen die zweckmässigen und billigen Strohsandalen, die selten mehr als einen tüchtigen Tagemarsch mitmachen können. Auf dem Wege von Nara nach Kioto musste mein Läufer bei dem etwas steinigen Boden dreimal seine Sandalen erneuern; er hatte zur Vorsicht auch einen ziemlichen Vorrat mitgenommen.

Eine grosse Rolle als Zierat an der japanischen Frauentoilette spielen die weiten faltigen Aermel. Brinckmann hat in hübscher Weise ausgeführt, wie die niedliche Besitzerin damit kokettiert, und Lust und Leid durch passende Verwendung der Aermel zum Ausdruck bringt. Für das tägliche Leben aber sind diese lang herabwallenden Gewandstücke oft lästig. Das Bild des Dienstmädchens auf Fig. 101 hat uns bereits gezeigt, in welcher Art die praktische Japanerin sich darin zu helfen weiss.

Ausserdem aber wird ein sehr einfaches Mittel benutzt, um bei der Arbeit die Aermel hinaufzustreifen, ein einfaches Band, das beide Aermel in einer Achtertour umschlingt und auf dem Rücken geknüpft wird. In dieser Weise sehen wir das Gewand verändert bei einem wasserschöpfenden Dienstmädchen (Fig. 108).

In noch anderer Art werden die Aermel beseitigt, indem sie an den Schultern unter den Brustteil des Kimonos untergeschoben werden. So trägt ihn ein junges Mädchen (Fig. 109) zugleich mit einem sehr ausgiebigen Halsausschnitt als Sommernegligé, um möglichst wenig von der Hitze zu leiden. Ein leichter Zug an den Aermeln, ein rascher Griff an den Halsausschnitt genügt, um beim Herannahen eines Besuchers das leichte Kostüm in eine völlige Umhüllung zu verwandeln.

Wir haben die japanische Frauentracht in ihrer vielfachen Gestaltung etwas ausführlicher behandelt, um die Vorzüge derselben

Fig. 108. Japanisches Dienstmädchen mit emporgehobenen Aermeln.

und ihre Brauchbarkeit auch für europäische Verhältnisse innerhalb des Hauses möglichst verführerisch zu beleuchten und zur Nachfolge anzuregen.

In das aufgestellte System aber scheint die japanische Kleidung nicht so recht hineinpassen zu wollen. Von der chinesischen Ueberlieferung ist eigentlich nur die Aermeljacke im Kimono erhalten geblieben, und dabei in einer Form, die nur wenig mehr dem arktischen

Fig. 109. Japanerin im Sommernegligé.

Prinzip der Verhüllung des Oberkörpers entspricht; im übrigen zeigt sich in der Bekleidung des Unterkörpers sowie in der Verwertung der Kleidung überhaupt eine sehr starke Annäherung an die Prinzipien der weissen Rasse. Dieser scheinbare Widerspruch lässt sich durch die Annahme erklären, dass unter den Japanern viel mehr weisses Blut

fliesst als bei den Chinesen; und diese Annahme ist nicht so ganz aus der Luft gegriffen. Hat doch Bälz, dieser beste Kenner Japans, erst kürzlich wieder gesagt, „dass auch heute noch im japanischen Volk weit mehr Ainoblut übrig ist, als man früher annahm“ [1]). Und dass die Ainos eine der weissen sehr nahe verwandte Urrasse sind, wird heute wohl von niemandem mehr bezweifelt. Dieses Ueberwiegen sagen wir weisslichen Blutes bei den Japanern im Gegensatz zu den Chinesen genügt schon, um die mehr tropische Richtung ihres Rassencharakters zu erklären, und wir haben gar nicht nötig, die weiteren Möglichkeiten tropischen Einflusses durch Malaien etc. zur Erklärung zur Hilfe zu rufen.

2. Indische Gruppe.

Dass sich im Herzen der indischen Gruppe noch heute Vertreterinnen der rein tropischen Kleidung unter den Frauen finden, haben wir an den Weddah, den Singhalesinnen und den Khodin (Fig. 73, 74, 75) gesehen; dass in früheren Jahren in Indien die tropische Tracht die allgemein übliche war, lehren uns sämtliche Werke der indischen Kunst, von denen Fig. 85 ein sprechendes Beispiel bildet.

Von der tropischen Kleidung ist auch heute noch der Rock in seiner einfachsten Form die herrschende Tracht auf dem indischen Festland geblieben.

Statt des nackten Oberkörpers aber findet sich heute ein eigentümliches Jäckchen in der Form eines Bolero, das sich den Oberarmen und Schultern eng anlegt, vorn die Brüste bedeckt und ihnen wohl auch als Stütze dient. Den Grundgedanken zu diesem Jäckchen finden wir in dem Brustschmuck der Bajaderen, der die Brüste nicht verhüllt, sondern deren Form im Gegenteil noch lebhafter durch Goldglanz und Verzierung betont.

Was jetzt daraus geworden ist, lassen die Bilder Fig. 110, 111 und 112 erkennen.

Eine indische Bettlerin aus Kalkutta (Fig. 110) trägt in Rock-

[1]) Die Ostasiaten. Wittwer, Stuttgart 1901. pag. 17.

Fig. 110. Hindu. Bettlerin mit Kindern.

form ein Tuch um die Hüften; der emporgezogene Zipfel dient zugleich als Kopftuch. Die rechte Brust wird von dem kurzen Jäckchen gerade noch bedeckt, während die linke dem Säugling zuliebe entblösst ist. Vom unteren Rand der Brüste bis zur Taille ist der

Fig. 111. Hindu. Musikantenfrau.

Oberkörper nackt geblieben. Das Grundprinzip der tropischen Tracht, die Betonung der Formen des Oberkörpers und der Rock sind in dieser dürftigen Bekleidung erhalten.

In gleicher Weise sehen wir das tropische durch Jäckchen und Kopftuch vervollständigte Kostüm bei einer Musikantenfrau aus Rangoon (Fig. 111), jedoch in etwas sorgfältigerer Ausführung als bei der Bettlerin.

In mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist das Bild eines jungen Mädchens der Brahminenkaste aus Benares (Fig. 112). Auf der Stirne trägt sie das aufgemalte Zeichen des Buddha, das zugleich ihr Kastenzeichen ist; in der Nase ist ein kunstvoll aus Silberfiligran gearbeiteter Nasenring befestigt: Bemalung und Nasenring sind aus der Urzeit durch Jahrtausende hin trotz hoher Kultur erhalten geblieben.

Fig. 112. Hindu.
Mädchen aus der Brahminenkaste.

Bei der Brahminentochter ist das sorgfältig den schlanken und doch vollen Formen des Oberkörpers angepasste Jäckchen aus kostbarem Samt gefertigt und reich mit Spitzen und Goldstickerei verziert. Der starke Halsausschnitt ist mit Schmuckstücken bedeckt. Trotz dem emporgeschobenen Zipfel des zum Rocke verwendeten Tuches sieht man aber unter der rechten Brust einen Streifen der nackten Haut des Oberkörpers, der bis zur Taille unbedeckt geblieben ist. Ebenso sind auch die Arme entblösst.

Sind diese drei Bilder kennzeichnende Beispiele rein indischer, dem tropischen Grundgedanken völlig angepasster Kleidung, so zeigt das Bild eines jungen Mädchens aus Kalkutta (Fig. 113) den stets zunehmenden Einfluss europäischer Formen. Zum tropischen Rock ist ein weisses, durchsichtiges Spitzenjäckchen gekommen, das den Oberkörper zwar völlig bedeckt, aber

doch dessen Formen erraten lässt. Dass diese hellen Stoffe bei den goldbraunen Mädchen Indiens sich grosser Beliebtheit erfreuen, ist sehr natürlich. Die samtartig glänzende Haut wird durch das matte Weiss sehr vorteilhaft zur Geltung gebracht, und die schlanken, durch die dünne Hülle kaum verborgenen Gliedmassen erhalten einen geheimnisvollen verklärenden Schimmer.

Fig. 113.
Hindumädchen mit europäischer Bluse.

Von hier bis zur völlig europäischen Tracht finden sich zahlreiche Uebergänge.

Die beschriebenen Formen indischer Frauentracht bilden eine Zwischenstufe zwischen rein tropischer und europäischer Kleidung der weissen Rasse. Dort Rock und nackter Oberkörper, in Indien Rock und teilweise Bedekkung des Oberkörpers, in Europa Rock und mehr oder weniger vollständige Bedeckung des Oberkörpers, in Indien aber ebenso wie in Europa mit starker Betonung seiner Formen.

Die indische Frauentracht ist demnach eine weitere Ausbildung der tropischen Tracht ohne arktischen Einfluss, entsprechend dem vorwiegend weissen Rassencharakter der Bevölkerung.

Fig. 114. Zwei Siamesinnen mit Rock und nacktem Oberkörper.
(Sammlung Berliner Anthropologische Gesellschaft.)

3. Indochinesische Gruppe.

Für das Studium der Frauenkleidung sind die Gebiete der östlichen weissgelben Rassenmischung von besonderer Wichtigkeit, weil wir daselbst neben der Rassenmischung auch die heute noch unter unseren Augen sich vollziehende Mischung der verschiedenen Kleidertrachten beobachten, ältere noch vor kurzem bestehende Formen photographisch festhalten und die neueren in gleicher Weise danebenstellen können.

Fig. 115. Zwei Siamesinnen mit Rock und Brusttuch.

Daraus lässt sich zunächst beweisen, dass die rein tropische Form in allen diesen Ländern bis vor kurzem die herrschende gewesen ist, und dass sie erst in den letzten Jahrzehnten durch chinesischen und modern europäischen Einfluss sich änderte.

Als bezeichnende Beispiele wählen wir Siam, Birma und Java.

Die altsiamesische, im Volke noch heute viel verbreitete Tracht (Fig. 114) besteht aus dem um die Hüften geschlungenen Tuch und

Fig. 116. Siamesin mit gerafftem Rock und Jacke. (Sammlung Driessen.)

ist rein tropisch. Daneben besteht die Verbindung des Hüfttuchs mit einem schärpenartig um den Oberkörper geschlagenen Brusttuch, das dem javanischen Slendang entspricht (Fig. 115) und die rechte Schulter sowie die Arme frei lässt.

Dies Tuch wird oft nur lose umgeschlungen, oft auch so, dass es nur eine der Brüste bedeckt, und bildet eigentlich nur eine Vervollständigung der häuslichen Tracht von Fig. 114 für die Strasse.

Die hübsche Siamesin auf Fig. 116 trägt ausser dem Tuch, das lose über den Schultern hängt, und dem zwischen den Beinen durchgezogenen und aufgesteckten Rock eine kurzärmelige Jacke.

Hier sind europäische und chinesische Einflüsse tätig gewesen. Das Durchziehen des Rockes zwischen den Beinen bildet den ersten Uebergang zur chinesischen Frauenhose, die in der Tat schon heute von einzelnen Siamesinnen getragen wird. Die kurze Aermeljacke hat bei diesem Mädchen den Schnitt eines europäischen Unterleibchens; daneben findet sich aber auch die chinesische, an der rechten Schulter geknüpfte Jacke recht häufig, und in den vornehmeren Familien auch Schuhe und Strümpfe.

In Birma hat sich neben der rein tropischen Kleidung eine besondere Form, der Tamein ausgebildet, der viel an den dorischen Peplos erinnert. Ausserdem aber macht sich in neuerer Zeit ein starker chinesischer Einfluss geltend, der mit den oben erwähnten Shan seinen Einzug in Birma gehalten hat.

Rein tropisch ist die Kleidung einer Birmanin, die ihr tönernes Gefäss an einer waldumschatteten Quelle füllt (Fig. 117). Im Wasser stehend, ist sie nur mit dem Hüfttuch bekleidet. Dieselbe Tracht ziert die Gruppe einer Birmanin und einer Peguanerin, die an einem Ziehbrunnen Wasser schöpfen (Fig. 118). Bei allen drei besteht die ganze Kleidung aus dem tropischen Rock, dem um die Hüften befestigten Tuche.

Diese Form der Kleidung darf wohl als die übliche der birmanischen Frauen angesehen werden, als das Negligé des täglichen Lebens, wie es bei der Arbeit getragen wird.

Im häuslichen Leben, auf der Strasse und bei leichterer Arbeit tritt an die Stelle dieses leichtgeschürzten Gewandes der Tamein, die für Birma kennzeichnende Frauentracht.

Der Tamein ist ein leinenes Tuch, zumeist blau oder mit Mustern versehen, das eine länglich viereckige Form hat. Von rechts her um den Körper gelegt, wird der Tamein in der linken Achselhöhle über der Brust geschlossen, die Schultern, die Arme

und die Büste freilassend und nach unten bis zum Knöchel herabreichend. Das leichte Gewebe, nur lose über der Brust befestigt, schmiegt sich den Formen des Körpers ziemlich dicht an.

Fig. 117. Birmanin an einer Quelle im Negligé. (Phot. M. Ferrars.)

An der linken Seite, an der die Ränder zusammenstossen, öffnet sich das Gewand und lässt bei jedem Schritte das rechte nackte Bein der Trägerin bis zur Mitte des Oberschenkels sehen. Einer alten Ueberlieferung zufolge soll eine mit besonders schönen Beinen begabte Prinzessin diese Tracht erfunden haben.

Auf der reizenden, von M. Ferrars aufgenommenen Familien-

gruppe (Fig. 119), die ein Ehepaar in stolzer Freude über den ersten Schritt ihres Erstgeborenen darstellt, trägt die junge Frau den

Fig. 118. Zwei Birmaninnen beim Wasserschöpfen. Tropische Kleidung.
(Phot. M. Ferrars.)

birmanischen Tamein. Man sieht dieses Kleidungsstück hier von der rechten, geschlossenen Seite.

In Fig. 120 ist eine, ebenfalls von M. Ferrars aufgenommene

Fig. 119. Der erste Schritt. Birmanische Familiengruppe. Frau im Tamein. (Phot. M. Ferrars.)

Fig. 120. Wassertragende Birmaninnen im Tamein. (Phot. M. Ferrars.)

Fig. 121. Zwei Birmaninnen höheren Stands im Tamein. (Phot. M. Ferrars.)

Gruppe von jungen Frauen und Mädchen wiedergegeben, die mit gefüllten Wassergefässen dem Dorfe zuschreiten. Ausser der Bewegung trägt ein leichter Windstoss dazu bei, das dünne Gewand

zu verschieben, und man erkennt, wie an der dem Beschauer zugewendeten offenen linken Seite der Tamein einzelne seiner Trägerinnen verräterisch entblösst und — besonders bei der dritten — das gutgebildete Bein sehen lässt.

In der zierlicheren und geschmackvolleren Form, in welcher der Tamein von den besseren Ständen getragen wird, tritt er uns bei zwei Damen der Aristokratie (Fig. 121) entgegen.

Fig. 122. Hoftracht in Birma. (Phot. M. Ferrars.)

Hier ist der Tamein durch eine weiche, seidene Binde um die Körpermitte befestigt, darüber legt sich ein spinnwebendünnes Jäckchen von geblümter Seide, das den Namen eines Kleidungsstückes kaum verdient. Die nackten Füsse stecken in zierlichen Sandalen. Die linke Hand hält den flatternden Saum des offenen Tameins fest.

Fig. 122 stellt eine junge birmanische Prinzessin in dem kostbaren, an altindische Skulpturen erinnernden Festkleide dar, und an ihrer Seite eine jugendliche Hofdame, die den birmanischen Ta-

Fig. 123. Birmanisches Mädchen in chinesischer Jacke. (Sammlung Kraay.)

mein, durch die dünne Seidenjacke und reichen Schmuck gehoben, in seiner höchsten Vollendung zur Schau trägt. Mit einer graziösen Bewegung hat sie sich in der Weise niedergelassen, dass die offene Seite des Gewandes durch die sitzende Stellung geschlossen ist.

Von dem zunehmenden chinesischen Einfluss auf die birmanische Frauenkleidung zeugen die Bilder Fig. 123 und 124.

Fig. 123 stellt eine junge Unschuld vom Lande dar. Sie trägt den javanischen Sarong, die chinesische, an der rechten Seite geknüpfte Jacke, und das auch in Vorderindien übliche Tuch, das bald als Kopftuch, bald als Umhängetuch verwendet wird. Die Füsse stecken in kleinen ledernen Pantoffeln, den Kopf ziert eine weisse Blüte.

Aus kostbaren seidenen Stoffen besteht das gleichfalls durch

Fig. 124. Birmanische Dame in chinesischer Tracht. (Phot. M. Ferrars.)

chinesische Einflüsse modifizierte Kostüm einer Birmanin aus höheren Kreisen (Fig. 124).

Man erkennt zwar noch das Bestreben, trotz der gleichmässigeren, faltigen Bedeckung die zierlichen Formen des schlanken Körpers zur Geltung zu bringen, aber die ursprüngliche Schönheit des eingeborenen, für den schönen Körper der Birmaninnen wie geschaffenen Tameins vermag die chinesische Mischform der Kleidung nicht zu erreichen.

Wie wird sich die Zukunft gestalten? Bisher hat sich keine Birmanin gescheut, die zierlichen Formen ihres meist schöngebauten Körpers zu zeigen oder erraten zu lassen, und weil alle es taten, fiel es nicht auf und keine brauchte sich dessen zu schämen. Wenn aber erst einige anfangen, ihre Körper mehr zu verhüllen, dann erwacht auch bei den anderen ein Gefühl des Ungehörigen bei dem nicht mehr allgemein üblichen Entblössen, und bald wird der angeborene Schönheitssinn dem anerzogenen Sittsamkeitsgefühl weichen müssen. Es ist im allgemeinen sehr viel leichter, die Kleidung in unschöner Weise auszudehnen, als sie in schöner Weise zu vereinfachen.

Bei den Birmanen sind es vorwiegend chinesische Einflüsse, die diese Umkehr zum Unschönen veranlassen, in Java tritt der moderneuropäische Einfluss stärker in den Vordergrund.

Bis vor kurzem bildete der Sarong oder der längere, um die Hüften geschlungene Kain, ein künstlich mit Wachsfarben bemaltes Leinentuch, das einzige Kleidungsstück der javanischen Frauen. Noch heute findet es sich, wie oben bemerkt, als Volkstracht bei der sundanesischen Landbevölkerung im Osten Javas.

Die kunstvolle Bearbeitung der Leinwand mit Wachsfarben, die Kunst des Battik, ist ausser in Java auch in einzelnen Gegenden Hinterindiens bekannt [1]).

Die Leinwand wird an den nicht zu färbenden Stellen mit Wachs überzogen, das aus kleinen kupfernen Trichterchen tropfenweise in geschmolzenem Zustand darauf in kunstvoller Zeichnung übertragen wird. Dann wird das Tuch der Farblösung ausgesetzt, und schliesslich das Wachs durch Auskochen in heissem Wasser wieder entfernt. Diese Bearbeitung wiederholt sich so oft, als Farben in dem Muster vorkommen, und zieht sich dadurch oft monatelang hin. Je nach der Sorgfalt der Zeichnung und der Zahl der Farben sind die Preise dieser Handarbeiten verschieden; die kostbarsten Tücher werden oft mit Hunderten von Gulden bezahlt. Der Eingeweihte erkennt an der Wahl der Farben sowie an den Mustern sofort den Ort der Herkunft. Die Soloschen Sarongs z. B., deren ich einige besitze, zeichnen sich aus durch besonders weiche gelbe und goldbraune Töne.

---

[1]) Vgl. Roeffaer und Joynbol, Die Battikkunst. 1902.

Aus diesem Stoffe wird der Sarong gemacht, der etwa 1 m breit und 1 m 50 bis 75 lang ist. An der schmalen Seite wird er zuweilen durch eine Naht zu einer weiten Röhre vereinigt, die man in der Weise um die Taille schlingt, dass der reichverzierteste

Fig. 125. Javanisches Mädchen im Sarong aus den Fürstenländern. 1880.

Teil, die sogenannte Kepalla, nach vorn zu liegen kommt. Der Sarong des Mannes reicht bis etwas unter die Kniee, der der Frauen bis an die Knöchel.

Das Kain, ein in gleicher Weise bearbeiteter Leinwandstreifen, ist länger und wird nicht genäht, sondern einfach umgeschlungen.

Bei der Frau kommt als weiteres Kleidungsstück, das den Sarong

Fig. 128. Frauen aus Garoet im Sarong. (Sammlung F. Pruys von der Hoeven.)

oder den Kain vervollständigt, der Slendang hinzu, ein schmälerer, längerer Streifen aus Leinwand, oft auch aus bunter Seide, der, wie wir dies bereits bei den Batakfrauen sahen, bald als Kopftuch, bald als Schärpe, bald als Lastträger verwendet wird.

Fig. 125 zeigt ein nur mit dem Sarong bekleidetes javanisches Mädchen aus den Fürstenländern. Die Photographie ist etwa im

Fig. 127. Javanisches Küchenmädchen im Sarong. Batavia. (Phot. Schultze.)

Jahre 1880 aufgenommen, zu welcher Zeit diese Tracht dort noch ziemlich allgemein üblich war. Den helleren, buntgemusterten Slendang trägt das Mädchen lose um die Mitte geschlungen.

Gleichfalls nur mit dem Sarong bekleidet ist eine Gruppe von

Fig. 128. Badende Frauen in Buitenzorg (Java).

Frauen aus Garoet (Fig. 126), die mit Waschen beschäftigt ist. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1900, darf aber nicht mehr als ein Beispiel der landesüblichen Strassentracht, wohl dagegen als Negligé oder Arbeitstracht angesehen werden.

Ueberall, wo die ausgiebiger gekleideten Europäer erscheinen, erwacht allmählich das Bewusstsein der Blösse bei den javanischen Frauen, umsomehr, als sie in den Blicken vieler Männer nicht der-

Fig. 129. Javanische Braut. (Ethnogr. Museum Rotterdam.)

selben Unbefangenheit begegnen, mit der sie die Reize ihrer dunklen Körper preisgeben. Darum finden sich in allen dem europäischen Einfluss dauernd ausgesetzten Gegenden zwar auch noch javanische Frauen genug, die nur mit dem Sarong bekleidet sind, sie knüpfen ihn aber nicht mehr um die Körpermitte, sondern über den Brüsten, wie das in Fig. 127 abgebildete Küchenmädchen aus Batavia.

Selbst beim Baden wird von javanischen Frauen in belebteren Gegenden der Sarong nicht ausgezogen, wie uns die Gruppe badender Frauen aus Buitenzorg (Fig. 128) lehrt.

Beim Verlassen des Wassers verstehen es die Frauen, mit

grosser Geschicklichkeit das nasse Gewand sinken zu lassen und ein trockenes über den Kopf zu stülpen, ohne dass der entblösste Körper sichtbar wird.

Eine merkwürdige Zusammenwirkung verschiedenartigster Kultureinflüsse zeigt die zierliche Gestalt einer jungen javanischen Braut (Fig. 129). Auch bei ihr ist der Sarong der jetzigen Sitte entsprechend über die Brust hinaufgeschoben, so dass der halbmondförmige Brautschmuck, der sich früher goldig von der mattgelben Haut des Busens abhob, jetzt auf dem farbigen Tuch ruht. Der seltsame Kopfschmuck erinnert an alte Darstellungen der Hinduskulpturen, die Augenbrauen sind nach mongolischer Idealisierung spitz nach oben und aussen verlaufend gemalt und auf der Stirn prangt das gemalte Zeichen der buddhistischen Seelenperle.

In der weiteren Europäisierung ist zu der Landestracht die Kabaja getreten, ein Mittelding zwischen chinesischer Jacke und dem Chemiset europäischer Frauen, die meist von heller, sehr dünner Leinwand, zu festlichen Gelegenheiten von Seide oder Samt hergestellt wird; Fig. 130 zeigt ein Mädchen aus Batavia in der dadurch veränderten Tracht und mit dem Slendang als Tragband.

Der Sarong und die mit Spitzen besetzte Kabaja bildet über dem dünnen Hemd auch die bevorzugte Kleidung der holländischen Damen in Indien. Dass aber die Javaninnen der grösseren Städte die Kabaja nur aus Konvention angenommen haben, beweist das Bild einer kräftig entwickelten javanischen Mutter (Fig. 131), der die Kabaja nur zur Zierde, nicht aber zur Verhüllung ihres ausgiebigen Oberkörpers dient.

Auch bei dem Mädchen (Fig. 130) sehen wir trotz der Kabaja einen Teil des Oberkörpers entblösst, dessen übrige Teile aber so stark markiert, dass die Verhüllung als Absicht wohl auszuschliessen ist.

Im Gegensatz zu dieser durch europäische Einflüsse und nach europäischem Muster eingeführten Mode hat sich das festliche Gewand an den Fürstenhöfen in einer Weise vervollständigt, die mit der indischen Tropentracht übereinstimmt. Wie bereits erwähnt, schreibt die Hofetikette vor, dass bei den Festen des Sultans die Oberkörper entblösst und mit gelber Farbe eingerieben werden.

In den letzten Jahrzehnten ist diese Sitte nur bei den Männern

Fig. 130. Javanisches Mädchen im Sarong und Kabaja. (Phot. Schultze.)

beibehalten worden, die jungen Prinzessinnen dagegen, die Srimpis, welche in feierlichem Tanze auftreten, trugen, als ich sie im Jahre 1890 in Djokja zu sehen Gelegenheit hatte, kurze schwarzsamtene Jäck-

Fig. 131. Javanische Mutter im Sarong und Kabaja.

chen ohne Aermel, welche die Brüste bedeckten und nur zwischen diesen und der Taille einen Streifen gelbglänzender Haut sehen liessen, genau so, wie das oben abgebildete Brahminenmädchen (Fig. 112). Die Srimpis in Solo tragen, wie Fig. 132 zeigt, kein

solches Jäckchen, sondern den über dem Busen befestigten Sarong mit dem halbmondförmigen Schmuck darüber.

Die öffentlichen Tänzerinnen, die Rongengs, welche, wie in

Fig. 132. Srimpi am Hofe des Sultans von Solo.

Japan die Geishas, auch in die Häuser wohlhabender Leute eingeladen werden, um nach dem Essen zu tanzen und zu singen, traten früher allgemein nur in dem mit einem Gürtel befestigten Sarong auf, den Oberkörper mit dem Slendang verhüllt, der während des Tanzens abgenommen wurde. Im Jahre 1890 habe ich noch

Fig. 133. [illegible] 1880. (Sammlung F. Pruys von der Hoeven.)

Fig. 134. Rongeng. Oeffentliche Tänzerin. 1890.

einige derartige Tänze im Inneren Javas gesehen und wie ich höre, sollen sie auch heutzutage noch hie und da in dem althergebrachten Kostüm aufgeführt werden.

Eine Gruppe, die im Jahre 1880 aufgenommen ist, stellt fünf Rongengs mit ihren reichgebattikten Sarongs in der Tanzpause dar

(Fig. 133). Die zweite von rechts hält mit der rechten Hand den lose auf der Schulter ruhenden Slendang fest, den die anderen vier Tänzerinnen abgelegt haben.

Die heutige etwas phantastische Tracht zeigt eine Rongeng

Fig. 135. Javanisch-chinesische Nonna. (Sammlung Kraay.)

aus Djokja (Fig. 134). Der Oberkörper ist mit einem nicht gerade sehr geschmackvollen, unter den Armen abschneidenden, samtenen Leibchen umhüllt, den Slendang hält sie lose mit den Fingerspitzen, um den Tanz zu beginnen.

Fig. 135 endlich zeigt ein Mädchen javanisch-chinesischer Mischung, die ausser dem Sarong eine weite seidene Aermeljacke

aus Seide trägt, welche zwischen Kabaja und der chinesischen Jackenform die Mitte hält. Neben dieser finden sich aber bei chinesisch-javanischen Mischlingen recht häufig auch rein chinesische Jacken mit dem charakteristischen Schluss auf der rechten Schulter und den weiten Falten, die den Oberkörper verhüllen, in Verbindung mit dem Sarong. Bei strenger chinesisch fühlenden gelbweissen Familien habe ich zu wiederholten Malen sogar auch die weite, weibliche seidene Hose angetroffen.

Wie aus dem vorstehenden ersichtlich, lassen sich die steten Wandlungen in der Tracht dieser Mischrassen auf den wechselnden Einfluss der ursprünglichen Hauptrassen zurückführen und wie die Mischrasse selbst, nimmt auch deren Kleidung im Laufe der Zeiten einen mehr und mehr selbständigen Charakter an.

4. Islamitische Gruppe.

War es bei den drei ersten Gruppen möglich, wenigstens annähernd die wichtigsten Gesichtspunkte für die Entwickelung der Frauenkleidung zu bestimmen, so betreten wir jetzt ein Gebiet, das hintereinander so ziemlich sämtlichen bisher genannten Rassen und Kultureinflüssen ausgesetzt gewesen ist. Dies Gebiet, das sich von den westlichen Hängen des Himalaya und vom Kaukasus, Kleinasien, die Türkei und Arabien in sich fassend, weit über die Nordküste Afrikas ausdehnt, war ursprünglich nur von der weissen Rasse bevölkert, der sich vom Norden her die gelbe, vom Süden her die schwarze in der verschiedenartigsten Weise beigemischt hat. Die Frage, ob und welche Protomorphen hier gelebt haben, deren Eigenschaften in dem heutigen bunten Völkergemisch noch fortleben, lässt sich wohl nie mit Sicherheit beantworten.

Hier sind alte Kulturstaaten, wie der chaldäische, der phönizische, der ägyptische, nach hundert- und tausendjährigem Bestehen zu Grunde gegangen, hier hat die griechische Kultur einen nachhaltigen Einfluss geübt, hier sind die wichtigsten religiösen Centren dicht nebeneinander zu finden, hier übt jedes der heutigen Kulturcentren seinen mächtigen Einfluss aus. Alle diese tausendfach verzweigten Fäden

schlingen sich so bunt durcheinander, dass es kaum möglich ist, diesen Gordischen Knoten systematisch zu entwirren.

Für unsere Zwecke, die Analyse der weiblichen Kleidung aber ist das wichtigste hier in Frage kommende Moment der islamitische Gottesdienst, der diesem Völkergebiet seinen Stempel aufdrückt und dasselbe beherrscht. Indem wir den Islam gewissermassen zum Leitmotiv machen, wollen wir an einigen sprechenden Beispielen untersuchen, wie weit sich sein Einfluss erstreckt, und in wie weit sich trotz und neben ihm noch andere Mächte erhalten haben.

Von den verschiedenen bisher besprochenen Kleidungsarten entspricht die arktische am meisten den Satzungen des Islam. Aus diesem Grunde und nicht etwa aus besonderer Verwandtschaft mit der gelben Rasse hat der Islam unter den verschiedenen ihm bekannten Kleiderformen gerade diese für ihn passendste adoptiert und für seine Zwecke adaptiert. Zu den arktischen Prinzipien, zur Verhüllung des Oberkörpers und zur Hose, fügt er die Verhüllung des Gesichts und sogar der ganzen Gestalt beim Auftreten ausserhalb des Harems hinzu.

Dadurch kam er in Streit mit den vorwiegend tropischen Ueberlieferungen, die vor ihm das Gebiet beherrschten, und es entstanden eine Menge von Mischformen beider Trachten, welche arktische und tropische Elemente in den verschiedenartigsten Kombinationen aneinander reihten.

Wenn wir vom Gebiet der indischen Gruppe von Osten her in das Gebiet des Islam hineintreten, so finden wir bei den Parsifrauen (Fig. 136) eine an die indische sich anlehnende Tracht. Der tropische Rock ist geblieben, und nur ausnahmsweise durch weite Hosen ersetzt. Das kleine, kurze, nur die Brust bedeckende gestickte Jäckchen hat sich nach unten ausgedehnt und schliesst sich in der Taille dem Rock an. Der Halsausschnitt und die blossen Arme sind erhalten, aber das Kopftuch hat an Umfang zugenommen und sich in einen wallenden Schleier verwandelt, der die ganze Gestalt bis über die Hüften einzuhüllen im stande ist.

Bei den Perserinnen (Fig. 137 und 138) finden wir unter dem Einfluss des Islam zwei stark voneinander abweichende Trachten in und ausser dem Hause.

Fig. 136. Parsifrauen.

Innerhalb des Hauses (Fig. 137) ist das wichtigste Kleidungsstück die meist aus Samt angefertigte reichgestickte Jacke, die wie eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des durch die Parsifrauen schon vergrösserten indischen Jäckchens erscheint; unter ihr zeigt sich der tropische Rock in stark verkürzter und weitabstehender

Fig. 137. Junge Perserin im Hause. (Sammlung Boschard.)

Form. Die Beine aber bleiben von der Mitte des Oberschenkels ab unbekleidet. Nur zuweilen werden die Füsse in kleine lederne Pantoffeln gesteckt und ausnahmsweise werden kurze Strümpfe getragen.

Dass die Perserinnen die Nägel und die Sohlen ihrer Füsse

Fig. 138. Perserin zum Ausgehen sich rüstend. (Sammlung Boschard.)

mit Henna rot beizen, ist bereits erwähnt worden und ist neben der Entblössung ein Zeichen mehr, dass sie auf die schöne Bildung ihrer unteren Gliedmassen sehr stolz sind.

Wenn sie ausgehen will, legt die Perserin (Fig. 138) ein Kopf-

tuch um, steckt die Beine in eine weite, über den Röcken befestigte Hose, die aus zwei Teilen besteht, und legt darüber hin noch einen die ganze Gestalt verhüllenden Mantel.

Bei den Kurdinnen (Fig. 139) findet sich eine der persischen

Fig. 139. Kurdinnen. (Sammlung Boschard.)

sehr ähnliche Tracht; nur sind die abstehenden Röcke länger geworden.

Fig. 140 zeigt eine Tscherkessin in festlichem Gewande. Hier haben wir eine Vertreterin des rein tropischen Prinzips; starke Betonung der Formen des Oberkörpers und der Rock bilden den Grundton der Kleidung. Hier stehen wir am Grenzgebiete zwischen Islam und europäischer Kultur.

Fig. 140. Tscherkessin. (Ethnogr. Museum Hamburg.)

Als reine Vertreterinnen des Islam treffen wir wieder die Türkinnen, von denen eine (Fig. 141) im Strassenkleide hier abgebildet ist. Sie zeigt die völlige Verhüllung bis auf die Augen in etwas zierlicherer Form, als das oben gegebene Beispiel der Dame aus Tunis (Fig. 26). Dass diese sehr vollständige Toilette ausser dem Hause

Fig. 141. Türkin in Strassenkostüm. (Sammlung Tanera.)

zu dem sehr leichten Haremskostüm einen schroffen Gegensatz bildet, ist durch verschiedene Augenzeugen beglaubigt. Nach der bekannten Beschreibung Bodenstedts soll ausser dem Gesicht kein einziger Teil des Körpers völlig bedeckt sein. Die zahlreichen käuflichen Photographien türkischer Haremsdamen, welche diese in einem

Fig. 142. Türkisches langes Haremshemd, einer Ungarin angelegt. (Phot. O. Schmidt.)

leichten durchsichtigen Hemde und in weiten seidenen Hosen, meistens das Nargileh rauchend, darstellen, dürfen wohl kaum auf Echtheit Anspruch machen. Eine vornehme Türkin lässt sich nicht leicht im häuslichen Gewande photographieren. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, hat sich O. Schmidt durch einen angesehenen Türken die authentischen Kleidungsstücke selbst verschafft, deren Gebrauch ausführlich erklären lassen und dann ein Modell ungarischer Herkunft in diesem Gewande photographiert.

Aus dieser sicheren Quelle werden die Berichte Bodenstedts völlig bestätigt.

Unter dem geheimnisvollen Mantel trägt die Türkin ein boleroartiges gesticktes Jäckchen, weite seidene Hosen und kleine goldgestickte Lederpantoffel. In der stillen Heimlichkeit des Harems werden auch diese abgelegt, und das ganze Gewand besteht aus dem aus feinstem Seidenstoff angefertigten, beinahe durchsichtigen Haremshemd, das weite kurze Aermeln hat, einen sehr tiefen Halsausschnitt zeigt und nicht weiter als handbreit unter den Nabel herabreicht, so dass der Körper vom Nabel abwärts bis auf die kleinen Pantoffel völlig unbekleidet ist. Wie bekannt, befleissigen sich die vornehmen Türkinnen wohl auch darum einer grossen Reinlichkeit und peinlichster Körperpflege; abgesehen von täglichen Bädern werden auch alle Körperhaare durch Auripigment sorgfältig entfernt.

Neben diesem kurzen Haremshemd besteht auch ein langes, das zwar bis zu den Knöcheln herabreicht, aber ebenso durchsichtig ist. Fig. 142 zeigt die von O. Schmidt gemachte Aufnahme einer Ungarin in diesem Kostüm, das man als das typische orientalische Negligé betrachten kann. Denken wir uns dieses Gewand etwas unterhalb der Taille abgeschnitten, so haben wir die kurze Form vor uns.

Mit Ausnahme der stärkeren Bekleidung des Oberkörpers haben wir also auch bei den Türkinnen dieselbe Vorliebe für die Enthüllung der unteren Körperhälfte, wie wir sie bei den Perserinnen kennen gelernt haben. Nachträglich sei noch erwähnt, dass auch bei den Perserinnen alle Körperhaare künstlich entfernt werden.

In letzter Zeit macht sich aber der europäische Einfluss in der Kleidung auch bei den Türkinnen mehr und mehr geltend.

Der vollständigen Verhüllung in der Oeffentlichkeit steht also in

Fig. 143. Frauen und Mädchen aus Betlehem. (Sammlung Kraay.)

Fig. 144. Araberin mit verschleiertem Gesicht.

diesem Brennpunkt islamitischen Einflusses eine beinahe ebenso vollständige Entblössung im Hause gegenüber. Nach unseren beschränkten europäischen Begriffen würde eine derartige Blossstellung für höchst unsittlich angesehen werden. Mit Recht bemerkt Havelok-Ellis[1]) dagegen: „Wo, wie bei den muhammedanischen Völkern, das Gesicht

[1]) Havelok-Ellis, Modesty. pag. 70.

Fig. 145. Araberin mit nicht verschleiertem Gesicht.

der Brennpunkt des Schamgefühls ist, wird die Blossstellung des übrigen Körpers, sogar seiner geheimsten Teile, jedenfalls aber der Beine und Oberschenkel, ganz gleichgültig behandelt."

Lady Mary Wortley Montague [1]), welche im Jahre 1717 in

[1]) Letters and Works. 1866. Bd. I. S. 285. Zitiert bei Ellis.

Sophia die Harembäder besuchte, schreibt: „Die erste Reihe Diwans war mit Polstern und reichen Teppichen belegt, worauf die Damen sassen, hinter ihnen auf der zweiten Reihe sassen ihre Sklavinnen, ohne jedweden Standesunterschied in der Kleidung, denn alle waren, in gut Englisch ausgedrückt, splitternackt, weder Schönheiten noch Mängel waren verborgen. Dennoch war nicht das leiseste zweideutige Lächeln noch sonst eine schamlose Bemerkung wahrzunehmen. Sie bewegten sich mit derselben majestätischen Grazie, die Milton von unserer Stammmutter rühmt."

Bei einer Gruppe von Mädchen und Frauen aus Betlehem (Fig. 143) tritt wieder das tropische Prinzip in den Vordergrund, das sich ebenso wie in der Körperbildung auch in den Kleidern äussert.

Aus dem streng islamitischen Arabien zeigen zwei Bilder eine verhüllte und eine nicht verhüllte Frau (Fig. 144 und 145). Wir sehen daraus, dass wie bei uns, auch bei den Bekennerinnen des Islam sich viele finden, für die religiöse Vorschriften eine leere Form sind, und wir brauchen das in diesem Fall nicht zu bedauern. Wenn, wie die böse Welt sagt, die Verhüllung des Gesichts nur darum von den meisten islamitischen Frauen befolgt wird, weil sie dadurch Gelegenheit haben, mit ihren meist sehr schönen Augen zu glänzen und ihren meist nicht so schönen Mund zu verbergen, dann können wir es dieser Abtrünnigen nur Dank wissen, dass sie aus rein ästhetischen Gründen nicht nötig fand, die schönen Züge ihres Gesichtes zu verdecken.

Die Schlussfolgerung aus der Reihe dieser Bilder ist, dass der Islam einen tiefen Einfluss auf die meisten Frauen in seinem Gebiete ausübt, aber nur wo sie in der Oeffentlichkeit erscheinen.

Innerhalb des Hauses folgt die Frau ihrem eigenen Geschmack und der alten Ueberlieferung ihrer Rasse und lässt sich nur insoweit durch den Glauben beeinflussen, als er sich mit ihrem Zweck, schön zu sein oder schön zu scheinen, vereinigen lässt.

In Asien hat unter dem Einfluss des Islam das arktische Prinzip auf der Strasse gesiegt, innerhalb des Hauses hat das tropische den Sieg davongetragen.

Die Reihe der afrikanischen Frauengestalten wird mit einer

Fellachin (Fig. 146) eröffnet, die den strengen Grundsätzen ihrer Religion in der Kleidung huldigt.

Wie ich mich selbst überzeugen konnte, ist dies nicht allgemein der Fall und man begegnet in Aegypten ebensoviel unverschleierten als verschleierten Fellachinnen, den ersteren fast noch mehr. Abgesehen von der Verschleierung des Gesichtes aber hat das lange, hemdartige Gewand den rein tropischen Charakter bewahrt.

Fig. 146.
Fellachin mit verschleiertem Gesicht.

Bei den Frauen der Kabylen finden wir noch heute ein Gewand, das dem griechischen klassischen Peplos völlig gleich ist. An zwei hier abgebildeten schlanken Vertreterinnen dieses schön gebauten Menschenschlags (Fig. 147 und 148) erkennt man die Befestigung des Gewandstücks auf der Schulter mit Spangen. Das faltige Kleid ist in weitem Bausch über den Hüften aufgenommen und lässt den schönen Oberkörper von der Seite unverhüllt erblicken. Nach Racinet hat sich ausser bei den Kabylinnen das reine griechische Kostüm auch bei den schwedischen Bauernmädchen in Jerrested bis zum heutigen Tage erhalten. Nach authentischen Photographien scheint mir nur das Kabylen-

Fig. 147. Wassertragende Kabylin.

kostüm wirklich griechischen Ursprungs zu sein, das hemdartige Kostüm der Schwedinnen aber nicht.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiet der Frauenkleidung ist die Tracht der tunesischen Jüdinnen. Sie besteht im

Fig. 148. Kabylin aus der Gegend von Tunis.

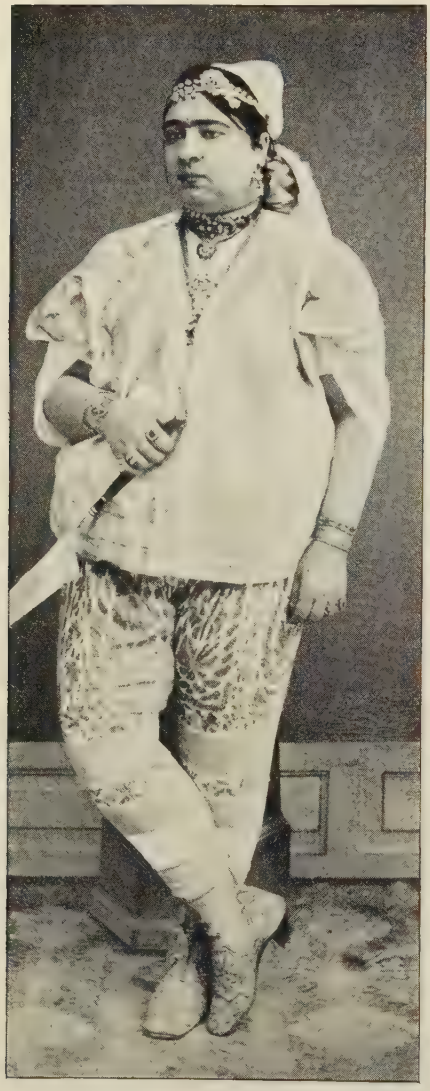


Fig. 149. Tunesische Jüdin.

Hause aus einer eng anliegenden, meist sehr reich gestickten Hose, einer kurzen Jacke und einem Kopftuch oder einer kurzen, spitz zulaufenden Mütze (Fig. 149 und 150). Auf der Strasse verhüllen sich auch die Jüdinnen, dem Beispiel der Muhammedanerinnen folgend.

Die eng anliegende Hose macht bei den meist sehr gut gebauten jungen Mädchen einen zwar fremdartigen, aber keineswegs störenden Eindruck.

Wenn aber mit dem reiferen Alter meist sehr bald eine üppige Körperfülle sich einstellt, dann darf der Anblick einer solchen Gestalt nach europäischen Begriffen keineswegs zu den angenehmen gerechnet werden, wie ein Blick auf Fig. 149 beweist. Wir stehen hier vor dem auch an anderen Orten beobachteten Promblem, dass bei gewissen Völkern zu gewissen Zeiten dicke Frauen besonders schön gefunden wurden. In Afrika sowie in einzelnen Teilen von China ist dies heute noch der Fall; aber auch in unserer europäischen Geschmacksentwickelung haben wir ähnliche Zeiten erlebt; man denke nur an die üppigen Frauengestalten von Rubens. Das Kostüm der tunesischen Jüdinnen ist besonders geeignet, derartige Vorzüge recht stark sprechen zu lassen.

Fig. 150. Tunesisches Judenmädchen.

Einen schroffen Gegensatz hierzu bildet das junge Christenmädchen aus Algier (Fig. 151), dessen zarte, fast überschlanke Formen durch das dünne Gewand, welches Arme und Busen bedeckt, verräterisch durchschimmern. Auch sie trägt Hosen, aber so weite, dass sie sich mehr der Form des tropischen Rockes nähern.

Fig. 151. Christliche Maurin aus Algier.

Das kleidsame, reich verzierte Gewand gibt den Eindruck eines arktischen Kostüms, das sich nach tropischen Grundsätzen emanzipiert hat, ohne dessen äussere Form zu verletzen. Die Hose ist noch da, aber so weit, dass sie sich wieder dem Rocke nähert, der Oberkörper ist verhüllt, aber mit so leichten Stoffen, dass dessen

Fig. 152. Muhammedanerin aus Algier.

Formen mehr betont als verhüllt werden. Der angeborene Geschmack siegt über den äusseren Zwang.

Neben dieser zierlichen Gestalt zeigt sich in einer Muhammedanerin aus Algier (Fig. 152) wieder der Islam in seiner strengsten Form, strenger selbst, als wir ihn in der Türkei finden.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns in alle Einzelheiten

dieser bunten Trachtenbilder und deren geschichtliche Entwickelung ausführlich einlassen wollten. Die zwar nicht zahlreichen, aber jedes für sich besonders charakteristischen Bilder genügen, um darzutun, wie sich trotz des mächtigen religiösen Einflusses doch jede Kleidungsform in selbständiger Weise weiter ausgebildet hat und langsam aber sicher im stande war, aufgedrungene nicht in natürlicher Entwickelung begründete Fesseln abzuwerfen.

Ohne Streit und oft recht schwere Kämpfe wird ein solcher Entwickelungsgang nicht ablaufen, und wir können schon heute den verderblichen Einfluss zweier entgegengesetzter Kulturen im Orient beobachten.

Der Islam mit seiner häuslichen Nacktheit und öffentlichen Verhüllung des Weibes tritt überall in Beziehung mit der modern europäischen Kultur, die eine ausgiebigere Verhüllung der Frau auch innerhalb des Hauses vorschreibt. Das Vorurteil des beschränkten Europäers sieht aber Nacktheit und Unsittlichkeit für dasselbe an, und wo die häusliche Nacktheit der Orientalen mit europäischen unlautern Einflüssen in Berührung kommt, entartet sie in der Tat zu der widerwärtigsten Unsittlichkeit, wie man sie an Brennpunkten des internationalen Verkehrs, wie Port-Said, Alexandria u. a. zu sehen bekommt.

Wie überall, so werden auch hier im Laufe der Zeiten bei weitergehender Verschmelzung die ungesunden und unbrauchbaren Elemente abgestreift und vernichtet werden, um dem natürlichen gesunden Fortschritt Platz zu machen.

IX.

Die Volkstrachten europäischer Kulturvölker.

Der bekannte Afrikareisende Dr. Peters erzählte mir einmal, dass er die meisten der in seinem Werke veröffentlichten afrikanischen Landschaften von einem bayrischen Künstler nach Photographien habe zeichnen lassen. Dieser Maler hatte vorher nur Landschaften aus dem bayrischen Hochgebirge gemalt, und trotzdem er sich sehr gewissenhaft an die Originale hielt, trugen alle seine afrikanischen Landschaften trotz Palmen und Negern den Charakter des bayrischen Hochgebirges.

Der holländische Maler ten Kate kam in den Achtzigerjahren nach Java, um dort Studien zu machen. Trotzdem er die Originale vor sich hatte, bekamen die für den javanischen Mann so charakteristischen Kopftücher unter seiner Hand das Gepräge der holländischen Hauben, wie sie von den Scheveninger Fischerfrauen getragen werden.

Je höher ein Künstler steht, desto stärker spricht seine individuelle Auffassung aus dem Kunstwerk und überschattet, verwischt und verdeckt das objektive Vorbild und nimmt seinem Werk den Wert der wissenschaftlichen Beweiskraft.

An diesem Fehler leiden weitaus die meisten der ausserordentlich zahlreichen Kostümwerke, die wir von europäischen Volkstrachten besitzen. Nur ausnahmsweise gelingt es einem Künstler, Gestalten, die ausserhalb seiner täglichen Umgangssphäre stehen, völlig naturgetreu wiederzugeben. Die wenigsten haben — man darf beinahe sagen glücklicherweise — die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit, die ihnen verbietet, eine künstlerisch unschöne Einzelheit des Originals im Interesse der Naturwahrheit unverbessert zu lassen.

In der reichhaltigsten aller Sammlungen von Kostümwerken, der Lipperheideschen Bibliothek in Berlin, habe ich mit dem liebenswürdigen Vorstand, Herrn Dr. Doege, tagelang die zahlreichen Prachtwerke über Kostümkunde durchsucht und nur ausnahmsweise eine einwandfreie Figur gefunden. Allerdings gibt es Künstler, die die Eigenarten einer gewissen kleineren Gruppe völlig erfassen und in unerreichter Meisterschaft über das alltägliche Leben erheben, so wie Defregger mit seinen Tirolern und Oberbayern, Gavarni mit seinen Pariserinnen, aber das sind grosse Ausnahmen, und auch bei ihnen bekommt man die Ueberzeugung der Naturtreue erst durch den Vergleich mit dem wirklichen Leben und mit der Photographie.

Dass Gestalten wie die Sichelschen Italienerinnen sich jedem wissenschaftlichen Urteil entziehen und gleichweit von Gut und Böse entfernt sind, braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden.

Um Missverständnisse zu verhüten, hebe ich noch einmal hervor, dass ich mich hier nur mit dem wissenschaftlichen, in keiner Weise aber mit dem künstlerischen Wert der Bilder und Bücher beschäftige.

Trotz ihrem hohen künstlerischen Wert sind daher eine ganze Reihe mit Kostümwerken für unseren Zweck gar nicht oder nur nach sorgfältiger Kritik zu verwerten.

Eine rühmliche Ausnahme macht auch hier wieder das schon mehrfach genannte Racinetsche Buch, Le costume historique. Von den 500 farbigen Tafeln sind etwa 150 den europäischen Volkstrachten gewidmet und zeigen in über 2000 Figuren die sprechendsten Formen derselben in einer sorgfältigen kritischen Auswahl. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und ein gewissenhaft redigierter Text erhöhen den Wert der Bilder.

Während man für die früheren Kostüme auf die künstlerischen Darstellungen allein angewiesen ist, besitzen wir heutzutage in der Photographie ein vortreffliches Mittel zur objektiven Feststellung jetzt noch vorhandener Volkstrachten.

Leider besteht kein einziges Werk, das von diesem Hilfsmittel einen ausgiebigen Gebrauch gemacht hat, und dies ist um so mehr zu bedauern, als gerade in unseren Tagen zwei grosse Gefahren drohen, vor denen die noch vorhandenen Volkstrachten wie Schnee

vor der Sonne dahinschmelzen. Diese Gefahren sind die stets sich steigernde billige und massenhafte Fabriksindustrie und der immer mehr sich ausdehnende Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr, der die geschmacklosen, aber leicht erschwinglichen Erzeugnisse moderner Massenproduktion bis in die entferntesten Bergtäler, in die abgelegensten Hafenplätze hineinträgt und den einheimischen, altväterischen Handwerken Tod und Verderben bringt. Der Drachen Konkurrenz — den wir hier sowohl von künstlerischem sowie auch von ethnographischem Standpunkt als ‚unlauteren Wettbewerb' bezeichnen können, da er bei allen Menschen deren ursprüngliche künstlerische Neigungen zu Gunsten ihrer Sorge um den Geldbeutel erstickt — dieser Drachen schlängelt sich dampfschnaubend mit eisernen Schienen, Rädern und Schrauben über Land und Meer, alles mit seinen nüchternen Exkrementen überschüttend, Eigenarten und volkstümliche Gebräuche vernichtend, alle Völker gleichmachend mit seiner alltäglichen, unkünstlerischen Uniformierung in Kleidung und anderen Gebrauchsartikeln.

Wie jetzt in Japan und Indien, so hat er schon lange in Europa sein Zerstörungswerk begonnen. Wo ein Dampfschiff landet, wo ein Zug anhält, vermischen sich die farbigen Gebräuche zu eintönigem Grau, und fristen nur mühsam ein kränkliches hinsterbendes Dasein. „C'est fini pour eux," schreibt Racinet und schielt dabei hämisch auf die allen anderen vorangehende englische Industrie — „c'est fini pour eux, for ever, à jamais, éternellement."

Heutzutage sind die Nationaltrachten in den Städten mit ganz seltenen Ausnahmen fast überall verschwunden, auf dem Lande dagegen, bei den Bauern, haben sie sich an vielen Stellen in mehr oder weniger reiner Form erhalten.

Die Schweiz, früher so reich an Nationaltrachten, hat diese verloren, seit sie mehr und mehr zu einem grossen Hotel geworden ist: was man jetzt noch von Nationaltrachten dort findet, ist meist, ebenso wie die Gemsen, ein Kunstprodukt.

Es wäre ein grosser Gewinn für Kunst und Wissenschaft, wenn die heute noch bestehenden Volkstrachten und deren Ueberreste in grossem Massstab durch die Photographie festgehalten werden könnten, bevor sie gänzlich verschwinden. Dazu ist aber die Kraft eines einzelnen zu schwach, und ich weiss aus Erfahrung, wie

schwierig es ist, die geeigneten Objekte in guter Auswahl zu sammeln.

Mögen diese Anregungen Früchte tragen; hier müssen und können wir uns auf einzelne Beispiele beschränken, da wir kein erschöpfendes Werk über Trachten, sondern nur deren allgemeine Entwickelung zu berücksichtigen haben.

Die meisten der käuflichen Photographien von Volkstrachten sind wissenschaftlich wertlos. Zunächst sind die Stellungen im geschmacklosesten Atelierstil zurechtgedreht, dann sind die Kostüme nicht immer echt und ebensowenig deren Trägerinnen. Ein Karlsbader Photograph schlug mir allen Ernstes vor, an einem Vormittag sämtliche österreichischen Nationaltrachten naturgetreu und echt aufnehmen zu wollen. Er habe fast lauter echte Kostüme, und könne dieselben nacheinander einer hübschen Kellnerin aus Dresden anziehen, die sich dazu bereit erklärt habe.

Abgesehen von allen diesen künstlichen Surrogaten haben auch echte Aufnahmen nur dann einen grösseren wissenschaftlichen Wert, wenn neben dem feierlichen Sonntagsstaat auch die alltägliche Arbeitstracht, sowie die verschiedenen Unterteile der Kleidung bildlich berücksichtigt werden, und von allergrösstem Wert für die individuelle Auffassung weiblicher Verzierungskunst ist die Möglichkeit eines Vergleichs des bekleideten mit dem nackten Körper. Von diesen letzteren Aufnahmen habe ich bisher in Europa nur sehr wenige erhalten, beziehungsweise anfertigen lassen können, eine Holländerin, eine Schwedin und eine Italienerin.

Von der Gegenüberstellung der Sonntagstracht und Alltagstracht, sowie von Serienbildern der einzelnen Kleidungsstücke erwarb ich mehrere einwandfreie Beispiele. Ich kann nur nochmals den lebhaften Wunsch aussprechen, dass diese Vorbilder in weiten Kreisen zur Nachahmung anregen mögen. Sie allein bieten die Möglichkeit, der Trachtenfrage eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen.

„Les traditions de la coquetterie sont plus durables qu'on ne le croirait," sagt Ampère[1]).

---

[1]) Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle.

Unter anderem führt er als Beweis für diesen Ausspruch die Tatsache an, dass schon Strabo von den Frauen der in Spanien wohnenden Iberier berichtet, „dass sie um das Haupt einen Schleier tragen, so schwarz, wie die Farbe ihrer Haare und ihrer Augen". Noch heute, nach viel tausend Jahren, ist die Mantilla die beliebte und allgemein bekannte Hauptzierde der Spanierinnen.

Wie Racinet[1]) und Lonandre[2]) ausführen, haben sich nicht nur Einzelheiten in der Kleidung, sondern auch dafür gebräuchliche Namen durch Jahrhunderte und Jahrtausende trotz zahlreichen fremden Einflüssen erhalten und bieten für den Ethnographen die wertvollsten Hinweise.

So hat sich z. B. das keltische Wort braga für Hose in dem französischen „la braie", in dem vlämischen und holländischen Wort „broek", sowie in dem mittelhochdeutschen „Bruch" nebst dem damit bezeichneten nordischen Kleidungsstück erhalten, trotzdem die römische Kultur, das Christentum und tausend andere Einflüsse darüber hingegangen sind.

Der vorwiegend weissrassigen Bevölkerung entsprechend trägt die weibliche Volkstracht in Europa einen tropischen Charakter, bei dem das tropische Grundprinzip, die Betonung des Oberkörpers und der Rock, gewahrt sind, jedoch in einer Form, die einen noch etwas weiteren Entwickelungsgrad erreicht hat, als die oben beschriebene indische Stufe der tropischen Kleidung.

Dort haben wir gesehen, dass zu dem Rock eine Verzierung und später Bedeckung der Brüste in Form eines Jäckchens hinzukam, oder eine höhere Befestigung des Rockes über den Brüsten, wie beim Tamein der Birmaninnen, und auf den Schultern, wie beim Peplos der Griechinnen, auf den wir später noch zurückkommen werden.

Ausserdem haben sich Kopfbedeckungen von der einfachen Form des Schleiers und Slendangs bis zu den verschiedenartigsten Gestaltungen als bleibende Attribute ausgebildet.

Die weibliche Alltagstracht Europas besteht noch immer aus

---

[1]) l. c. I. Bd. pag. 30 ff.

[2]) Les arts somptueux.

dem tropischen, um die Körpermitte befestigten Rock. Ebenso wie in Indien das Jäckchen, hat sich in Europa davon das am Halse tief ausgeschnittene Frauenhemd losgelöst, das bis an die Schultern hinaufreicht.

Der tropische Gürtel ist zum Teil erhalten, zum Teil ist er zum Mieder oder Leibchen ausgewachsen, das in grösserer Ausdehnung die Körpermitte umschliesst.

Auch das Kopftuch findet sich noch meist in einfacher Tuch- oder Schleierform, und nur ausnahmsweise in der zusammengesetzten Form von Hauben, Mützen und Hüten.

Die Arme und Beine bleiben in der Alltagstracht auch in kälteren Gegenden meist nackt. In Ungarn, in Russland, und auch in Holland habe ich in Dörfern Frauen selbst im Schnee mit nackten Füssen an der Arbeit gesehen.

Bei der Sonntagstracht, die meist, wenn auch fälschlich, als die eigentliche Volkstracht angesehen wird, findet sich eine starke Vermehrung der Kleidungsstücke durch Uebereinanderziehen mehrerer Röcke, reichliche Stickerei und Schmuckverzierung, Schürzen und Brusttücher, durch Hauben und Hüte, und endlich durch das arktische Element der Schuhe, Stiefel und Strümpfe.

Die arktische Hose findet sich bei der weiblichen Kleidung in Europa nur als Arbeitstracht und zwar merkwürdigerweise auch das nur in Gegenden, wo die Ethnographie über den rein weissen Ursprung der eingeborenen Bevölkerung im Zweifel ist.

Bevor wir jedoch hierauf weiter eingehen, müssen wir uns in grossen Zügen die Rassen- und Kultureinflüsse vergegenwärtigen, die seit ihrer Einwanderung in Europa auf die weisse Rasse eingewirkt haben.

Wenn auch die jetzige kultivierte Bevölkerung Europas, soweit sich dies geschichtlich nachweisen lässt, in der Hauptsache aus dem Blute der weissen Rasse hervorgegangen ist, so besitzen wir doch Beweise genug, dass schon in vorgeschichtlicher Zeit an verschiedenen Stellen ziemlich hoch entwickelte Völker gelebt haben. Ob auch diese Völker der weissen Rasse angehört haben, wissen wir nicht; wahrscheinlich aber ist es, dass es sich um protomorphe Rassen handelt, die schon vor undenklichen Zeiten mit eingewan-

derten Elementen der weissen Rasse gemischt waren und in ihr aufgingen. Zu diesen Kulturvölkern zweiten Grades gehören die sagenhaften Kelten, die von Lyon bis nach Belgien und Holland hinauf ihre Wohnsitze hatten und auch einen Teil der englischen Inseln, vielleicht noch zur Zeit ihres Zusammenhangs mit dem Festland, bevölkerten, dann die Basken in den nördlichen Pyrenäen, die in den Alpen wohnenden vorgeschichtlichen sogenannten Rundköpfe u. a. m.

In Skandinavien lebte eine weisse, den heutigen Nordländern körperlich völlig gleiche Rasse, wie Montelius nachgewiesen hat, viertausend Jahre v. Chr. bereits in der Bronzezeit.

Im Beginne unserer Zeitrechnung erhalten wir durch die Römer die ersten historisch beglaubigten Nachrichten über die Völker des nördlichen Europa.

Bei den Völkern Germaniens fand sich damals die primitive und die tropische Tracht, verbunden mit dem Pelzmantel, bei Männern und Frauen vorherrschend.

Bei den gallischen Völkern keltischer Abkunft waren die Frauen zwar tropisch, die Männer aber häufig mit der arktischen Hose bekleidet.

Das gleiche war der Fall bei den Alpenvölkern der damaligen Zeit.

Ob sich die arktische Tracht bei diesen protomorphen Bewohnern Europas selbständig entwickelt hat, oder ob hier lange vor dem Anfang der Geschichte mongolische Einflüsse tätig gewesen sind, ist eine Frage, die — vorläufig wenigstens — nicht entschieden werden kann. Tatsache ist, dass die Kelten, sowie die in den Alpenländern ansässigen Ureinwohner Europas sich sowohl körperlich als in ihrer Kleidung von den Völkern der weissen Rasse unterschieden, und dass deren der herrschenden weissen Rasse beigemischtes Blut auch heute noch den einst von ihnen allein bewohnten Gegenden ein bestimmtes Gepräge verleiht. Nur dort findet man u. a. die Hose als Arbeitstracht für die Frau.

Für den Süden Europas beginnt die geschichtliche Ueberlieferung mit den rein mittelländischen Griechen und Römern, die vermutlich mit den Pelasgern, Etruskern u. a. das dort lebende Blut protomorpher Rassen in sich aufnahmen.

Durch die Eroberungszüge der Römer fand zur Zeit vor Christi

Geburt der erste Vorstoss südlicher Elemente der weissen Rasse in grösserer Anzahl nach dem Norden statt, bald darauf verbreiteten sich Scharen der nördlichen weissen Elemente mit der Völkerwanderung über den Süden Europas. Es war zu erwarten, dass mit der dadurch angebahnten lebhaften Mischung der verschiedenen Zweige der weissen Rasse sich auch deren Kulturgüter vermischen würden. Was die Kleidung betrifft, so blieb die von den beiderseitigen Frauen getragene tropische Tracht erhalten, während bei den Männern die arktische Hose zwar langsam, aber sicher vom hohen Norden auch auf den Süden überging.

Von kulturellen Momenten sind namentlich das Christentum in seiner mehr und mehr zum Dogmatismus ausartenden Form und die durch die Kreuzzüge, durch Hunnen, Tataren und Türken eingeführten orientalischen Sitten und Gebräuche von grossem Einfluss auf die weitere Entwickelung Europas geworden.

Seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts endlich machen die kolonialen Erwerbungen mehr und mehr ihre auf das Mutterland zurückströmende Wirkung geltend.

Alle diese Ereignisse haben, wie die ganze Lebensweise, so auch die Kleidung beeinflusst und überall Spuren hinterlassen.

Wenn es möglich wäre, alle diese Spuren bis auf ihren Ursprung zu verfolgen, so könnte die Volkstracht in ihrer heutigen Form als eine für den Ethnographen und Kulturhistoriker höchst wichtige Art von geschichtlicher Rumpelkammer betrachtet werden, in der alle Ueberreste von einflussreichen Ereignissen früherer Zeiten sich als ebensoviele Merkmale in der Tracht wiederfinden liessen; aber: „Toutes les origines sont obscures," schreibt Quicherat[1]), „et on peut ajouter qu'il y a des choses non moins obscures que les origines: ce sont les dates des transformations."

Immerhin ist es, wie oben dargetan, in einzelnen Fällen möglich, trotz aller dazwischenliegenden Kultureinflüsse den Ursprung einer Besonderheit in der Tracht zu ermitteln.

Diesen allgemeinen Betrachtungen möge eine Reihe von Beispielen folgen, welche, wie gesagt, keineswegs den Anspruch auf

[1]) Histoire du costume en France.

Vollständigkeit machen. Bei der Auswahl der Bilder habe ich in erster Linie darauf geachtet, dass sowohl die Tracht, als auch die Trägerin echt waren. Wo es möglich war, habe ich den Sonntagsstaat der Werktagskleidung gegenübergestellt.

Ausser der eigentlichen Volkstracht habe ich noch einige Beispiele von der Tracht einzelner Stände beigefügt, und schliesslich eine Auswahl von den seltenen Fällen, in denen die Hose als weibliche Volkstracht bei der Arbeit auftritt.

Statt möglichst viele Trachten verschiedener Völker zu geben, habe ich nur einige Völker berücksichtigt, unter diesen aber eine grössere Auswahl von Trachtenbildern gegeben, um darzutun, wie mannigfaltig sich das Bild schon auf einer kleinen Oberfläche gestalten kann.

1. Die eigentliche Volkstracht.

Die skandinavische Halbinsel, die erst in den letzten Jahrzehnten der Neugier von Touristen häufiger zum Ziele diente, besitzt noch eine grosse Anzahl von Volkstrachten. Racinet[1]) schreibt dies dem Umstand zu, dass dort der eigentliche Bauernstand viel selbständiger und verhältnismässig zahlreicher ist als in anderen Ländern. Jedenfalls ist wohl der Hauptgrund für die Erhaltung der Volkstracht darin gelegen, dass das grösste Gebiet Norwegens und Schwedens ausserhalb des Weltverkehrs liegt und von dem meist nur an den Küsten sich bewegenden Fremdenstrom wenig beeinflusst wird.

Während bei den Männern neue Formen von Kleidung Eingang finden, haben die Frauen treu an der alten Volkstracht festgehalten, namentlich auch ihre angeborene Vorliebe für leuchtende Farben, wie lebhaftes Rot und helles Blau, unverändert bewahrt, und zwar aus dem guten Grunde, weil diese bunten Töne zu dem glänzenden Kolorit ihrer schönen Körper, der schneeweissen Haut, den roten Wangen, blauen Augen und goldenen Haaren so trefflich passen.

Die ursprüngliche Kleidung war bei beiden Geschlechtern ausser den Fellmänteln ein hemdartiges Gewand, das bei dem Manne bis

[1]) l. c. Bd. VI.

Fig. 153. Dalekarlierin.

über die Kniee, bei den Frauen bis zur halben Wade reichte. Seit Einführung des Christentums um das Jahr 1000 sind von Deutschland und Nordrussland her fremde Einflüsse auf die Volkstracht vom Süden her wirksam gewesen, im Norden machte sich die Berührung mit Lappen und Finnen nicht nur in einer peripheren

Fig. 154. Mädchen aus Helsingland mit Jacke. (Phot. Edlund.)

Rassenmischung, sondern auch in einer damit verbundenen Mischung von Sitten und Gebräuchen geltend. Jedoch hat überall die weisse Rasse die Oberhand behalten, und wie in den Körpern, finden sich auch in den Kleidern nur Spuren der mongolischen Einwirkung.

Fig. 155. Mädchen aus Helsingland ohne Jacke. (Phot. Edlund.)

Im nördlichsten Distrikt, Dalarne, dem Land der Täler, das unter dem Namen Dalekarlien im Ausland bekannt ist, trifft man noch häufig als Kopfbedeckung die spitze Mütze (Fig. 153), die an die Kapuze der arktischen Tracht erinnert und wohl auch

daraus abgeleitet ist; desgleichen die pelzverbrämte Lederjacke, die sich dem Oberkörper eng anschliesst, als Winterkleidung. Daneben

Fig. 156. Mädchen aus Bergen. (Phot. Sostrene Persen.)

aber bestehen weisse Mützen und Kopftücher, die nichts mit der Kleidung der Lappen und Finnen gemein haben.

Den arktischen Anklängen in der Kleidung entspricht auch ein häufigeres Vorkommen von dunklem Haare bei den dortigen Frauen.

Bei vielen Schwedinnen besteht heute noch die Sitte, dass ein

Fig. 157. Mädchen aus Småland. (Phot. Edlund.)

reichverziertes Festgewand nebst kostbaren Schmucksachen sich von Mutter auf Tochter vererbte und nur bei den feierlichsten Gelegenheiten, wie Heirat, Taufe u. dergl., angelegt wird. Racinet hebt hervor, dass unter den Schmuckstücken, besonders in der Brautkrone, sich

Fig. 158. Mädchen aus Wingåker. (Phot. Sostrene Persen.)

viel Uebereinstimmung mit slawischen Zieraten erkennen lässt, entsprechend dem seit dem Jahre 1000 wirksamen Einfluss Nordrusslands.

Fig. 154 ist ein Mädchen aus Delebo im Helsingland, das, festlich geschmückt, auf der silberbeschlagenen Kleidertruhe sitzt

Fig. 159.
Hardanger Mädchen in der Volkstracht.
(Phot. Edlund.)

und aus den Karten ihre Zukunft erfahren will. Den Oberkörper umschliesst eine reichgestickte rote Jacke, auf dem reichen dunklen Haare ruht eine gleichfalls rote, gestickte Mütze in der Form wie die deutschen Frauen im Mittelalter sie trugen. Am Busen steht die Jacke weit offen und zeigt das weisse, am Halse schliessende, altskandinavische Hemd. Eine gestickte Schürze mit langherabfallenden Zipfeln bedeckt den gleichfalls roten Rock. Denken wir uns das Ledertäschchen hinzu, so haben wir ein dunkelhaariges, altdeutsches Gretchen vor uns. In Fig. 155 hat das Mädchen die Jacke abgelegt, unter deren engen Aermeln die weiten Falten des schwedischen Hemdes zu Tage treten. Das nur an der Taille anliegende Mieder schliesst mit kurzen Achselbändern nach oben ab.

Die reiche Verzierung des aus dem tropischen Gürtel hervorgegangenen Mieders ist an einem Mädchen aus Bergen (Fig. 156) ersichtlich; die roten Tragbänder sind nur zum Schmuck angebracht, da die Hauptlast der Kleider auf der Taille ruht.

Die verschiedenartigen Formen der weissen Mützen zeigen uns

drei Mädchen, aus Småland (Fig. 157), aus Wingåker (Fig. 158) und aus Hardanger (Fig. 159). Die erstere erinnert an die Elsässer Tracht, die zweite an die arlesische, die dritte an die seeländische Form aus Middelburg.

Die Småländerin zeigt ausser dem weissen Bänderhäubchen die drei Hauptstücke der schwedischen Frauentracht, Hemd, Mieder und Rock in besonders reiner Form. Die Schönheit des schlanken, kräftigen Körpers wird durch die kleidsame Tracht in wirkungsvoller Weise hervorgehoben. Das Mieder schliesst nur in der Körpermitte fest an und zeigt die schlanke Taille. Der obere Teil ist so weit, dass er die Atmung in keiner Weise behindert, und doch alle Formen des gutgewölbten Brustkorbs zeigt.

Der geschürzte Rock ist lose über dem Mieder befestigt.

Das Mädchen aus Wingåker zeigt ausser diesen Vorzügen den kleinen, unter dem kurzen Rock hervortretenden, zierlich geschuhten Fuss. Bei der Hardangerin endlich sehen wir statt der gewöhnlichen Sonntagstracht, wie bei den anderen Mädchen, das festliche, durch Geschlechter vererbte Kleid mit dem dazugehörigen Familienschmuck.

Fig. 160.
Hardanger Mädchen entkleidet.
(Phot. Edlund.)

Fig. 161. Mädchen aus Jeirestadt bei der Ernte. (Phot. Edlund.)

Mit den anderen zierlichen Geschöpfen verglichen, scheint diese Gestalt auf den ersten Blick plump in ihrer schweren Kleidertracht, denn, wie fast alle Bäuerinnen, zeigt auch sie ihren Wohlstand nicht allein in der Auswahl, sondern auch in der Fülle der Kleidung. Je mehr Röcke übereinander, desto festlicher, desto würdevoller

bekleidet kommt sie sich vor. Dass aber der Schein trügen kann, zeigt Fig. 160, die uns zu unserer Ueberraschung beweist, dass unter

Fig. 162. Zwei Seeländerinnen aus Middelburg (Walcheren).

dieser etwas eintönigen Hülle ein besonders zierlich gebauter, schlanker Körper verborgen ist.

Fig. 161 endlich stellt ein Mädchen aus Jerrestadt bei der Ernte dar. Ausser dem bunten Kopftuch trägt sie als einziges Kleidungsstück das Hoste sarken, das alte skandinavische Lein-

wandhemd, das, bis zum Gürtel vorn offen, mit einer Spange am Halse zugesteckt ist und um die Körpermitte mit einem schmalen roten Band befestigt wird.

Fig. 163. Katholische Seeländerin aus Axel.

Die Strümpfe und Schuhe, die sie trägt, sind nur der photographischen Aufnahme zuliebe angezogen worden und entsprechen nicht dem eigentlichen Alltagsgewande.

Nicht nur bei der Ernte, sondern auch innerhalb des Hauses bildet das Hemd im Innern des Landes das einzige Gewand des

Fig. 164. Zwei protestantische Seeländerinnen aus Goes (Süd-Beverland).

Weibes, und hat sich in dieser Form durch Jahrtausende erhalten. Racinet vergleicht das Hoste sarken mit dem griechischen Peplos und hebt hervor, dass das altgriechische Kostüm sich in dieser Form im höchsten Norden rein erhalten hat. Wie wir weiter unten

Fig. 165. Protestantische Seeländerin aus Goes im Profil.

sehen werden, gleicht das schwedische Hemd wie alle Frauenhemden dem Chiton, nicht aber dem Peplos.

Wie Skandinavien, so hat auch Niederland noch eine grosse

Fig. 166. Mädchen von der Insel Marken.

Anzahl von Volkstrachten. Besonders die Inseln von Seeland bieten davon eine reiche Auswahl. Dort hat nicht nur jedes Land, jede Stadt, ja jedes grössere Dorf seine besondere Tracht, sondern der Eingeweihte kann sogar auf den ersten Blick das junge Mädchen von der verheirateten Frau, und diese von der Witwe, die Protestantin

Fig. 167. Die Königin von Niederland in friesischer Tracht. (Phot. Broersma.)

von der Katholikin unterscheiden. Infolge dieser oft geringen Unterschiede sind die Trachten dort ausserordentlich mannigfaltig. Die Figuren 162 bis 165 geben eine Auswahl seeländischer Trachten.

Fig. 162 zeigt zwei protestantische Mädchen aus Middelburg.

von der Insel Walcheren. Fig. 163 ein katholisches Mädchen aus Axel. Fig. 164 zwei protestantische Mädchen aus Goes auf der Insel Zuid-Beveland, zu deutsch Südbieberland, und Fig. 165 ein gleichfalls protestantisches Mädchen aus Goes im Profil, um das Hervortreten der Haubenflügel von der Seite zu zeigen. Auf dem Bilde ist der rechte Haubenflügel zurückgesteckt, der das Gesicht sonst verdecken würde. Das Leitmotiv der seeländischen Tracht liegt in der verschiedenen Form der Mützen und des daran angebrachten Goldschmucks. Kennzeichnend sind ausserdem die enganschliessenden Leibchen, die auch im Winter stets nackten Arme und der kurze, fussfreie Rock.

Fig. 166 zeigt ein Fischermädchen von der Insel Marken, die zu der Provinz Nordholland gehört und leicht von Amsterdam mit dem Dampfschiff erreicht werden kann. Die Männer tragen dort noch die kurzen weiten Kniehosen und die eigentümliche hohe Kopfbedeckung der einstmals spanischen Tracht, die vor zwei- bis dreihundert Jahren modern war. Es lohnt reichlich die Mühe, diese abgelegene kleine Insel zu besuchen. Nicht nur die Menschen, auch der Hausrat, die ganze Einrichtung der Häuser und Schiffe hat sich unverändert erhalten: wie durch einen Zauberschlag wird man dort in ein jetzt noch lebendes Stückchen längstvergangener Zeiten versetzt.

Beim weiblichen Kostüm sind besonders charakteristisch die langen, unter der engschliessenden Haube herabfallenden Schmachtlocken, die aber nicht immer echt sind, sondern von älteren Frauen mit der Haube zugleich aufgesetzt werden.

Für den Fremden, der nach Niederland kommt, liegt ein eigentümlicher Zauber in diesem pietätvollen, zähen Festhalten an althergebrachten Gebräuchen, das dem holländischen Volke eigen ist. Wie die Häuser, die Grachten und die Schiffe, so sind auch die Bewohner und Bewohnerinnen malerische und lebenskräftige Sprossen aus der guten, alten Zeit.

Besonderen Rufes, was Volkstracht und was Frauenschönheit betrifft, erfreut sich Friesland: dort legen selbst die Damen der Aristokratie Wert darauf, bei festlichen Gelegenheiten in die kostbare Nationaltracht sich zu kleiden, und diese Sitte ehrend, hat auch die allgemein vergötterte junge Königin sich im friesischen Nationalschmuck abbilden lassen (Fig. 167).

Wie Marken in Nordholland, ist Hindelopen in Friesland bis vor kurzem durch sein Festhalten an den alten Gebräuchen bekannt gewesen. Mehr und mehr ist aber der dortige Hausrat wegen der zunehmenden Armut der Bevölkerung in die Hände der Antiquitätenhändler übergegangen und von ihnen in alle Winde zerstreut worden. Dass neben der Volkstracht auch noch hie und da eine althergebrachte Standestracht in Niederland besteht, werden wir weiter unten sehen.

Von norddeutschen Volkstrachten sind die bekanntesten die Spreewälderinnen und die Altenburgerinnen.

In Berlin hat man häufig Gelegenheit, Ammen aus dem Spreewald in einem Kostüm zu sehen, das sich zwar vorteilhaft von den meist geschmacklosen Strassentoiletten abhebt, aber doch ein wenig nach Maskerade schmeckt. Ein echtes, im Spreewald selbst aufgenommenes Beispiel ist Fig. 168.

Von der Altenburger Tracht war ich so glücklich, in der Lipperheideschen Sammlung eine Reihe von vor etwa 20 Jahren gemachten Aufnahmen zu finden, die die verschiedenen Kleidungsstücke dieser eigentümlichen Tracht in ihrer Folge getreu und echt wiedergibt (Fig. 169—178).

In Fig. 169 sehen wir eine festlich geschmückte Altenburgerin in der Ansicht von vorn. Seidene Gewandstücke in seltsamer Anordnung verhüllen die Gestalt bis etwas unters Knie, nur das Gesicht und die Hände sind sichtbar, während die Beine vom Knie abwärts bei der Arbeit nackt, zum festlichen Aufputz mit weissen oder farbigen Strümpfen und kleinen Schuhen bekleidet werden. Den Kopf umschliesst eine festangezogene Seidenhaube, deren Enden breit über den Rücken herabfallen. Der Oberkörper steckt in einer weiten Seidenbluse mit bauschigen unter dem Ellbogen schmäler werdenden Aermeln. Ueber dem Rock liegt eine seidene Schürze, die vorn über seinen Rand herabhängt und hinten nicht schliesst, so dass unter ihr der kürzere Rock zu sehen ist (Fig. 170). In Fig. 171 hat das Mädchen die Bluse abgelegt, unter der zwei mit Tuch überzogene, über die Brüste emporragende Brettchen sichtbar werden, die der leichten Seidenbluse ihre eigentümliche Form geben. In Fig. 172 sind auch diese entfernt und enthüllen das Leibchen, das

Fig. 168. Spreewälderin.

die Form der Taille hervortreten lässt. In Fig. 173 ist die Haube mit den breiten, den Rücken bedeckenden Flügeln abgelegt, in Fig. 174 auch die Schürze, unter der der enge, links vorn zugeknöpfte Rock zum Vorschein kommt. In Fig. 175 folgt das Mieder und zeigt, dass die kurzen, die Oberarme bedeckenden Aermel an

Fig. 169. Altenburger Bäuerin in vollständigem Kostüm.
(Sammlung Lipperheide.)

einem schmalen weissen Oberhemd nach Art des indischen Jäckchens befestigt sind. In Fig. 176 fällt der kurze Rock und enthüllt ein kurzes leinenes Unterröckchen, in Fig. 177 ist auch das Jäckchen verschwunden, und in Fig. 178 steht das Mädchen, nachdem es den

Fig. 170. Altenburger Bäuerin in vollständigem Kostüm von hinten.
(Sammlung Lipperheide.)

Unterrock abgelegt hat, im Hemde da als Vertreterin der rein tropischen Kleidung.

Die sorgfältige Verhüllung des Oberkörpers ist ein dem tropischen Charakter des Kostüms beigemischtes arktisches Element, das ebenso

Fig. 171.

Fig. 172.

Fig. 173.

Fig. 174.

Altenburger Bäuerin in verschiedenen Stadien der Entkleidung.
(Sammlung Lipperheide.)

Fig. 175.

Fig. 176.

Fig. 177.

Fig. 178.

Altenburger Bäuerin in verschiedenen Stadien der Entkleidung.
(Sammlung Lipperheide.)

Fig. 179. Mädchen aus Oberbayern.

wie einige noch jetzt erhaltene Sitten und Gebräuche und die slawischen Gesichtszüge auf die mongolische Beimischung des wendischen Volkes hindeuten.

Im südlichen Deutschland hat sich in vielen, von Eisen-

Fig. 180. Mädchen und Frauen aus dem Gutachtal.

bahnen, Fremden und Zeitungen weniger verdorbenen Gegenden beim Bauernstande die Volkstracht in reiner Form erhalten.

Bei der Arbeit besteht dieselbe ganz allgemein nur aus dem wenig über die Kniee herabreichenden, meist roten Unterrock und

Fig. 181. Elsässerin.

dem weitausgeschnittenen, kurzärmeligen Hemde. Zum Schutz vor der Sonne wird häufig ein Tuch lose über den Kopf gelegt oder ein breitrandiger Strohhut getragen.

Zum Sonntagsstaat kommt dann das Leibchen oder Mieder,

Fig. 182. Bozener Bürgermädchen. (Sammlung Lipperheide.)

ein zweiter Rock, die Schürze, Schuhe und Strümpfe. Bei kurzem Mieder findet sich häufig auch ein Brusttuch.

Das Kennzeichnende ist auch hier wieder ausser der meist lebhaften Farbenzusammenstellung die eigentümliche Kopfbedeckung.

Eine der beliebtesten deutschen Volstrachten ist die der oberbayrischen Sennerin (Fig. 179), die meist als Tirolerkostüm verzapft wird. Der kurze Rock, der die kräftigen gut geformten Waden sehen lässt, der kleine, dunkle, mit Grün oder mit der Spielhahnfeder verzierte Hut, das bunt verschnürte kurze Mieder mit dem farbigen Brusttuch, die drallen blossen Arme bilden das allgemein bekannte Gesamtbild, die echte Form der europäisch tropischen Kleidung, wie sie in den bayrischen Bergen noch fortlebt.

Der Grundgedanke ist überall der nämliche.

Auch in den Bergen des Schwarzwaldes trifft man die bäurischen Nationalkostüme in reicher Auswahl. Im Gutachtale, wo die Männer im Sommer wie im Winter die Pelzmütze tragen, findet sich bei den Frauen der breitgerandete Strohhut, mit mächtigen grellroten Pompons geschmückt, das rotverzierte Mieder, die blossen Arme und die weissen Strümpfe in stets gleicher Zusammenstellung (Fig. 180).

Neben dem Hut finden sich aber auch Mützen, wie im Schappachtale, und, geradeso wie in Schweden, die verschiedenen Formen der Bänderhaube. Wir treffen diese bei übrigens gleicher Kleidung, bei der Markgräflerin und bei der Elsässerin (Fig. 181). Von Lothringen aus verbreitet sie sich weiter nach Frankreich in die Bretagne und hinunter bis nach Arles.

Eine eigentümliche, an den früheren Dreispitz erinnernde Kopfbedeckung tragen die Bürgermädchen in Bozen (Fig. 182). Während hier ein Anklang an eine Mode aus dem achtzehnten Jahrhundert zu erkennen ist, zeigt uns eine Tirolerin aus Passeier (Fig. 183) in ihrer Kopfbedeckung eine Erinnerung an noch viel frühere Zeiten. Die dicke, spitz zulaufende Mütze findet sich in genau derselben Form am Ende des siebzehnten Jahrhunderts als Kopfputz der Nürnberger und Augsburger Patrizierinnen. Gerade unter den zahlreichen Tiroler Trachten lassen sich noch viele Hinweise auf frühere städtische Moden auffinden: Kostüme, die an die Dreissigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts erinnern, finden sich heute noch vielfach als Sonntagstrachten, und dies erklärt sich bei der vorwiegend katholischen Bevölkerung aus dem Bestreben, den Busen durch starkes Schnüren zu unterdrücken und dem Ideal der aszetischen mittelalterlichen Heiligen möglichst gleichzukommen. Zu diesem

[illegible]

Zweck der ärztlichen Untersuchung des weiblichen Körpers eigentlich gerade die Trennung von der Umwelt gibt besonders gut und rasch wohl auch von der ärztlichen Beeinflussung am meisten Zuhörer [illegible] werden.

Fig. 184. Südtirolerin aus Gröden.

Die Südtirolerin aus Gröden (Fig. 184) bildet schon einen Uebergang zu den italienischen Trachten und macht einen mehr romanischen Eindruck.

Haben wir schon in der Dalekarlierin, in der Spreewälderin und Altenburgerin Hinweise auf den slawischen Einfluss gesehen, so tritt

uns dieser in den slawischen Ländern Oesterreichs noch viel stärker entgegen. Merkwürdig ist dabei, dass die Alltagskleidung an Umfang eher ab- als zunimmt. Das Hemd ist oft das einzige Kleidungsstück.

Ich war in der glücklichen Lage, gerade aus diesen wichtigen Grenzdistrikten zwischen gelber und weisser Rasse zweifellose Belege zu erhalten, die beweisen, dass wie in der Körperform so auch in der Kleidung die weisse Rasse die herrschende bleibt, und nur den Eindruck macht, als ob sie durch die gelbe Beimischung neue Kraft gewonnen hat und wieder ursprünglicher geworden ist.

Die Fig. 185 und 186 stellen beide Schokazenmädchen aus Ungarn vor. Auf dem ersten Bilde sieht man ein Schokazenmädchen in der farbigen Sonntagstracht zur Kirche gehen. In der Hand hält sie ein zierliches Spitzentuch und das Messbuch. Den Kopf bedeckt eine kleine, reich verzierte Mütze, der Hals ist mit vielen Ketten und Zieraten umgeben, eine bunte Schürze, ein kurzer kostbarer Rock, bunte Strümpfe und zierliche Lederschuhe kommen dazu, und bedecken zum grössten Teil das reichverzierte Hemd mit weiten, wallenden Aermeln.

In Fig. 186 sehen wir das Mädchen in der Woche beim Dreschen. Sie stützt sich auf eine Stange und steht mit nackten Füssen auf dem hebelförmigen Dreschbaum, der beim Zurücktreten aufschnellt, und beim Vortreten, wie auf dem Bilde, auf das Korn niederfällt, das eine ältere Frau darunter schiebt. Das Mädchen hat ausser dem bunten Kopftuch nichts an als das weitärmelige Hemd, und auch dieses vorn bis hoch über die Kniee aufgeschürzt für die Arbeit.

In dieser leichten Kleidung sah ich Bauernmädchen in Ungarisch-Radisch sogar im Winter über die Dorfstrasse gehen.

Ueber die Frauentracht in der Bukowina war Herr Dr. Kleinwächter so freundlich, folgendes zu berichten:

„Die Kleidung der Rumänin und der Ruthenin ist im grossen und ganzen gleich. Die Unterschiede liegen nur in der Stickerei und unbedeutenden Variationen. Die Kleidung besteht aus einem bis über die Kniee reichenden Hemd, das je nach den pekuniären Verhältnissen mehr oder minder reich gestickt ist; um die Lenden wird dann ein plaidartiger dicker brauner Wollstoff geschlungen,

Fig. 185. Schokazenmädchen aus Ungarn im Sonntagsstaat.
(Sammlung Témesvary.)

der mit farbigen, meist roten und blauen Streifen der Breite nach durchzogen ist. Gehalten wird dieser primitive Rock durch ein langes, starkes, gürtelartiges Band, aus ähnlichem Stoffe, wie der Rock,

das mehrere Mal um den Leib geschlungen ist. Damit ist die Kleidung auch vollendet.

Fig. 186. Schokazenfrau und -mädchen beim Dreschen. (Sammlung Témesvary.)

„Auf dem Kopf wird ein weisses Tuch, aus Leinen festgebunden, getragen. Wenn es kalt ist, kommt ein ärmelloser Pelz hinzu oder ein aus braunem dicken Stoff gefertigter Mantel. Beschuhung wird

Fig. 187. Ruthenin aus der Bukowina in Hemd und Umschlagetuch.
(Sammlung Kleinwächter.)

meistens nicht getragen, man sieht sogar im strengen Winter Dienstmädchen blossfüssig über den Schnee laufen. Bei Ausgängen am Sonntag oder bei Gängen in die Stadt werden Sandalen, Schuhe oder kleine Röhrenstiefel aus schwarzem, gelbem oder rotem Leder

Fig. 188. Rutheninnen aus der Bukowina in Hemd und Jacke. (Sammlung Kleinwächter.)

getragen. Reicher geschmückt ist nur die Braut, die am Sonntag, wenn es zum Tanze geht, einen aus künstlichen Blumen und Federn hergestellten Kopfputz trägt. Münzen, Glasperlen und Korallen dienen als Halsschmuck."

Die Fig. 187, 188 und 189 illustrieren diese ausführliche

Fig. 189. Romänin in Hemd und Jacke im Sonntagsstaat. (Sammlung Kleinwächter.)

Beschreibung. Fig. 187 ist eine Ruthenin in Hemd und Rock, ausserdem mit Stiefeln gerüstet. Fig. 188 zeigt dasselbe Kostüm vermehrt mit der Winterjacke bei zwei Ruthenimnen. Fig. 189 bei einer Romänin.

Dieselbe Frauentracht finden wir bei den Kroatinnen (Fig. 190)

Fig. 190. Kroatin aus der Nähe von Agram. (Sammlung Kleinwächter.)

und bei den Galizierinnen. Auch in Russland finden wir die aus Hemd und Rock bestehende Volkstracht; hierzu kommt bei festlichen Gelegenheiten ausser dem Kopfschmuck der echt russische Sarafan, der offenbar eine weitere Ausbildung der ruthenischen Jacke ohne Aermel ist.

Fig. 191. Russisches Mädchen aus Moskau im Sarafan. (Sammlung Blankenberg.)

Fig. 191 zeigt uns ein junges Mädchen aus Moskau im kleidsamen Sarafan, der sich über dem weissen, weitärmeligen Hemd den zierlichen Körperformen leicht anschmiegt, und hier mehr die Gestalt einer Weste mit Achselbändern hat. Mit dem halbmondförmigen Kopfschmuck bildet er das Eigentümliche an der russischen Sonntagskleidung, die wir in ähnlicher Gestalt bei einer russischen Amme

Fig. 192. Russische Amme. (Sammlung Blankenberg.)

wiederfinden (Fig. 192). Bei beiden erinnert aber der Schnitt und die Anpassung der Kleidung schon sehr an städtische Einflüsse.

Eine einfache Form hat der Sarafan bei zwei Bauernmädchen aus der Gegend von Nischni-Nowgorod in ihrem Sonntagsputz. Hier ist es ein weiter ärmelloser Rock mit etwas schrägem Schluss in der Mitte (Fig. 193). Unwillkürlich denkt man an die Jacke

Fig. 193. Bauernmädchen aus Grossrussland im Sonntagsstaat. (Sammlung Blankenberg.)

der chinesischen Frauen. Diese wie jene werden ja auch aus Seide gemacht, und es ist nicht unmöglich, dass mit dem Stoff auch die Form von China hergekommen ist, und nur auf dem langen Wege durch Raum und Zeit die Aermel und den seitlichen Schluss auf der rechten Schulter verloren hat.

Fig. 194. Grossrussisches Mädchen bei der Arbeit. (Sammlung Blankenberg.)

Das linksstehende der beiden Mädchen sehen wir in Fig. 194 in seinem Wochentagskleide, das nur aus Hemd und kurzem Rock besteht.

Fig. 195 endlich zeigt eine Gruppe russischer Bäuerinnen aus

Fig. 195. Russische Bäuerinnen bei der Arbeit. (Sammlung Blankenberg.)

der Gegend von Moskau, die ausser dem Hemd ein Mittelding zwischen Rock und Sarafan tragen, gewissermassen einen Rock mit Achselbändern, der in der Taille festgebunden wird.

Wie bei den slawischen, so finden wir auch bei den romanischen Vertreterinnen der weissen Rasse im grossen und ganzen dieselbe

Fig. 196. Mädchen aus Arles. Sammlung Lagrèze.

Gestaltung der Volkstracht. Bei den durch ihre Schönheit berühmten Bewohnerinnen von Arles hat sich die städtische Tracht ziemlich eng an die herrschende Mode angelehnt, trotzdem ist der charakteristische weite Ausschnitt an der Brust, der mit Spitzen bedeckt wird, erhalten geblieben (Fig. 196).

Fig. 197. Italienerin aus den Sabinerbergen in der Volkstracht.
(Phot. von Plüschow.)

Fig. 198. Dieselbe sich entkleidend. (Phot. von Plüschow.)

Fig. 199. Dieselbe nackt. (Phot. von Plüschow.)

Auch hier haben wir als Hauptprinzip den Rock und die Betonung der Formen des Oberkörpers. Die Bandmütze nähert sich in ihrer Form der im Elsass und im Breisgau üblichen.

Von grosser Bedeutung ist eine Folge von drei Aufnahmen einer jungen Sabinerin, die Herr von Plüschow in Rom so freundlich war, für diesen Zweck zu machen (Fig. 197, 198 und 199).

Fig. 197 zeigt die hübsche vierzehnjährige Italienerin in ihrer kleidsamen Landestracht. Rock, Mieder und Hemd bilden nebst dem weissen Kopftuch auch hier die Hauptbestandteile und formen zusammen ein besonders schönes und geschmackvolles Beispiel der zur europäischen Volkstracht weiter ausgebildeten tropischen Frauenkleidung.

Auf Fig. 198 hat das Mädchen Schürze und Röcke abgelegt und ist im Begriff, das über dem Hemd befestigte Mieder aufzuschliessen. Zwischen Mieder und Hemd ist ein auf dem Bilde deutlich sichtbares gebogenes rundes Holzstück gesteckt, das, in der Taille dem Körper anliegend, dazu dient, nach oben und unten die Kleidung vorzuwölben.

Fig. 199 zeigt uns den zierlichen nackten Körper der jungen Italienerin in derselben Stellung, wie die bekleidete Figur.

Dadurch ist zunächst ein Vergleich möglich zwischen der natürlichen Schönheit und deren künstlichem Hervorheben durch die Kleidung. Wie wir sehen, kommen die natürlichen Vorzüge der schlanken Gestalt auch in der Kleidung, soweit diese es erlaubt, vortrefflich zur Geltung. Ausserdem aber zeigt sich, dass trotz Mieder und darunterliegendem Holz die Form dieses schmiegsamen jungen Mädchenkörpers in keiner Weise verbildet ist und auch nackt seine volle Schönheit bewahrt hat[1]).

---

[1]) Interessant ist, dass Schultze-Naumburg in seinem Buch: „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung“ gerade dieses Modell, offenbar ohne dessen Namen und Herkunft zu kennen, in einer Profilaufnahme benutzt hat, um es als Ideal des unverdorbenen Körpers einer durch das Korsett verdorbenen Gestalt gegenüberzustellen. Er beweist damit nur gegen seinen Willen, dass nicht das Korsett, sondern dessen Missbrauch den Körper verdirbt; denn wenn es das Korsett an und für sich wäre, müsste ja auch dieser Körper verdorben sein.

Diese Italienerin, die oben abgebildete Schwedin, sowie ein Scheveninger Mädchen, das weiter unten besprochen werden soll, sind von allen Frauen und Mädchen, die Zeit ihres Lebens die europäische Volkstracht getragen haben, die einzigen, von denen ich Abbildungen in bekleidetem und nacktem Zustand bekommen konnte, und alle drei liefern den Beweis, dass der Körper durch die Kleidung in keiner Weise geschädigt wurde. Ebenso wie bei den Chinesinnen, finden wir hier in Europa die Uebertreibungen der Körperplastik vorwiegend in den sogenannten besseren Kreisen.

Aus dem Gesagten können wir die Schlussfolgerung ziehen, dass die europäische Volkstracht eine weitere Ausbildung der tropischen Kleidung ist und in der Hauptsache aus Hemd, Rock und Mieder besteht.

2. Die Standestrachten.

Neben den eigentlichen Volkstrachten finden sich vereinzelt auch verjährte Trachtenformen, die gewissen Ständen oder Berufen eigentümlich sind. In früheren Zeiten waren diese Unterschiede viel schärfer ausgeprägt, und sowohl Männer als Frauen waren schon von weitem an ihren Kleidern zu erkennen; nicht nur Bauern, Bürger und Adelige, sondern auch die verschiedenen Berufe der einzelnen Klassen hatten ihre bestimmten Merkmale.

Heutzutage sehen wir nur noch bei einzelnen Beamten und beim Militär den Stand in der Kleidung vertreten, und vielleicht kann das Grün des Jägers, das Weiss des Bäckers und das Schwarz des Schornsteinfegers auch als Standestracht aufgefasst werden. Bei den Frauen aber macht sich ausser einer geringeren und grösseren Eleganz kaum noch ein Unterschied der Stände in der äusseren Erscheinung bemerkbar. Nur die Nonnen und die Krankenpflegerinnen machen davon eine Ausnahme.

Von alten Standestrachten haben sich in Niederland in allen grösseren Städten die Trachten der Waisenmädchen erhalten. Fig. 200 zeigt ein Waisenmädchen aus Amsterdam. Den Farben der Stadt entsprechend sind die beiden Hälften der Kleidung abwechselnd aus rotem und schwarzem Tuch angefertigt. Dazu kommt die weisse

Fig. 200. Waisenmädchen aus Amsterdam.

Haube, das weisse Brusttuch und die weissen Stulpen, die die Vorderarme bekleiden.

Ausser ihnen sind es namentlich die Dienstmädchen, die noch

Fig. 201. Dienstmädchen aus Hamburg.

ziemlich allgemein in Holland durch ein besonderes Merkmal, die Haube, ausgezeichnet werden.

Häufig genug findet man in den Zeitungen Anfragen von gewissenhaften Hausfrauen mit der Bemerkung: Muts dragen verëischte (das Tragen der Haube wird verlangt), womit dem auch

Fig. 202. Wäschermädel aus Wien. (Phot. O. Schmidt.)

hier allgemeinen Drang nach oben soviel möglich gesteuert werden soll. Aber auch ein Dienstmädchen ist ein Mensch und wenn es Sonntags seine Haube abgelegt hat, sieht es oft noch eleganter aus als seine gestrenge Herrin.

Die Haube im Dienstmädchenstand findet sich auch heute noch, obgleich nur vereinzelt, in Hamburg (Fig. 201).

Eine andere Berufstracht, die allgemein bekannt ist, tragen die leider immer mehr aussterbenden Wiener Wäscherinnen (Fig. 202). Jetzt, wo alles mit Dampf geht, hat sich der Beruf der Wäscherin für die grossen Städte überlebt, und wie mir Eingeweihte versichern, ist auf dem berühmten Wiener Wäschermädelball kaum eine echte Wäscherin zu finden.

Noch rascher als die Volkstrachten auf dem Lande werden diese spärlichen Ueberreste der einst so farbigen und schönen Ständetrachten der Städte vor der Nüchternheit des modernen Kampfes ums Dasein verschwinden.

3. Die Hose als weibliche Volkstracht.

Wir haben oben bereits darauf hingedeutet, dass die Hose als weibliches Kleidungsstück sich fast nur als Arbeitstracht bei dem Volke findet und auch das nur in Gegenden, wo vermutlich in längstvergangenen Zeiten die Hose das übliche Kleidungsstück der Frau gewesen ist.

Wo nur die tropische Ueberlieferung herrscht, legt die Frau bei der Arbeit die ihr lästigen Kleidungsstücke ab, schürzt den Rock auf oder legt auch diesen ab, und arbeitet allein im hochaufgeschürzten Hemde, wie das Beispiel der Ungarin (Fig. 186) uns gelehrt hat.

Die Hose als Werktagskleidung der Frau findet sich in Seeland bei den Austernfischerinnen (Fig. 203), wo sie durch ein Paar hohe wasserdichte Stiefel noch bedeckt wird. Uebrigens sei hier bemerkt, dass Niederland so ziemlich das einzige Land ist, wo die Bäuerinnen unter ihrer Volkstracht auch fast allgemein die Unterhose tragen. Ob das wechselnde Klima diese Sitte der Bevölkerung aufgedrungen hat, oder ob wir auch hier eine Erinnerung an die alte keltische Ueberlieferung vor uns haben, lasse ich dahingestellt. Gegen das letztere sprechen indes zahlreiche Darstellungen der berühmten holländischen Kleinmeister, Breughel, Ostade u. a., die

Fig. 203. Seeländerin aus Jerseke beim Austernsuchen in der Hose.

in ihren Kirchweihszenen Gelegenheit geben, uns zu überzeugen, dass damals die Unterhose bei den Bäuerinnen nicht bekannt war.

Haben wir in Fig. 203 eine Seeländerin bei ihren Austern in der Hose gesehen, so zeigt uns Fig. 204 zwei Russinnen, die ebenfalls eine Hose tragen und ebenfalls einen Leckerbissen, den Kaviar, bearbeiten.

Dort an der fernen Wolga, in der Heimat der Störe, ist das Mongolentum bereits so kräftig entwickelt, dass uns das Auftreten

Fig. 204. Russinnen bei der Kaviarbereitung in Hosen.

der Hose nicht allzu auffällig ist. Trotzdem aber wird hier wie dort, an der Wolga wie an der Nordsee, die Hose wieder mit dem Rock vertauscht, sobald die Arbeit abgelaufen ist.

Ganz allgemein gebräuchlich ist die Hose bei den Sennerinnen

Fig. 205. Bäuerinnen aus Champéry in Hosen.

in Tirol, in der Schweiz und in Steiermark, wenn sie auf der Alm bei den Kühen sind, bei den Frauen von Arcachon, wenn sie Austern fischen, bei den Frauen des Borinage in Belgien, wenn sie in den Minen arbeiten, und unter den friesischen Mädchen bei den Schlittschuhwettläufen. In all diesen Fällen ist aber der Rock nur aus

Zweckmässigkeitsgründen abgelegt worden, und wird im täglichen Leben wieder getragen.

Eine Ausnahme hiervon machen die Bäuerinnen von Champéry (Fig. 205), die auch ausserhalb ihrer Tätigkeit die Hose tragen.

Hier befinden wir uns aber mitten im Gebiete der sagenhaften Urbewohner Europas.

Eine ausführliche Zusammenstellung aller Fälle, in denen Frauen die Hose getragen haben, findet sich in dem merkwürdigen Buch von Grand-Carteret „La femme en culotte“ [1]), in dem Wahrheit und Dichtung in unterhaltender Weise gemischt sind.

Wir werden noch einige Ausnahmefälle zu betrachten haben, in denen die Hose bei der Kleidung unserer Frauen eine gewisse, meist vorübergehende Rolle spielte, aber auch die hier angeführten Fälle können nur als mehr oder weniger durch die Umstände erklärbare Ausnahmen betrachtet werden. Die eigentliche, naturgemässe Kleidung der europäischen Volkstracht bleibt für das Weib der Rock.

---

[1]) Paris, Flammarion.

X.

Die moderne europäische Frauenkleidung.

Draussen auf der Heide blüht die bescheidene wilde Rose in ihrer einfachen Schönheit, drinnen im Garten aber prangen die wunderbarsten Gebilde, die Gloire de Dijon, Souvenir de Mal Maison, La France, Maréchal Niel und tausend andere Blüten in allen Farben, in reichem Blätterkleid, mit berückendem Duft im lieblichsten Wechsel. Und doch sind auch sie lauter Rosen, denen die Kunst und Geduld des Gärtners solch seltsame, bezaubernde Formen gegeben hat, und wir bewundern und lieben die Königin der Blumen in jeglicher Gestalt, in der sie sich uns zeigt.

Ein ähnliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir die einfache Volkstracht mit den farbigen und seltsamen Hüllen vergleichen, mit denen die Frauen, den Launen der Mode folgend, ihre zierlichen Gestalten verzieren. Aber wie bei der Rose in ihren verschiedenen Offenbarungen, so wissen wir auch bei der Frau, dass unter den wechselnden farbigen Hüllen stets dieselbe schöne Blüte versteckt ist, und wenn die letzte Hülle fällt, steht das nackte Weib auch heute noch in derselben vollkommenen Schönheit und Vollendung vor uns, wie vor Tausenden von Jahren, „so herrlich wie am ersten Tag".

Was das Treibhaus für die Rosen, das ist die Mode für die Frauen.

Streng genommen hat die Mode bereits von dem Augenblick an bestanden, als die Menschen anfingen, ihre Körper zu verzieren.

Wir haben oben bereits gesehen, dass das Schamgefühl nichts anderes ist, als Verlegenheit und Beschämung über das Fehlen eines von der herrschenden Sitte vorgeschriebenen Zierates. Von jeher ist dies Gefühl bei der Frau viel stärker gewesen als beim Mann;

denn die Frau hält mit viel mehr Liebe und Zähigkeit an den althergebrachten Gebräuchen fest, während der tatkräftige Mann viel eher zu Neuerungen geneigt ist; die Frau vergegenwärtigt das konservative, der Mann das fortschrittliche Element in der Familie. Wir haben auch gesehen, dass die Frauen, in noch viel höherem Masse als der Mann, kein Opfer scheuen, bereitwillig die grössten Schmerzen aushalten und sogar ihren Körper verstümmeln lassen, um ihn der herrschenden Sitte gemäss schmücken und verzieren zu können.

Eines der sprechendsten Beispiele hierfür ist die scheussliche Sitte der Infibulation, der sich noch heute viele Mädchen der Sudanesen, Somali und Galla ohne Murren unterwerfen, weil sie wissen, dass sie dadurch in den Augen des Mannes an Wert steigen.

Diese blinde Unterwerfung unter die herrschenden Gebräuche, dieses ängstliche Festhalten an allem Hergebrachten, das tiefe Gefühl der Scham, verletzten Eitelkeit und Entehrung, das sich mit dem Wegnehmen des gebräuchlichen Kleidungsstückes oder Zierates verbindet, bestand bei den beinahe nackten Naturvölkern von jeher in gleich starkem Masse wie bei den höchst entwickelten kultivierten Völkern. Eine Feuerländerin schmiert mit derselben gewissenhaften Sorgfalt auf ihren nackten Körper die vorgeschriebenen weissen und schwarzen Längsstreifen, mit der die Japanerin die künstlichen Falten ihrer zahlreichen farbigen Kimonos übereinander zurechtlegt. In diesem Sinne hat die Mode von jeher bestanden.

Wenn wir aber heutzutage von der Mode im europäischen landläufigen Sinn sprechen, dann verstehen wir darunter nicht jenes natürliche Festhalten an der durch das Herkommen geheiligten Kleidung, die für die Trägerin oder den Träger ein geschätztes Abzeichen seines Standes und seiner Herkunft ist, sondern vielmehr ein erst den letzten Jahrhunderten eigentümliches Streben nach einer gemeinschaftlichen, die persönliche Stellung möglichst verbergenden Kleidertracht, die jedermann ermöglichen soll, es allen anderen gleichzutun. Und nun einmal die Mode in diesem Sinne von der Tradition geheiligt ist, ist es wiederum die Frau, die ihren Gesetzen mit noch weit ängstlicherer Gewissenhaftigkeit gehorcht als der Mann.

Die heutige Herrenmode empfängt in letzter Zeit ihre Gesetze grösstenteils aus London, die Damenmode wird immer noch von Paris aus beherrscht, während früher auch Italien, Spanien und die Niederlande einen schwerwiegenden Einfluss ausübten. Seit der glänzenden Zeit der französischen Ludwige jedoch ist Paris die Hauptstadt der Mode geworden und ist es bis heutigen Tages geblieben.

Die männliche moderne Kleidung hat sich völlig das arktische Prinzip: Hose, Aermeljacke und Stiefeln, angeeignet, die weibliche dagegen ist dem tropischen Prinzip mit dem um die Körpermitte befestigten Rock treu geblieben. Auch die zeitweise von der Mode vorgeschriebene, mehr oder weniger ausgiebige Entblössung der Arme und des Oberkörpers und das Streben, dessen Formen möglichst deutlich hervortreten zu lassen, entspricht völlig den tropischen Ueberlieferungen der Betonung des Oberkörpers. Die Strümpfe und Schuhe, das einzige Kleidungsstück, was rein arktisch ist, sind bei den Frauen meist viel leichter und dünner gearbeitet als bei den Männern.

Trotz dieser Uebereinstimmung im grossen ganzen ist das moderne weibliche Kostüm doch sehr beträchtlich von der natürlichen Form abgewichen und hat in verschiedenen seiner Unterteile eine wichtige und tiefgreifende Veränderung erfahren.

Der tropische Rock hat sich geteilt in das auch den Oberkörper verhüllende Oberkleid und den Unterrock, später hat sich davon das Hemd und noch später die Unterhose losgelöst.

Der tropische Gürtel ist allmählich ersetzt worden durch das Korsett.

Die der arktischen Kleidung entnommenen Schuhe, Strümpfe und Strumpfbänder bilden eine durch das Klima gebotene Erweiterung der tropischen Frauenkleidung.

Eine an und für sich unbedeutende, in seiner Wirkung auf die Bekleidung des ganzen Körpers aber sehr wesentliche Neuerung ist der an der Fussbekleidung angebrachte Absatz.

Der Einfluss, den der Absatz auf die Gestaltung sämtlicher Körperhüllen ausübt, erklärt sich durch die Veränderung der Gleichgewichtslage und damit der Haltung des ganzen Körpers.

Wenn der Körper auf der ganzen Sohle ruht, so nimmt er

im aufrechten Stand eine Haltung ein, in welcher er mit der geringst möglichen Muskelanspannung im Gleichgewicht bleibt, die schlaffe

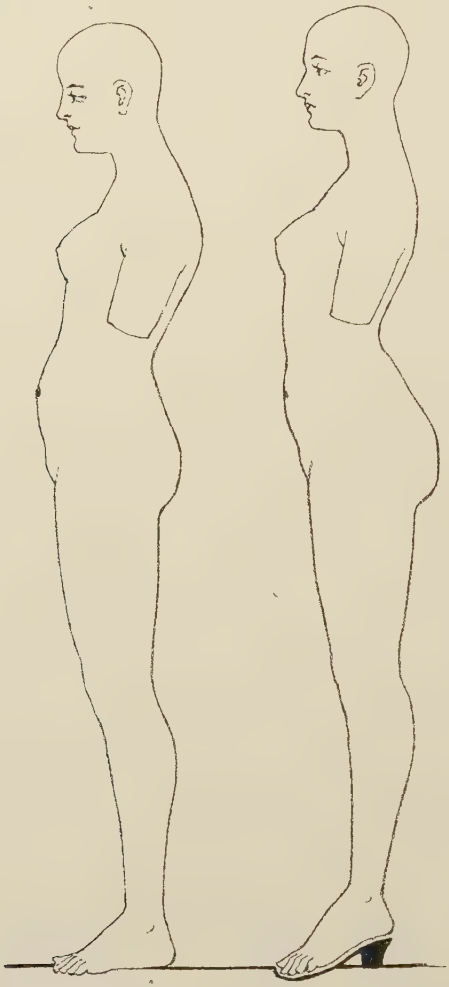


Fig. 206. Fig. 207.

Fig. 206. Schlaffe Haltung ohne Absätze. Fig. 207. Gestreckte Haltung mit Absätzen.

Haltung (Fig. 206). Die Schultern sinken zurück, der Kopf ist nach vorn übergesunken, der Bauch wird vorgestreckt und die Beine in den Knien leicht nach vorn durchgebeugt.

Erhöht man jedoch die Ferse durch Absätze, dann wird der

Oberkörper über dem hohlen Kreuz gewölbt, die Brust tritt heraus, der Kopf wird gehoben, die Beine gestreckt und der Bauch eingezogen, der Körper stellt sich in die gestreckte Haltung (Fig. 207).

Tritt schon am nackten Körper in natürlicher Gleichgewichtslage die schlaffe Haltung einerseits, die gestreckte militärische anderseits deutlich hervor, so ist dies bei dem mit Kleidern beschwerten Körper in noch viel höherem Masse der Fall, und zwar desto mehr, je schwerer die Kleider sind. Von den leichtbekleideten Körpern griechischer Frauen finden wir viele Abbildungen in der ersten Haltung dargestellt, die meisten Künstler jedoch haben es vorgezogen, durch Nachhintenschieben des Beckens und leichtes Vornüberbeugen des Oberleibs eine für ihr Fühlen schönere Gleichgewichtslage herzustellen, wie sie in der Aphrodite vom Vatikan, sowie in der Aphrodite von Medici besonders gut zum Ausdruck kommt. Bei gehenden oder schreitenden weiblichen Figuren ohne starke Aktion wird jedoch die typische schlaffe Haltung wieder eingenommen, so in der verschleierten Aphrodite ἐν κήποις.

Der Einfluss des Absatzes, je nachdem er höher oder niedriger war oder ganz fehlte, auf die Verteilung des Gewichts der Kleidung ist aus dem Gesagten leicht abzuleiten.

Ebenso wie die Volkstracht schliesst sich auch die moderne Frauenkleidung in Europa eng an den überwiegend weissen Rassencharakter an. Was die Kultureinflüsse anbelangt, so müssen wir sie, um diese höchste Ausbildung der tropischen Kleidung in ihren verschiedenen Nüancen gut verstehen zu können, etwas ausführlicher besprechen, als in dem vorigen Abschnitt geschehen ist.

In der klassischen Zeit Griechenlands hat dort die Kultur der weissen Rasse eine in ihrer Art einzige Blütezeit erreicht, deren Erzeugnisse auf dem Gebiet der bildenden Kunst und der Literatur weit hinaus über die engeren Grenzen ihrer Heimat und weit hinaus über die verhältnismässig kurze Zeit ihres Bestehens der künstlerischen Auffassung der weissen Rasse ihren unauslöschlichen Stempel aufdrückten. Wir haben gesehen, wie das griechische Rassenideal mit der buddhistischen Kunst bis weit in die entlegensten Gegenden Asiens hinausgewandert ist und mehr, als wir uns bewusst sind, lebt

auch in unserer Gedankenwelt der griechische Geist, trotzdem er Jahrhunderte hindurch von christlichem Formalismus und Dogmatismus bekämpft und unterdrückt worden ist.

Damals mussten die ersten Jünger Christi die übermächtige klassische Götterwelt mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen, aber nicht um die Vernichtung der damaligen hohen Kultur der Schönheit war es ihnen zu tun, sondern um Bekämpfung der Missbräuche, die unter dem Deckmantel der heiteren griechischen Götterwelt in dem verderbten und verweichlichten Rom eingerissen waren. Nicht dem strahlenden Kern erhabener, reiner Menschlichkeit, sondern der schmutzigen Schale sinnlicher Verderbtheit galt der Streit. Aber als er sich zu Gunsten der Christen entschied, da vergassen auch diese das reine Ziel der erhabenen Religion christlicher Liebe, für das ihre Vorgänger gekämpft hatten, aus den Märtyrern wurden in Dogmatismen erstarrte Tyrannen, die mit der schmutzigen Schale auch den strahlenden Kern ihrer Gegner zu vernichten suchten, dabei aber ihr eigenes Licht mit einer trüben Hülle verdunkelten.

Wie sich im Streit um die Wahrheit trotz zeitweiser Niederlagen im Laufe der Zeiten alles ausgleicht und zum Fortschritt drängt, so hat auch der kulturhemmende Einfluss des Christentums nur eine Zeitlang die schönen Formen und freien Gedanken der griechischen Blütezeit in Fesseln legen können, bis diese mit frischer Kraft und in veredelter Form zu neuem Leben erweckt wurden.

„Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren", sagt der Dichter.

Dieser jahrhundertlange Streit zwischen den beiden höchsten Kulturmächten der europäischen weissen Rasse, Christentum und Hellenentum, dieser Streit, der noch lange nicht entschieden ist und dessen Ende — so Gott will, in nicht zu langer Zeit — zu einer Verschmelzung der idealen Güter nach Entfernung aller Schlacken führen muss, dieser Streit hat im kleinen auch auf die Frauenkleidung seinen nachhaltigen Einfluss ausgeübt.

Begeben wir uns von dem Schauplatz der Weltgeschichte in das bescheidene Ankleidezimmer der Frau, und sehen wir, wie von dort aus der Gang der menschlichen Entwickelung sich ansieht.

Die Grundformen der griechischen Frauenkleidung waren der dorische Peplos und der ionische Chiton.

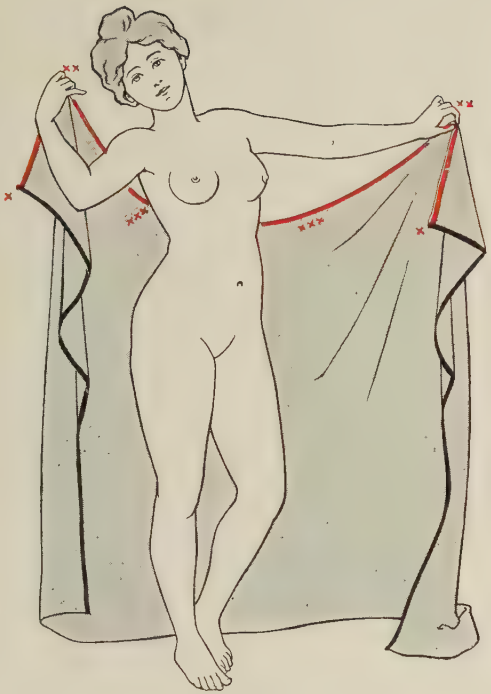


Fig. 208.

Fig. 209.

Fig. 210.

Fig. 211.

Prinzip des dorischen Peplos.

Als die älteste ursprüngliche Form ist der Peplos zu betrachten [1]). Er besteht aus einem oblongen, nicht genähten viereckigen Stück Wollstoff. Das Anlegen des Peplos verdeutlichen die Figuren 208—211. Der plaidartige Peplos wird in der Weise um den Körper gelegt, dass die geschlossene Seite links zu liegen kommt (Fig. 208). Die beiden offenen Seiten werden auf der rechten Schulter mit einer Spange in der Weise befestigt, dass vorn und hinten ein Ueberschuss der oberen Ränder, jeweils von × bis ××, frei herabhängt (Fig. 209). Die Befestigung auf der linken Schulter geschieht gleichfalls durch eine Spange, so dass der Ueberschuss als Bausch unter der Achsel herabhängt (Fig. 210 ×××). Nun wird das Gewand heraufgezogen und in der Taille gegürtet, wodurch der Bausch über der Brust, der Kolpos, entsteht (Fig. 211). Zur grösseren Deutlichkeit ist in den vier Figuren der obere gerade Rand des Tuches mit einer roten Linie bezeichnet.

Denkt man sich das Tuch länger, so bildet der Ueberschlag an der oberen Seite das Diploidion; die Befestigung geschieht dann nicht am oberen Rande des ganzen Tuches, sondern an der zum oberen Rande gewordenen Umschlagsfalte in derselben Weise.

Das Gürten war nur bei längerem Peplos nötig, der kürzere Peplos der spartanischen Mädchen konnte auch ungegürtet getragen werden. Bei lebhaften Bewegungen war demnach in der Ansicht von rechts beim gegürteten Peplos das Bein, beim ungegürteten das ganze Körperprofil sichtbar. Nach dieser Eigentümlichkeit der Tracht wurden die spartanischen Mädchen die φαινομηρίδες, die Nacktgliedrigen, genannt.

Abgesehen von der Befestigung über den Brüsten statt auf der Schulter finden wir den spartanischen Peplos im Tamein der Birmaninnen wieder.

Der Chiton unterscheidet sich im Prinzip vom Peplos nur dadurch, dass er statt aus Wolle aus Leinwand bestand und an der offenen Seite zu einer weiten Röhre durch die Naht vereinigt war.

---

[1]) Vgl. Studnitzka, Beiträge zur Geschichte der alten griechischen Tracht. Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars. Wien. VI. 1. Gerold. 1886.

Fig. 212 gibt eine schematische Darstellung von Peplos und Chiton. Der Chiton ist seiner Form nach der an den freien Enden bei × zusammengenähte Peplos. Die Befestigung auf den Schultern erfolgt in gleicher Weise bei ×× und bei ×××; jedoch bilden sich nun unter beiden Schultern die gleichen Verhältnisse im Faltenwurf, wie sie beim Peplos an der linken, geschlossenen Seite sich fanden.

Wie der Peplos kann auch der Chiton einen Ueberschlag haben, der vorn herüberfällt. Nun kann man sich aber auch den Chiton in weiterer Entwickelung als eine schmälere Röhre denken, die von oben her an beiden Seiten gespalten ist, um die Arme durchzulassen,

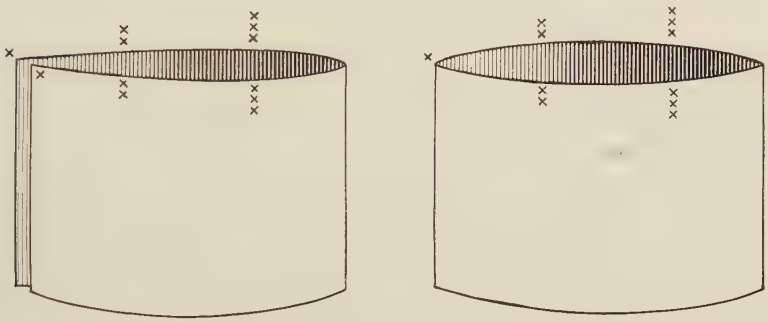


Fig. 212. Schema von Peplos und Chiton.

und dann an seinen beiden Eckpunkten über den Armschlitzen auf den Schultern mit Spangen zusammengesteckt wird. In dieser Form entspricht der Chiton völlig dem modernen, durch Knöpfe auf den Schultern befestigten Frauenhemd.

Der kurze, geschürzte, nur auf einer Schulter festgesteckte Chiton, der die rechte Brust freiliess, war das vorgeschriebene Gewand der Heraläuferinnen (Fig. 213).

Aus diesen Grundformen erklären sich leicht die sämtlichen Zusammenstellungen der altgriechischen Frauentracht. Die dadurch verursachte stärkere Verhüllung des Körpers ist nur eine scheinbare, da wegen der Schmiegsamkeit und halben Durchsichtigkeit der benutzten dünnen Stoffe nicht nur bei der Bewegung, sondern auch in der Ruhe sämtliche Körperformen sich geltend machten. Diese Kleidung betonte die Körperbildung, statt sie zu verbergen.

Das Grundprinzip der griechischen Kleidung ist eine strenge Anlehnung an die Körperform, die entweder in

Fig. 213. Heraläuferin in kurzem Chiton.

ihrer natürlichen Schönheit oder nur leicht verhüllt gezeigt wurde.

Haben wir hier eine künstlerisch veredelte und vereinfachte Form der tropischen Kleidung vor uns, so zeigt sich der Einfluss

des christlichen Formalismus auf die tropische Tracht in ganz entgegengesetzter Weise.

Auch hier ist das Prinzip gewahrt, aber aus dem Gürtel, der die Taille, den Rassenvorzug der mittelländischen Rasse markiert, entwickelt sich das Mieder und der Schnürleib oder die Schnürbrust.

Wenn auch schon die Frauen der Griechen und Römer sich des Strophions, eines breiten, unter den Brüsten befestigten Bandes bedienten, um die sinkenden Brüste emporzuheben und ihnen eine jugendlichere Form zu verleihen, so ist die starke Einschnürung der Körpermitte durch die Schnürbrust, diese künstliche Uebertreibung des Rassenmerkmals erst auf dem Boden der christlichen Kultur entstanden.

Bei der wenigstens im öffentlichen Leben streng kirchlichen Richtung des Mittelalters verlangte die herrschende asketische Auffassung die grösstmögliche Bedeckung des weiblichen Körpers, und das Abtöten des Fleisches erheischte, dass namentlich diejenigen Körperteile dem Anblick der sündhaften Menschheit entzogen wurden, die als besondere Kennzeichen des weiblichen Geschlechtes gelten.

Während die Männer durch möglichste Verbreiterung von Schultern und Brust ein kräftigeres, kriegerisches Aeussere vorzutäuschen suchten, finden wir bei den Frauen im 12. bis 16. Jahrhundert das Bestreben, die Brust möglichst platt und kindlich, engelhaft schmal zu gestalten, und zu diesem Zwecke, zum Zusammenpressen, zum Verschwindenlassen der Brüste diente der Schnürleib, die älteste Form des Korsetts.

Wie Bartels berichtet, haben auch heutzutage noch die Dachauer und Tiroler Bäuerinnen, sowie die Tscherkessinnen[1]) kleine oder gar keine Brüste, weil von Jugend an deren Wachstum durch drückende Mieder unmöglich gemacht wird.

Das möglichste Wegschnüren der Brüste zusammen mit dem Ruhen des Körpers auf ganzer Sohle drückt dem weiblichen Ideal des Mittelalters sein Gepräge auf, das wir in den zahlreichen Miniaturen und plastischen Darstellungen an kirchlichen und Profanbauten

[1]) Vgl. Fig. 140.

jener Zeit durch die bildende Kunst verewigt finden: schmalbrüstige, langarmige Gestalten mit vorgestreckten Bäuchen und abfallenden, nach hinten hängenden Schultern, Bilder der Askese, des Märtyrertums und der Schwindsucht.

Dass natürlich trotz des von der Kirche ausgeübten Zwanges die angeborene Gefallsucht des Weibes fortwährend danach strebte, die lästigen Fesseln abzuwerfen, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, ebenso wie gerade infolge des öffentlichen Druckes die eigentliche Sittlichkeit nicht erhöht, sondern vielmehr erniedrigt wurde. Die Bücher von Alwin Schultz[1]) und Rudeck[2]) geben ein beredtes Zeugnis dafür, dass die menschliche Natur sich nicht zwingen lässt, und dass die Sittenverderbnis um so grösser war, je mehr mit Frömmigkeit geprunkt wurde.

Trotz vereinzelter Versuche von Auflehnung war aber der klerikale Einfluss im allgemeinen so stark, dass erst im 16. Jahrhundert der Schmetterling wieder aus der Larve zu kriechen, die Frau ihrem angeborenen tropischen Rassencharakter die Zügel schiessen zu lassen wagte. Der seit Jahrhunderten eingebürgerte Gebrauch des Schnürleibs dient allmählich weniger dazu, die Brüste verschwinden zu lassen, als vielmehr, sie unter dem tiefer und tiefer sinkenden oberen Rand des Gewandes desto deutlicher hervortreten zu lassen. Der Schnürleib hält die Brüste klein, drückt sie aber zu gleicher Zeit nach oben.

Aus dieser Entwickelungsperiode der weiblichen Kleidung hat die Kunst uns zahlreiche Werke hervorragender Meister, wie der Brüder van Eyck, der Holbeins, Dürers u. a. überliefert.

Eine Tuschzeichnung von Holbein dem Jüngeren (Fig. 214) kann als sprechendes Beispiel dieser Zeit gelten. Es stellt eine vornehme Baseler Patrizierfrau in festlichem Schmuck vor.

Von den Händen sind nur die Fingerspitzen zu sehen, das reiche Haar ist mit einer kostbaren, gestickten Haube bedeckt und verrät nur durch eine Flechte vor dem Ohr seine Anwesenheit, dagegen haben sich Hals, Schultern und Brust, wenn auch zum Teil

---

[1]) Geschichte des Mittelalters.
[2]) Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit.

von Schmuckgegenständen verdeckt, wieder ans Tageslicht gewagt. Die ganze Gestalt zeigt die schlaffe Haltung, das Hintenüber-

Fig. 214.

Fig. 215.

Fig. 214. Baselerin im Jahre 1520.
(Nach einer Tuschzeichnung von Holbein dem Jüngeren im Museum zu Basel.)
Fig. 215. Körperumrisse von Fig. 214.

sinken des Oberkörpers und das Hervortreten des Unterleibs in ausgeprägtester Form, welche, ausser in den flachen Schuhen, in der

schweren Last der reichen, faltigen Gewänder seine genügende Erklärung findet.

Im Musée Cluny in Paris und an anderen Orten sind Schnürleiber aus dem 16. Jahrhundert bewahrt geblieben. Sie machen den Eindruck von Panzern und bieten einen sehr beschränkten Raum für die Brüste; viele dieser Folterwerkzeuge tragen an ihrer Vorderseite eine stark vorspringende Schneppe, die den Zweck hat, die Last der Kleider zu verteilen, dabei aber das Vorspringen der Bauchpartie noch übernatürlich steigert.

Denken wir uns in die Holbeinsche Gestalt die Körperumrisse (Fig. 215) eingezeichnet, dann tritt die eigentümliche, für die damalige Zeit charakteristische Stellung noch deutlicher hervor. Es ist die oben (Fig. 206) angegebene schlaffe Haltung in übertriebenster Form; der Schnürleib presst den unteren Teil des Brustkorbs bis zur Brustwarze stark zusammen.

Mit derartigen Idealen weiblicher Schönheit vor Augen sind die Künstler der damaligen Zeit auch bei Darstellungen nackter Frauengestalten nicht von der ihnen bekannten und natürlich scheinenden Haltung abgewichen. Alle Evas des Mittelalters haben schmale Schultern, kleine Brüste und einen vorspringenden, stark gewölbten Bauch. Natürlicherweise ist diese Haltung der Frau in schwangerem Zustande eigen. Daraus erklärt sich, warum der künstlerische Geschmack damaliger Zeit selbst vor der Darstellung der schwangeren Frau in nacktem Zustand nicht zurückschreckte. Die Eva von Hans Memling in der k. k. Gemäldegalerie in Wien ist schwanger, die von van Eyck im Museum in Brüssel ist es in noch viel höherem Masse, und selbst Tizians nackte Schöne von Urbino in den Uffizi zu Florenz, ein Nachklang jener Zeit, ist in demselben Zustande gemalt. Man fand nicht die Schwangerschaft als solche schön, sondern man erkannte sie einfach nicht und malte auch diese, weil sie mit dem damals herrschenden Ideal bekleideter weiblicher Schönheit in Uebereinstimmung zu bringen war.

Etwa hundert Jahre später war durch die Renaissance, durch den infolge der kolonialen Besitzungen stark zunehmenden Wohlstand namentlich in Italien, in Spanien und den Niederlanden ein vollständiger Umschwung im Geschmack und damit auch in der Kleidertracht

eingetreten. Die Edelsteine und Geschmeide, die kostbaren Spitzen, Samt und Seide, die den Körperschmuck bildeten, verlangten eine

Fig. 216.

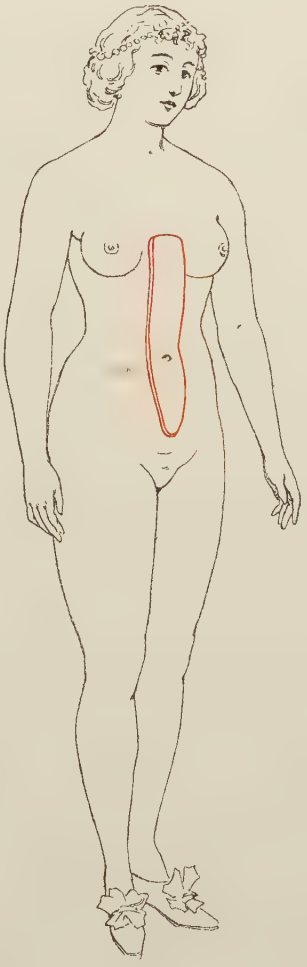


Fig. 217.

Fig. 216. Reiche Niederländerin im Jahre 1630. (Nach einem Kostümbild von Adriaan Bosse.)
Fig. 217. Körperumrisse von Fig. 216.

grosse Ausdehnung, und der Schwerpunkt der Frauenkleidung liegt weniger in der scharfen Umgrenzung der oberen Körperhälfte, als

vielmehr in der Ausbreitung der kostbaren Stoffe auf grosser Fläche und in der harmonischen Farbenstimmung des Gesamtbildes.

In einer Zeichnung von Adriaan Bosse (Fig. 216) sehen wir in einer reichen Niederländerin den Typus weiblicher Schönheit im 17. Jahrhundert am schärfsten charakterisiert. Perlenschnüre umsäumen die faltigen Oberärmel und den schwerseidenen Unterrock, schlingen sich um Hals und Haare. Eine Brillantagraffe hält die Feder des Hutes, und auf dem Plastron, dem vorderen, sichtbaren Teil des Mieders, sind Edelsteine und kostbares Geschmeide in verschwenderischer Fülle befestigt. Die wertvollsten Spitzen umschliessen den Halsausschnitt des Kleides und die inneren Aermel.

Zugleich mit dieser Ausbreitung der übrigen Kleidung finden wir an den kostbaren, von seltenem Leder, von Samt und Seide gearbeiteten Schuhen den Absatz.

Beim Rekonstruieren des zu dieser stattlichen Erscheinung gehörigen Körpers (Fig. 217) ist zunächst festzustellen, dass er durch den hohen Absatz die oben beschriebene gestreckte Haltung (Fig. 207) einnimmt. Ausserdem aber ist daraus ersichtlich, dass das am seidenen Leibchen befestigte Plastron in keiner Weise die natürliche Form des Körpers beeinflusst, so dass in dieser Hülle unverdorben die normalsten Gestalten untergebracht werden können.

Aber nicht nur in der Kleidung und der behaglichen Gestaltung der Wohnräume, sondern auch in der Lebensweise und Körperernährung äusserte sich der erhöhte Wohlstand jener Zeiten.

Statt der engen Taille und den schmalen Schultern fand man gefüllte Formen und runde Schultern schön, und auch diese damals moderne Auffassung weiblicher Schönheit übertrug sich in der zeitgenössischen Kunst auf den bekleideten und von ihm auf den nackten Körper. Die üppigen, für unsere Begriffe oft übervollen Formen, wie sie die späteren Venezianer, van Dyck, Rubens, Jordaens u. a. in ihren lebenswarmen Frauendarstellungen festgehalten haben, geben dafür ein beredtes Zeugnis.

Im 18. Jahrhundert hat Frankreich unter Ludwig XIV. endgültig die Weltherrschaft in der Mode erobert. Das Korsett und die hohen Absätze feierten damals ihre höchsten Triumphe und forderten ihre meisten Opfer.

In seinem Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII^me^ siècle zeichnet Moreau le jeune u. a. eine französische Marquise (Fig. 218), die im Begriffe ist, ihre Loge im Theater zu betreten.

Die stärkere Entblössung von Armen, Hals und Brust bildet ein Zurückkehren zur tropischen Urform; im übrigen ist der Oberkörper in eine seidene, straff gespannte Umhüllung gepresst, die jede menschliche Form verleugnet. Der Rock ist durch künstliche Unterlagen zur mächtigen Montgolfière aufgebauscht, die in unserem Jahrhundert in der Krinoline ihre Wiederholung gefunden hat. Die Absätze sind noch höher geworden.

Es ist uns nicht möglich, in dieses Kostüm eine natürliche menschliche Gestalt hineinzudenken. Wenn wir den Versuch machen (Fig. 219), dann erscheint der Oberkörper von den Schultern abwärts bis vorn oberhalb des Nabels in einer Weise zusammengepresst, wie wir sie ähnlich nur bei den Füssen der Chinesinnen zurückfinden.

Die Form des Korsetts selbst ist in verschiedenen Bildern französischer Künstler im 18. Jahrhundert bewahrt worden, unter anderen in dem Bild von Wille „L'essayage du corset" (Fig. 220). Ein junges Mädchen betrachtet im Spiegel die Wirkung des neuen Korsetts auf ihre jugendlichen Formen, während zwei ältere Herren, von denen der eine offenbar der Verfertiger des Marterinstruments ist, sie mit wohlgefälligen Blicken mustern.

Denkt man sich auch hierzu einen entsprechenden Körperumriss (Fig. 221), dann zeigt sich, dass selbst bei den bescheidensten Ansprüchen an eine noch so schlanke natürliche Gestalt der Umriss des Korsetts weit innerhalb der normalen Grenzen des Körpers zu liegen kommt, so dass derselbe vom Nabel bis unter die Schultern beinahe ein Viertel seines ihm gebührenden Umfangs eingebüsst hat.

Dass eine derartige Vergewaltigung des weiblichen Körpers nicht ungestraft geschehen konnte, ist selbstverständlich. Die schwere Störung des Blutkreislaufs machte sich in der verschiedensten Weise geltend, und die Migräne, die Vapeurs und andere Modekrankheiten danken dieser Zeit ihren Ursprung; auch die Schwindsucht nahm in erschreckender Weise zu.

Dass die damalige Sitte des Puderns der Haare jedenfalls auch das ihre dazu beitrug, die Lungen durch Einatmung des Staubes

Fig. 218. Französische Hofdame im Jahre 1750. (Nach einem Stich von Moreau le jeune.)

schwer zu schädigen, darf nicht vergessen werden. Immerhin aber hat die gerade damals auf ihr höchstes Mass gesteigerte Schnürung die bekannte Schrift gegen das Korsett von Sömmering veranlasst, die bis auf den heutigen Tag noch immer als Muster angeführt wird.

Im 16. Jahrhundert war das Hemd und der Unterrock zum bleibenden Bestandteil der weiblichen Kleidung geworden, das ur-

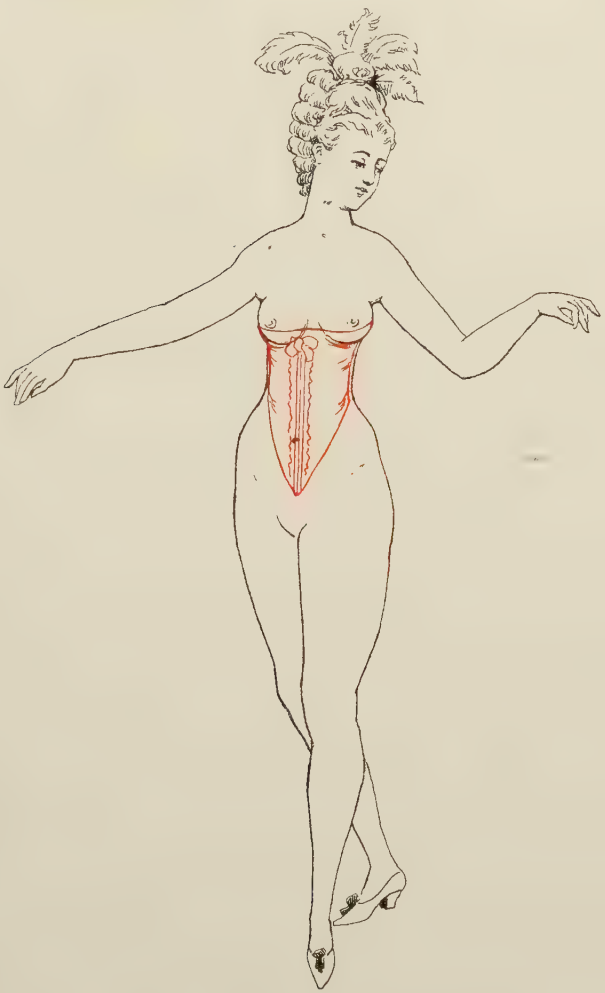


Fig. 219. Körperumrisse von Fig. 218.

sprünglich aus Italien stammende Beinkleid wurde jedoch erst in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr allgemein gebräuchlich und hat eigentlich erst im 19. das allgemeine Bürgerrecht erworben. Die Strümpfe bestanden bereits vor dem Hemd und wurden durch

ausser den sehr dünnen, fleischfarbigen Trikots gar keine Unterkleider getragen und selbst das Hemd wurde weggelassen. Dadurch

Fig. 222.

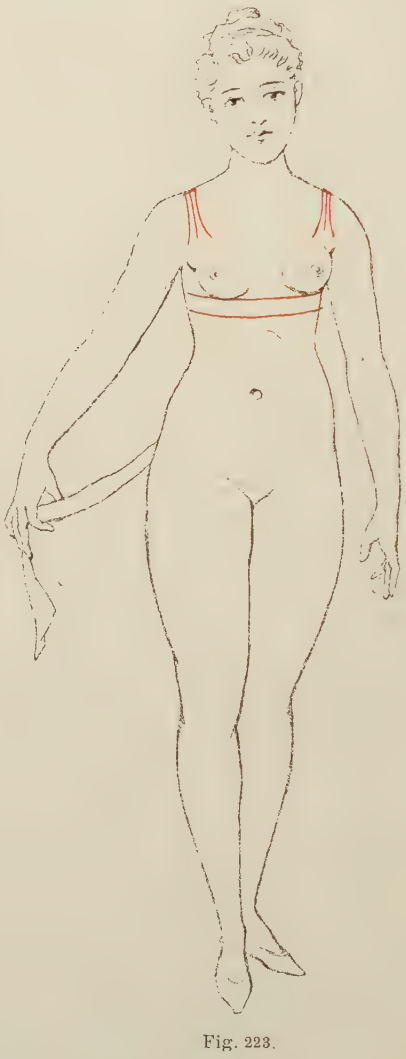


Fig. 223.

Fig. 222. Empirekostüm im Jahre 1800. (Kostümbild aus dem Figaro illustré.)
Fig. 223. Körperumrisse von Fig. 222.

war diese Kleidertracht in einem kalten und wechselnden Klima ausser dem Hause überhaupt für die Dauer unmöglich und im Hause

nur bei besonderen Vorsorgsmassregeln statthaft. Ein zweiter Grund aber, der den Untergang des schönen Kostüms mit absoluter Sicher-

Fig. 224.

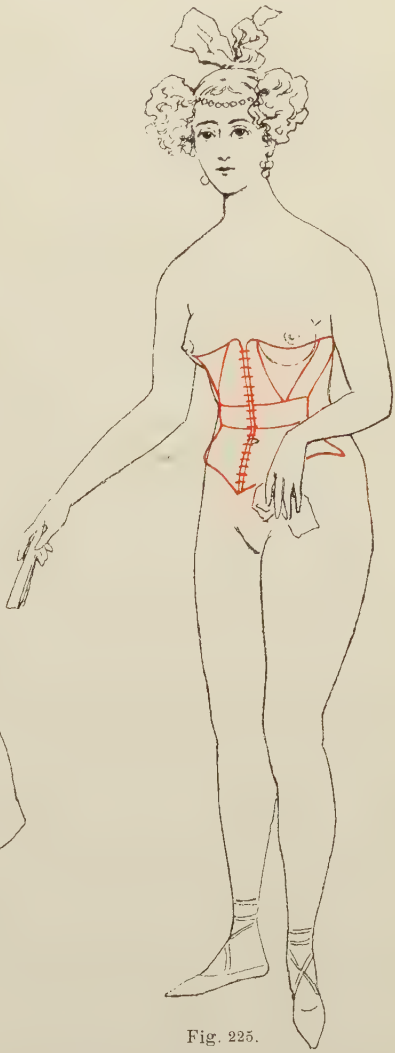


Fig. 225.

Fig. 224. Kostümbild aus dem Jahre 1830. (Journal des dames.)
Fig. 225. Körperumrisse von Fig. 224.

heit herbeiführte, war, dass nur ein in jeder Beziehung vollendeter Körper darin vorteilhaft aussah. Bei der leisesten Bewegung verriet

diese sich den Formen völlig anschmiegende Kleidung jeden auch noch so geringen Fehler; darum war es nur wenigen Frauen gegeben, damit zu prunken, und darum wurde der Stab darüber gebrochen. Die Mode will eine Tracht, die jedem erlaubt, schön zu scheinen.

Im 19. Jahrhundert wurden denn auch bald die vergessenen Kleidungsstücke früher Zeiten aus der Rumpelkammer geholt und für den jeweiligen Gebrauch zurecht gestutzt.

Wir wollen aus der Fülle der Verwandlungen, die die Frauenmode im 19. Jahrhundert vorschrieb, nur eine herausgreifen aus dem Jahre 1830.

Ein Modebild aus dem Journal des dames (Fig. 224) zeigt uns eine jener zarten, ätherischen Gestalten mit Wespentaille, wie sie die Meisterhand Gavarnis u. a. festgehalten hat.

Die hohen Absätze sind verschwunden, und mit ihnen die militärische Haltung, dabei hat aber das Korsett, wenn auch in schwächerer Form, seine alte Tyrannei wieder in vollstem Masse geltend gemacht, und durch den Einfluss desselben ohne Absätze wird der Körper in eine vornübergebeugte, ängstliche, gewissermassen hilfsbedürftige Haltung gebracht, wie sie das Kennzeichen damaliger Frauenideale geworden ist.

Noch deutlicher tritt diese schon in der Haltung ausgedrückte Unselbständigkeit am entkleideten Körper (Fig. 225) hervor, der uns ausserdem darüber belehrt, welche Verwüstung in der natürlichen Körperform das Korsett wieder angerichtet hat. Alles Gute, was die französische Revolution gebracht hat, ist wieder verloren, mit Ausnahme der niedrigen Absätze, die jedoch bald darauf ebenfalls den hohen Stöckelschuhen das Feld räumen müssen.

Mit Tunique, Krinoline und anderen Auswüchsen hat das im allgemeinen durch grosse Geschmacklosigkeit sich auszeichnende 19. Jahrhundert alle Untugenden früherer Jahrhunderte in sich vereinigt, bis schliesslich in den allerletzten Jahren sich eine mächtige Bewegung Bahn brach, die neue Formen schuf.

Wir müssen darauf später noch etwas ausführlicher zurückkommen und können uns hier damit begnügen, einige charakteristische Formen zu betrachten, die im letzten Jahre des 19. Jahrhunderts nebeneinander bestehen.

In der Nouvelle revue vom Januar 1900 findet sich ein Kostümbild (Fig. 226), das die Traditionen des Empirekleides von vor

Fig. 226. Fig. 227.

Fig. 226. Empirekostüm im Jahre 1900. (Nouvelle revue, Janvier.)
Fig. 227. Körperumrisse von Fig. 226.

100 Jahren wieder aufnimmt. Die langen, gefällig dem Körper sich anschmiegenden Falten, die hochgehobene Taille, die leichte Bedeckung der Brust, die blossen Arme machen auf den ersten Anblick einen sehr günstigen Eindruck.

Wenn wir aber versuchen (Fig. 227), den dazu gehörigen Körper herauszuschälen, dann steht vor uns ein Wesen, wie es die überreizte Kultur der letzten Jahrzehnte nur zu oft gezeitigt hat, eines jener nervösen und ungesunden, gemacht ätherischen, asexuellen Zwitterwesen mit knabenhaftem, beinahe kindlichem Körper und mit verdorbener Seele, der Typus der demi-vierge, und demi-vierge nicht nur in moralischem, sondern auch in körperlichem Sinn. Ein normal gebautes Mädchen, das Hüften und Brüste hat, kann in ein solches Kostüm nicht hinein, es sei denn, dass es die letzte Errungenschaft der Mode, das Corset sylphide benutzt, welches nicht nur Brust und Bauch, sondern auch die Hüften durch künstliche, elastische Schenkelbänder so viel als möglich wegdrückt.

Eine derartige moderne Idealfigur zeigt uns Fig. 228, dem Soleil illustré du dimanche entnommen. Das Ballkleid, ganz in Weiss und Mauve, wird daselbst in begeisterten Tönen beschrieben; eine Vergleichung mit der Fig. 229 lehrt uns aber, dass eine auch noch so schlanke Gestalt sich in dieser Hülle niemals verbergen könnte.

Dies Mädchen im eleganten Ballkleid ist trotz dem erbrachten Beweis der Unmöglichkeit ihrer Daseinsberechtigung die typische Figur für die heutzutage beim grösseren Publikum anerkannte moderne Idealgestalt der bekleideten Frau.

Neben der nervösen Ueberreizung, als deren Folge wir gewissermassen dieses Kostüm nebst seinem Inhalt betrachten können, hat das sterbende Jahrhundert eine andere und bessere Frucht gezeitigt, und das ist die mehr und mehr um sich greifende Teilnahme des heranwachsenden weiblichen Geschlechts an körperlichen Uebungen. Ausser Schwimmen, Reiten und Turnen sind es namentlich das Tennisspiel und das Fahrrad, die diesen Umschwung von klösterlicher Abgeschiedenheit zu körperlicher Freiheit für unsere Mädchen verursacht haben, und damit auch einen tiefgehenden Einfluss auf die weibliche Kleidung ausübten.

Das Strandkostüm aus der Vie parisienne (Fig. 230) ist ein vortreffliches Beispiel für diese Wandlung im Geschmack. Der kürzere, fussfreie Rock, der die Bewegungen keineswegs hindert, die lose Jacke, das um die Taille geschlungene Band mit dem der

männlichen Kleidung entnommenen losen Hemd formen zusammen eine geschmackvolle und doch zweckmässige Kleidung.

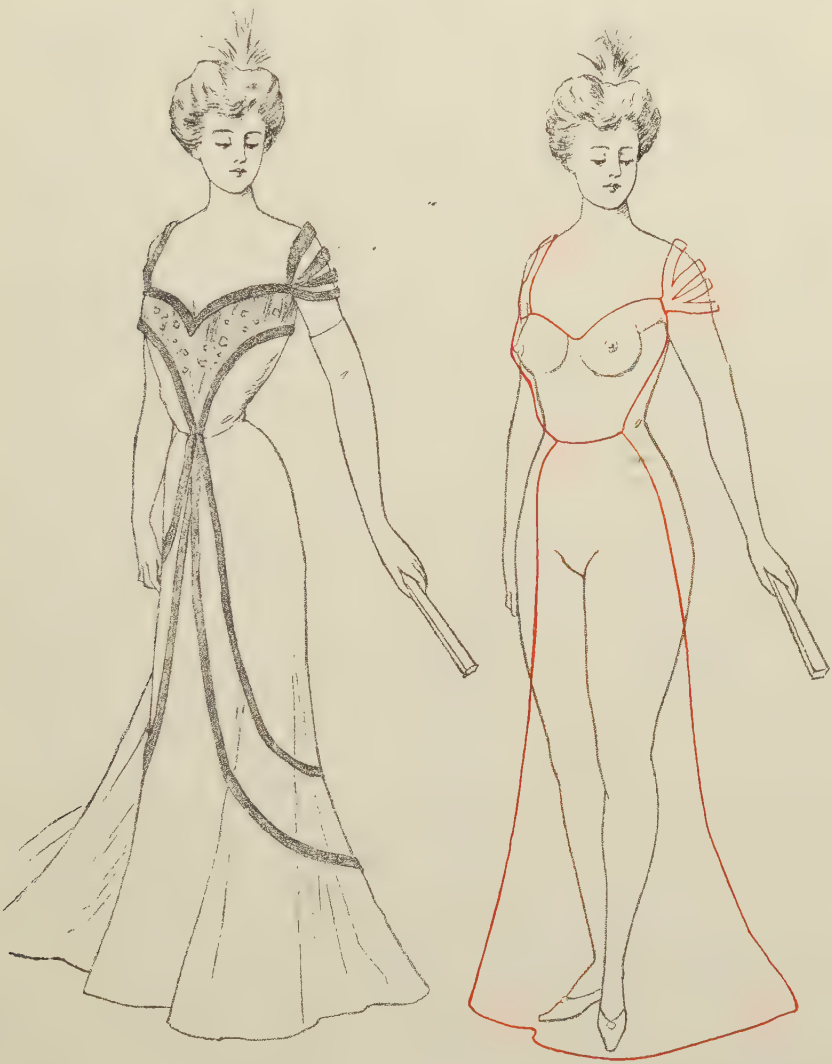


Fig. 228. Fig. 229.

Fig. 228. Ballkleid mit Corset sylphide. 1900. (Illustré Soleil du dimanche.)
Fig. 229. Körperumrisse von Fig. 228.

Wir können uns in diese Umhüllung ohne Zwangsmassregeln einen völlig normalen Körper hineindenken (Fig. 231), dessen natür-

lichen Formen sich ein gutsitzendes, leichtes Corset ceinture völlig anpasst. Hier spielt das Korsett wieder seine ursprüngliche

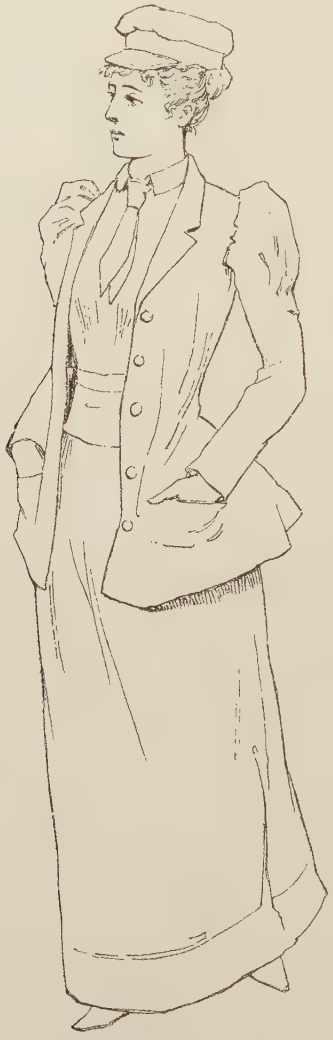


Fig. 230.

Fig. 231.

Fig. 230. Sportkostüm aus der Vie parisienne.
Fig. 231. Körperumrisse von Fig. 230.

Rolle als Schmuckträger, und die geringe Last der Kleider, durch das Korsett noch auf eine breitere Fläche verteilt, übt nirgends einen Druck aus. Gutgebaute Gestalten können überdies mit einem

solchen Kostüm des Korsetts völlig entraten, ohne die schöne Form der Umrisse irgendwie einzubüssen.

Bei allen den Betrachtungen über die Frauenkleider früherer Jahrhunderte haben wir uns nur an künstlerische Wiedergaben halten können, und haben dies auch der einheitlichen Darstellung wegen für das moderne Kostüm getan.

Bei der Verwertung derartiger Darstellungen als Beweisstücke müssen wir uns aber erst die durch künstlerische oder andere Zwecke veranlassten Modifikationen vergegenwärtigen und sie ausschalten.

Zunächst macht jede Umrisszeichnung, verglichen mit einer genau in demselben Raume plastisch ausgeführten Zeichnung, einen plumperen Eindruck. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man die Konturen irgend einer photographierten Statue nachzieht und mit dem Original vergleicht. Um diesen Eindruck der Plumpheit wegzunehmen, macht der Künstler unwillkürlich jede im Umrisse gezeichnete Figur schlanker, als sie wirklich ist. In noch höherem Masse ist dies der Fall bei allen Darstellungen, die nicht künstlerischen, sondern industriellen Zwecken dienen, nämlich bei Modebildern. Diese Bilder sind auf wenig geübte Augen berechnet, welche den schlanken Körper noch schlanker, in der Uebertreibung, um nicht zu sagen Karikatur vor sich sehen müssen, um den von den Zeichnern beabsichtigten Eindruck zu erhalten.

Von den in bekleideter Umgebung lebenden Künstlern haben wir bereits gesehen, dass sie, mit wenigen Ausnahmen, so sehr in dem Banne der Mode stehen, dass sie sogar die nackten Körper von der Gestalt der bekleideten Frau ableiten und uns damit die Möglichkeit geben, auch an dem nackten Bilde sofort das Jahrhundert seines Entstehens zu erkennen. Bei ihnen haben wir also eine bis auf den nackten Körper sich übertragende Beeinflussung des künstlerischen Blickes durch die herrschende Mode auszuschalten; und diese Beeinflussung ist gerade bei denjenigen Künstlern am stärksten, die sich hauptsächlich mit der Darstellung der Trachten ihrer Zeit befasst haben. Gerade diese sind es aber auch, die wir für unsere Zwecke nötig haben.

Durch die Handschrift des Künstlers erhält das Bild ein indivi-

duelles seiner Zeit angepasstes Gepräge. Alle Eigentümlichkeiten des herrschenden Ideals treten in markanter, das Gesamtbild bedeckender Deutlichkeit in den Vordergrund und geben uns zwar ein scharfes Bild des damals herrschenden Ideals, aber nicht eine absolut objektive Auffassung des Menschen an und für sich.

Dieser Mangel wird einigermassen ausgeglichen durch die jetzt noch in Museen aufbewahrten Kleidungsstücke, an deren Hand wir wenigstens für die letzten Jahrhunderte nachweisen können, dass die Bilder mit Abzug der durch die Technik gebotenen Uebertreibung der Wirklichkeit ziemlich entsprechen.

Bei den Modebildern aber haben wir stets eine gewisse Karikatur, ein Zerrbild vor uns, welches das Ideal für die grosse Menge in übertriebener Weise zum Ausdruck bringt.

Es geht darum nicht an, wie von manchen Reformenthusiasten beliebt wird, gerade diese extremen Bilder als Beweise für eine wirklich bestehende systematische Körperverunstaltung durch die herrschende Mode ins Feld zu führen. Sie haben nur insofern Wert, als sie einen Vergleich zwischen dem jeweils herrschenden Modeideal und dem natürlichen Ideal gestatten.

Dass durch die Uebertreibung der Mode in der Tat Körperverunstaltungen vorkommen, und dass namentlich solche Frauen, die von der Natur weniger begünstigt sind und schöner scheinen wollen, als sie sind, alle Mittel benutzen, um es ihren bevorzugteren Schwestern gleichzutun, und sich darum verunstalten müssen, ist ja bekannt genug; den absoluten, wissenschaftlichen Beweis hierfür liefern uns aber nur Photographien des nackten Körpers, wie die oben abgebildeten Figuren 46 und 47, nicht aber Modebilder und Gemälde.

Alle Idealgestalten der Birmanen zeigen zum Beispiel die übertriebensten Wespentaillen, die man sich denken kann; die Birmaninnen selbst aber schnüren sich gar nicht und sind zufrieden mit ihrer meist auffallend schönen, natürlichen Taille [1]).

Wenn man das oben benutzte Prinzip statt auf Zeichnungen und Stiche auf die Photographie einer nach der letzten Mode des Jahres 1900 gekleideten Gestalt anwendet, welche die schlanke

[1]) Max und Berta Ferrars, Burma.

Fig. 232.

Strassentoilette im Sommer 1900 nach Photographie mit eingezeichneten Körperumrissen.

Taille in sehr ausgeprägter Form zur Geltung bringt (Fig. 232), so sieht man, dass sich in die Umrisse ein völlig normaler Körper hineinbringen lässt, dass also für schlanke, gutgebaute Frauen eine derartige Kleidung keineswegs einigen Zwang auf die natürliche Ge-

staltung auszuüben braucht. Es wäre ebenso unrichtig, aus diesem Beispiel die Schlussfolgerung zu ziehen, dass die moderne Kleidung vortrefflich ist, als wenn man umgekehrt aus den Figuren 228 und 229 schliessen wollte, dass dieselbe in Bausch und Bogen zu verurteilen sei.

Das grosse Geheimnis, warum die mit so viel Aufwand von Mühe, Kosten und Ueberlegung hergestellte moderne Frauenkleidung stets mehr und mehr Feld gewinnt und die Volkstracht verdrängt, liegt in dem Umstand, dass die moderne Tracht in weit höherem Masse als die natürlich sich entwickelnde Volkstracht gestattet, Fehler zu verbergen und es dadurch einem weit grösseren Prozentsatz von weiblichen Wesen möglich macht, schön zu scheinen. Dadurch werden zunächst die weniger gut gebauten Frauen veranlasst, ihren Körper, der doch unter der Kleidung verborgen bleibt, noch stärker zu verformen, um das Ideal wenigstens scheinbar zu erreichen, dann aber entsteht auch unter den gutgebauten Frauen ein Wettstreit, einander gegenseitig zu übertreffen, und in diesem Streite schiessen eben viele über das Ziel hinaus, übertreiben durch starkes Schnüren die natürliche Schlankheit ihrer Taille, erhöhen die Weisse ihrer Haut durch künstliche Farbe, verbreitern die Wölbung ihrer Hüften und anderer von der Natur gerundeten Körperteile durch fremde Unterlagen und zwängen so ihren Körper in die übertriebene Idealform der herrschenden Mode.

Diese Uebertreibungen, diese Missbräuche der Verzierungsmittel des Körpers sind es, die denselben verunstalten, und nur diese sollten vermieden und wo möglich bestritten werden.

Gleichwie bei der Volkstracht, können wir uns auch bei der modernen Frauenkleidung nur durch die Photographie ein richtiges Urteil über die Kleidung und ihre Unterteile, sowie deren Beziehung zu der Körperform verschaffen.

1. Unterkleider.

Die wichtigsten Bestandteile der heutigen Unterkleidung der Frauen, die sich allmählich aus der tropischen Umhüllung herausgebildet und von ihr losgelöst haben, sind: das Hemd, das Korsett

das Beinkleid und der Unterrock; hierzu kommen noch die Strümpfe und Stiefel, beziehungsweise Schuhe hinzu.

Fig. 233. Bürgermädchen aus Wien von 18 Jahren, nackt. (Phot. Schmidt.)

Diese Kleidungsstücke sind in der Reihenfolge, wie sie gewöhnlich angelegt werden, in den Figuren 234 bis 238 abgebildet.

Fig. 233 zeigt ein achtzehnjähriges Bürgermädchen aus Wien in nacktem Zustande, mit kräftigen, vollen, dabei sehr regelmässigen Körperformen, breit in den Schultern und Hüften, mit gut ausgeprägter, wenn auch nicht sehr schlanker Taille. Der Brustkorb ist schön gewölbt, die Brüste klein, prall, von guter Form und hoch angesetzt. Die Beine sind etwas verkürzt und im Knie leicht einwärts gestellt. Die Muskulatur ist an Rumpf und Gliedmassen gleichmässig und kräftig ausgebildet. Die Hauptsache aber ist, dass keinerlei künstliche Entstellung durch Druckfurchen an dem nackten Körper zu sehen ist.

Fig. 234. Dieselbe mit Hemd, Schuhen und Strümpfen. (Phot. O. Schmidt.)

Fig. 234 zeigt das Mädchen im Hemd. Dieses ist einfach und schmucklos, in der Form dem griechischen Chiton entsprechend, auf den Achseln mit Knöpfen befestigt.

Hierzu kommen die Schuhe und Strümpfe, die, der Mode gehorchend, schwarz sind.

In Fig. 235 ist das Mädchen damit beschäftigt, das Korsett zu schnüren. Eine Vergleichung mit Fig. 233 zeigt, dass sich dieses der Form des Rumpfes ohne Zwang genau anschliesst und die durch das faltige Hemd verborgene Bildung der Taille wieder zur Geltung bringt, ohne sie zu übertreiben.

In Fig. 236 hat das Mädchen das Korsett angelegt und befestigt das Beinkleid unter demselben. Auch dieses ist von ein-

facher Form. Fig. 237 endlich zeigt die Vollendung der Unterkleidung durch den fussfreien Unterrock, der über das Korsett geknüpft wird, wie bisweilen wohl auch die Hose. Eine Vergleichung mit Fig. 236 zeigt deutlich den kosmetischen Einfluss des in langen Falten herabhängenden Rockes; der Unterkörper erscheint länger, schmäler und gestreckter, die nicht ganz einwandsfreie Bildung der Beine wird dem Auge verborgen.

Fig. 235. Dieselbe mit Korsett. (Phot. O. Schmidt.)

Von eleganterer Form sind die Unterkleider von Fig. 239, welche die französische Schauspielerin Fräulein de Hally als Dornröschen in dem Augenblicke darstellt, wo sie aus ihrem hundertjährigen Schlafe erwacht, sich entkleidet, um ein der Mode entsprechendes Kostüm anzulegen. Es ist ein trotz aller Einfachheit durch den reichen Spitzenbesatz an Hemd und Unterrock und das feine Seidengewebe sehr kostbares Gewand. Gerade in dem tonangebenden Paris wird aber damit ein oft unglaublicher Luxus getrieben, wie aus den Modeberichten zu ersehen ist.

Erst im letzten Jahrhundert ist auf die sorgfältigere Ausschmückung dieser intimeren Kleidungsstücke ein grosser Wert gelegt worden. Bei Racinet, Weiss u. a. finden sich Angaben, dass in früheren Jahrhunderten der Besitz von mehr als drei Hemden und mehr als drei Paar Strümpfen schon als eine grosse Seltenheit betrachtet wurde.

Fig. 236. Dieselbe mit Beinkleid. (Phot. O. Schmidt.)

Erst im 16. Jahrhundert ist das Hemd, und noch später der Unterrock ein bleibender Bestandteil der weiblichen Toilette geworden. Das Beinkleid ist erst im Anfang des 19. Jahrhunderts zu allgemeinerer Einführung gelangt. In einigen Kostümgeschichten findet sich die Angabe, dass es bereits im 16. Jahrhundert in Venedig getragen wurde und sich von da in den besseren Ständen verbreitet habe. Wie ich mich durch zahlreiche nicht gut zu wiederholende Bemerkungen aus alten Stammbüchern, sowie aus alten Kostümwerken in der Lipperheideschen Bibliothek überzeugen konnte, ist allerdings damals in Venedig das Beinkleid von Frauen getragen worden, zugleich mit den bekannten hohen Stelzenschuhen, jedoch nur von Kurtisanen. In den alten deutschen Trachten und Stammbüchern fehlt es darum nicht an meist recht kräftigen Ausdrücken über dies für unanständig geltende Kleidungsstück. Die meisten deutschen Trachtenbücher

jener Zeit, selbst das bekannte von Jost Amman, lehnen sich an ein offenbar verloren gegangenes italienisches Originalwerk an, aus dem sie unbedenklich und kritiklos das Wesentlichste entnahmen und mit einigen eigenen Zutaten versahen.

Aus diesem Grunde spielen gerade die italienischen Kostüme qualitativ und quantitativ die grösste Rolle. Ausserhalb Venedigs wurde die Hose damals nie getragen, und auch dort nicht von den Damen der besseren Stände. In der Damenmode hat sie sich erst nach der Empirezeit eingebürgert, ist aber auch heute noch lange nicht so allgemein verbreitet, als man denken sollte.

Fig. 237. Dieselbe mit Unterrock. (Phot. O. Schmidt.)

Das einzige Land, in dem bei hoch und niedrig ziemlich allgemein das Beinkleid getragen wird, ist Niederland. In Deutschland ebenso wie in Frankreich findet es sich in den mittleren Kreisen viel seltener, in Italien nur ganz ausnahmsweise. Unter 50 holländischen Damen fand ich nur 5, die nie oder nur im strengsten Winter Unterhosen trugen, unter 40 Norddeutschen 15, unter 40 Oesterreicherinnen und Süddeutschen 25. Dagegen trägt man wieder in Süddeutschland weit häufiger als im Norden die kurzen wollenen Unterröcke, die sich dem Körper mehr oder weniger dicht anlegen.

Die Zahl der Unterröcke ist sehr wechselnd und von der herr-

schenden Mode abhängig. — In letzter Zeit ist von verschiedenen Seiten versucht worden, auch in der Unterkleidung Veränderungen anzubringen, die jedoch meistens nur den finanziellen Vorteil einer oder der anderen Fabrik berücksichtigen und darum keinen allgemeinen Anklang gefunden haben. Hierzu gehören die zahlreichen Anpreisungen von Wolle, Baumwolle und sogenannten hygienischen Trikotstoffen. Am meisten haben die Trikotstoffe, namentlich in England, Verbreitung gefunden, und dies mit Recht, weil sie den Vorteil haben, den Körper gut warm zu halten, ohne dessen Formen zu verbergen. Am bekanntesten ist die englische „Kombination", eine Verbindung von Jacke und Hose nach rein arktischen Prinzipien; diese wird häufig an Stelle von Hemd und Unterhose, auch wohl unter dem Hemd getragen. Da sie aus Wollstoffen hergestellt wird und sich darum rasch mit allen Abscheidungen der Körperoberfläche imprägniert, so ist sie nur bei grosser Reinlichkeit und häufigem Wechsel zweckmässig und ausserhalb Englands nur wenig verbreitet.

Fig. 238.
Elegante Unterkleider einer Pariserin.
Phot. Nadar.

Weit allgemeiner verbreitet, von eleganterer Form und zugleich zweckmässig sind die statt der Korsetts namentlich von jungen Mädchen und gutgebauten, schlanken Frauen aller Länder gebrauchten Unterleibchen von Trikot-

stoff, Seide und Leinwand, die der Körperform genau angepasst sind, und bei leichten Oberkleidern das Korsett völlig ersetzen.

Die Befestigung der Strümpfe geschah im Mittelalter bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts mittels Strumpfbändern unterhalb des Knies; im 19. Jahrhundert wurden dieselben oberhalb des Knies gebunden, oder durch am Korsett befestigte Tragbänder ersetzt.

Mit den Hilfsmitteln der modernen Technik ist die Bekleidungskunst sehr weit fortgeschritten, und die heutigen Unterkleider bilden allein schon ein sehr viel vollständigeres Kostüm, als die ursprüngliche tropische Tracht, sind aber dem alten Rassenprinzipe treu geblieben, indem sie trotz ausgiebigerer Bedeckung die Formen des Rumpfes, die breiten Hüften, die schlanke Taille und die schöne Bildung der Brust betonen und zur Geltung bringen, und dabei ausserdem auch weniger gut gebauten Frauen erlauben, den Schein ähnlicher Vorzüge zur Schau zu tragen.

2. Oberkleider.

Trotz zahlreicher geschichtlicher Umwälzungen ist Paris seit der Zeit Ludwigs XIV. die unumschränkte Herrscherin auf dem Gebiete der Mode geblieben, und das moderne Damenkostüm in seiner geschmackvollsten und vollendetsten Form findet man auch heute nur dort, wo die Gesetze für die übrige Welt gemacht werden. Der den Französinnen angeborene Geschmack ist durch eine jahrhundertlange Züchtung in einer Weise ausgebildet worden, die bisher von keinem anderen Volk erreicht worden ist.

Wie wird die Mode gemacht? Scheinbar sind es die grossen Ateliers und Modegeschäfte, aus deren geheimnisvollen Werkstätten die alljährlich viermal sich erneuernden stets wechselnden Hüllen der Damenwelt hervorgezaubert werden; von dort gehen auch die Losungsworte für die elegante Welt des Auslandes aus. Wenn man aber sieht, dass trotz der aus Paris bezogenen Kleider nur wenige Damen im stande sind, eine tadellose Toilette zu machen, wenn man in Paris selbst diesen tadellosen Gestalten auf Schritt und Tritt entgegenkommt, dann wird man gewahr, dass nicht nur die Kleider die Leute machen, sondern dass die Art und Weise, wie dieselben

dem Individuum entsprechend ausgewählt und getragen werden, die Hauptsache ist.

Aus der uneingestandenen, gewissermassen selbstverständlichen Mitwirkung der graziösesten unter seinen Landsmänninnen schöpft der Pariser Kleiderkünstler seine fruchtbarsten und schönsten Anregungen; mit ihnen gelingt es ihm, der Pariser Mode die herrschende Stellung zu erhalten. Seit es in Paris keinen Hof mehr gibt, sind es namentlich die Schauspielerinnen und bekannte Schönheiten aus den verschiedensten Kreisen, von denen die Gesetze der Mode gemacht werden.

Bei dem fortwährenden Wechsel, der gerade einen der Hauptreize in der luftigen Schönheit heutiger Verzierungskunst bildet, ist es unmöglich, alle die verschiedenen Formen vorzuführen, die der Sachverständige sofort nach einzelnen Jahren und Jahreszeiten chronologisch zu ordnen im stande ist.

Statt dessen seien hier einige der wichtigsten Kostüme beschrieben in der Form, wie sie im Jahre 1900 getragen wurden.

Fig. 239 zeigt eine Frühjahrstoilette von 1900, bei der selbst im Bilde der ganze „Charme“ der Pariserin zum Ausdruck kommt.

Auf dem zierlichen Haupte thront ein luftiges Gebäude von hellen duftigweissen Geweben. Um die Schultern ist eine leichte Pelzboa geschlungen, die das schöne Mädchen abstreift, als ob sie damit das Fliehen des Winters andeuten wolle, und wie die erste Blume aus dem taufrischen Frühlingsboden taucht ihr schlanker Körper im hellen, enganliegenden Kleide aus der warmen Umhüllung empor. — Wir wollen aber lieber keine Poesie treiben, sondern das Bild für sich selbst sprechen lassen.

Fig. 240 stellt eine junge Pariserin in sommerlichem Strassenkostüm vor. Ebenso wie in dem vorigen Bilde sind die Formen des Oberkörpers scharf zur Geltung gebracht.

Auch beim Winterkostüm (Fig. 241) ist dieses Prinzip trotz der wärmeren Hülle gewahrt geblieben, bei keiner der drei Gestalten zeigt sich aber eine Uebertreibung der natürlichen Vorzüge durch zu starke Schnürung.

Dieselbe Dame aus der Pariser Gesellschaft, die Fig. 241 im winterlichen Strassenkleide zeigt, ist in Fig. 242 in Balltoilette ab-

gebildet, in der von der Mode für festliche Gelegenheiten vorgeschriebenen stärkeren Entblössung des Oberkörpers. An der Bildung von Armen und Schultern kann man den normalen Bau des Körpers erkennen, der sich unter der leichten Hülle verbirgt.

Wie bereits gesagt wurde, ist die Sitte des Dekolletierens, die scheinbar im Widerspruch mit der höheren Kultur steht und von vielen auch in solcher Weise empfunden wird, in der natürlichen Entwicklung der mittelländischen Frauenkleidung begründet und geradezu ein Zeichen eines höher entwickelten, verfeinerten Geschmackes. Die Frau ist sich wieder bewusst geworden, dass der schönste Schmuck, den sie besitzt, nicht das Beiwerk von Menschenhand, sondern ihr eigener, vollendeter Körper ist, und wenn sie ihn nur bei festlichen Gelegenheiten als schönsten Schmuck und nur so weit zeigt, als die herrschenden Vorurteile ihr gestatten, so verrät sie damit nur das zarte Gefühl für das Schickliche, der feinfühligen Frau eigen, die mit dem Besten und Kostbarsten, was sie hat, nicht vor der grossen Menge prunken will.

Freilich sind auch die Augen der Männer, denen sie ihre Schönheit zeigt, nicht immer des Anblicks würdig und im stande, die natürliche und höchste Schönheit ohne sie selbst erniedrigenden, profaneren Beigeschmack betrachten zu können. Aus diesem Grunde finden viele Frauen und Mädchen die Dekolletage mit Recht unpassend, vergessen aber, dass nicht die Sitte, sondern nur die Umgebung es ist, die das Unpassende in sich schliesst.

Von rein ästhetischem Standpunkt aber ist es ebenso unpassend, wenn ein schönes Mädchen sich vor den Augen von ungebildeten oder unanständigen Männern, beziehungsweise Herren dekolletiert zeigt, als anderseits, wenn eine Frau, sei es auch nur vor berufenen Augen, durch die Sitte gezwungen wird, Körperteile zu entblössen, die viel besser verhüllt blieben. Wer jemals einen Hofball mitgemacht hat, bei dem die vergilbtesten Folianten verwitterter Frauenreize aus Tand und Flitter emportauchen, der wird sich mit Schaudern gestehen müssen, dass selbst die schönste Sitte ihre Schattenseiten haben kann, wenn sie urteilslos angewandt wird.

Auch hier greift aber die moderne Verzierungskunst den armen Opfern von „Vanity fair“ hilfreich unter die Arme und weiss alle

gewünschten Körperteile durch künstliche zu ersetzen. Ausserdem aber sind auch in der Dekolletage die Hilfsmittel der Kosmetik so

Fig. 239. Pariser Strassentoilette. Frühjahr und Spätjahr. (Phot. Reutlinger.)

reichhaltig, dass trotz der Entblössung der Körper viel schöner erscheinen kann, als er wirklich ist.

Durch Bedeckung des Halsausschnitts mit Spitzen oder Gaze

können viele Fehler der Büste verborgen, anderseits aber auch deren Vorzüge hervorgehoben werden, ohne den Eindruck der

Fig. 240. Sommerkostüm aus Paris. (Phot. Reutlinger.)

absichtlichen Entblössung hervorzurufen, wie dies in Fig. 243 zu sehen ist.

Ein hübsches Bild der Tänzerin Saharet (Fig. 244) zeigt einen

Fig. 241. Dame im Winterkostüm. (Phot. Reutlinger.)

viel stärkeren Grad der Dekolletage, bei dem auch die Schultern unbekleidet geblieben sind.

Diese drei Bilder (242, 243, 244) bezeichnen die üblichen Grenzen, innerhalb deren sich die Dekolletage heutzutage bewegt; dieselben werden jedoch häufig genug überschritten, ohne dass zugleich auch

die Grenzen der Schönheit und des Anstandskodex überschritten zu werden brauchen. Wie gesagt, hängt alles davon ab, dass die ge-

Fig. 242. Dieselbe in Balltoilette. (Phot. Reutlinger.)

wählte Kleidung mit den körperlichen Eigenschaften der Trägerin und mit den moralischen Eigenschaften der Beschauer im Einklang steht.

Wir können die Dekolletage nur als ein den körperlichen Eigenschaften der mittelländischen Rasse völlig entsprechendes, durch

die Kunst verfeinertes Entwicklungsstadium weiblicher Kosmetik betrachten, das seine heftigsten Gegnerinnen gerade bei den Frauen hat, die davon keinen Gebrauch machen können.

Fig. 243. Bedeckte Dekolletage. (Phot. Reutlinger.)

Neben diesen hat die moderne Entwicklung eine Reihe von Kleiderformen gezeitigt, die nur zu bestimmten Zwecken getragen werden. Zu diesen fakultativen Bildungen gehört das Reitkleid (Fig. 245), das Radfahrkostüm, bei dem aus praktischen Gründen vielfach statt des Rocks eine weite Hose getragen wird (Fig. 246),

Fig. 244. Offene Dekolletage. (Nach einer Photographie von O. Mayer, Hofphot., Dresden-A.)

und der Badeanzug (Fig. 247). Noch weitere Formen finden sich für Tennis, Rudern, Segelboot, Reisen, Bergsteigen, Turnen, und schliesslich kommen noch die zahlreichen Abwechslungen des Negligé und des Hauskleides hinzu, die nach dem jeweiligen Geschmack der Trägerin die beliebigste Gestaltung annehmen können. In

Fig. 245. Dame im Reitkleid. (Phot. Reutlinger.)

letzter Zeit hat der japanische Kimono auch in Europa vielfach Eingang gefunden und erfreut sich überall einer stets zunehmenden Beliebtheit.

Ich unterlasse es, die angeführten Beispiele durch weitere zu vermehren. Sie haben zur Genüge gezeigt, dass auch das moderne

Fig. 246. Dame im Radfahrkleid.

europäische Frauenkostüm nichts weiter ist als eine durch die Kultur verfeinerte, durch neue Hilfsmittel reicher gewordene Entwicklungsstufe der ursprünglichen, der mittelländischen Rasse eigentümlichen tropischen Frauenkleidung.

In der Hauptsache hat sie deren Grundgedanken, den ver-

Fig. 247. Badeanzug.
(Phot. Ellis & Walery, London.)

hüllenden Rock und die Betonung der Formen des Oberkörpers, namentlich aber auch die Enthüllung desselben zu festlichem Schmuck beibehalten. Sie bietet ausserdem in ihren Formen so viel Abwechslung, dass dem jeweiligen individuellen Geschmack die weitesten Grenzen gesteckt sind und dass eine weit grössere Anzahl von Frauen in der Lage ist, auch mit geringeren Naturgaben vorteilhaft auszusehen, als früher mit primitiveren Mitteln möglich war.

Nirgends springen die Vorzüge der modernen Ausbildung der Frauenkleidung mehr in die Augen als in Paris. Der Fremde ist erstaunt über die Fülle schöner Gestalten, die dort unter den höchsten Ständen sich ebenso häufig finden, als in den niederen Kreisen. Und dieser Eindruck wird noch erhöht, wenn man bedenkt, dass gerade unter den Pariserinnen sich verhältnismässig viel weniger schöngebaute Körper finden, als in andern Ländern. In Paris zeigt sich trotz des ungünstigeren Menschenmaterials die Kunst der Mode in ihrer höchsten Vollendung, welche von anderen Städten und Ländern trotz der grösseren Zahl schöner Frauenkörper niemals erreicht worden ist.

Dass trotz dieser vielen Vorzüge der heutigen Frauenkleidung ein nachteiliger Einfluss auf Leben, Gesundheit und Körperschönheit so vieler Frauen sich bemerkbar macht, liegt nicht in der

Mode, sondern in dem Missbrauch, der damit getrieben wird. Nicht jede Frau hat Geschmack, nicht jede Frau versteht, sich gut zu kleiden, nicht jede hat Urteilskraft genug, um von ihrem Körper nicht mehr zu verlangen, als er bieten kann, und die meisten wollen lieber Qualen erdulden, als hinter den von der Natur mehr Begünstigten zurücktreten. So kommt es, dass Taillen fabriziert werden, wo sie nicht sind, dass normale Körper einem falschen Geschmack zuliebe durch Schnüren verunstaltet und verdorben werden, und dass die Vernunft zum Unsinn, die Wohltat zur Plage wird.

Ebenso ungerecht aber, als es ist, dieser Missbräuche wegen die heutige Mode in Bausch und Bogen zu verurteilen, ebenso unrichtig ist es anderseits, dieselben zu leugnen und nicht auf sie aufmerksam zu machen.

In dem folgenden Abschnitt soll dieser Missbrauch der modernen Kleidung und sein Einfluss auf den Körper die gebührende Würdigung finden.

XI.

Einfluss der Kleidung auf den weiblichen Körper.

Den schwerwiegendsten Einfluss auf die Verunstaltung des weiblichen Körpers übt der Missbrauch des Korsetts aus.

Die dadurch verursachte Verengerung des Brustkorbs, namentlich in seiner unteren Hälfte, hat bereits vor mehr als 100 Jahren Sömmering warnend besprochen, und seine Auffassung durch zwei vortrefflich ausgeführte Abbildungen des normalen und durch Schnüren verengerten Frauentorso mit eingezeichnetem Gerippe veranschaulicht (Fig. 248 und 249). Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass Sömmering um das Jahr 1785 seine Beobachtungen machte, also gerade zu der Zeit, als das Rokoko mit seiner weder vorher noch nachher erreichten Wespentaille in höchster Blüte stand.

Die erste Abbildung stellt den Torso der Venus von Milo vor, die zweite den einer französischen Modedame aus dem 18. Jahrhundert. Von der fünften Rippe ab ist bei der letzteren der Brustkorb nach innen gedrückt, so dass die unteren Rippen statt in rechtem Winkel in sehr spitzem Winkel nach dem unteren Rand des Brustbeins zusammenlaufen und sich in der Mittellinie beinahe berühren. Die untere Oeffnung des Brustkorbes nach der Bauchhöhle zu ist dadurch auf beinahe ein Drittel seiner natürlichen Grösse zurückgebracht.

Noch schärfer tritt uns diese Entstellung vor die Augen in einer Photographie, die Rüdinger nach dem Skelett eines zwanzigjährigen, an Schwindsucht gestorbenen Mädchens machen liess (Fig. 250). Hier ist bereits von der vierten Rippe ab eine Verengerung der Brusthöhle nachzuweisen.

Wenn nun schon die harte, knöcherne Unterlage so stark durch

das Schnüren beeinflusst wird, so ist es begreiflich, dass die weichen Teile in noch viel höherem Masse zu leiden haben.

Wenn wir uns den Verlauf der Muskeln am weiblichen Körper (Fig. 251 und 252) vergegenwärtigen, so sehen wir, dass die stärkste

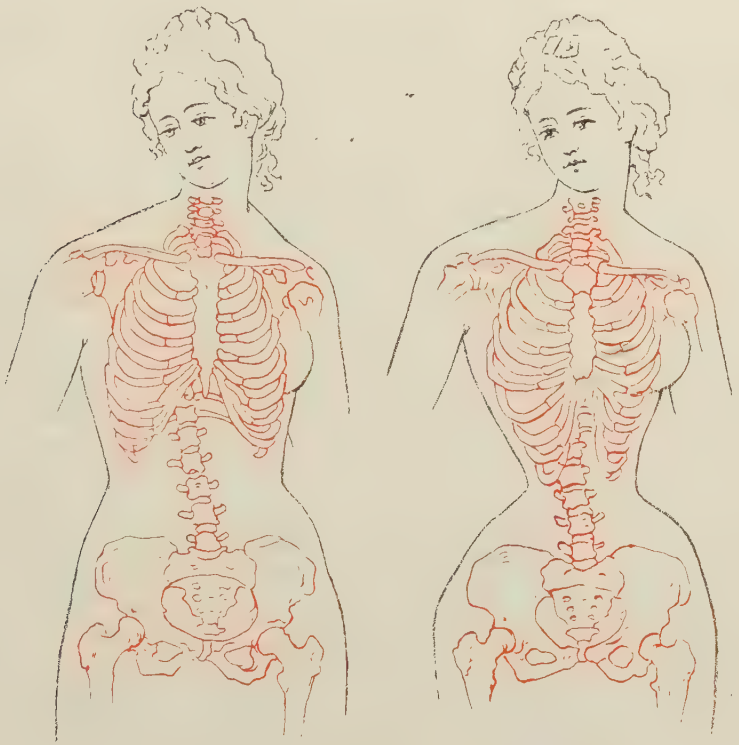


Fig. 248. Fig. 249.

Fig. 248. Normaler weiblicher Brustkorb nach Sömmering.
Fig. 249. Durch Schnüren verdorbener weiblicher Brustkorb nach Sömmering.

Einschnürungsstelle ringförmig mitten über die langen Bauch- und Rückenmuskeln verläuft und demnach gerade die kräftigsten Muskeln quer zusammendrückt und dadurch in ihrer Tätigkeit brach legt; am meisten zu leiden haben die langen Bauchmuskeln, die vom unteren Brustkorbrand rechts und links neben dem Nabel nach dem vorderen Beckenrand verlaufen.

Auch auf die Eingeweide wirkt das starke Schnüren verderb-

lich ein. Zunächst werden die Lungen in ihrer ganzen unteren Hälfte am Atmen verhindert, und wenn auch die obere Hälfte die Funktion grösstenteils übernimmt, so sind doch die zu gezwungener

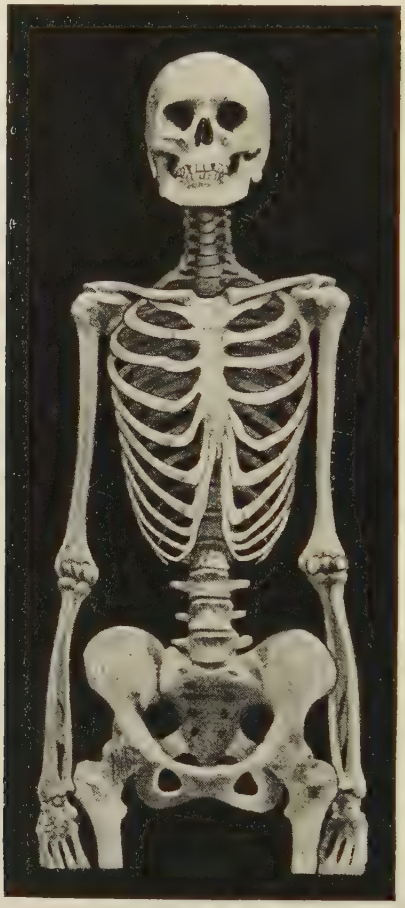


Fig. 250. Schnürbrust eines 20jährigen an Schwindsucht gestorbenen Mädchens nach Rüdinger.

Ruhe verurteilten Organteile ein reiches und viel weniger widerstandsfähiges Feld zur Ansiedlung von Krankheitskeimen geworden.

Demnächst wird die Leber verformt und nach unten gedrückt; mit ihr sinkt der Magen, die Nieren, der Darm in die Tiefe. Nach der Leiche einer einundzwanzigjährigen Selbstmörderin hat Steger

in Leipzig ein sehr schönes Gipsmodell (Fig. 253) angefertigt, das diese Verhältnisse deutlich zeigt. Die Leber ist entfernt, so dass man den Magen völlig übersehen kann; sein oberer Rand steht da, wo natürlicherweise der untere stehen sollte. Ist nun auch eine derartige Verlagerung der Baucheingeweide nicht direkt lebensgefährlich, so gibt sie doch Veranlassung zu schweren Verdauungsstörungen, Stuhlverstopfung, Gasbildung u. s. w.

Ausserdem endlich werden die grossen Blutgefässe, die das Blut der unteren Körperhälfte nach dem Herzen zurückbringen, einem starken Drucke ausgesetzt, und damit werden die drei wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers: Atmung, Verdauung und Blutumlauf in ihrer Tätigkeit schwer geschädigt. Die nächsten Folgen der dadurch hervorgebrachten fehlerhaften Körperernährung sind Blutarmut, Bleichsucht und unnatürlicher Fettansatz, im weiteren Verlauf kommen als Folgezustände eine ganze Reihe von Krankheiten dazu, die Meinert u. a. ausführlich behandelt haben. — Hier wollen wir uns darauf beschränken, das Sündenregister der durch starkes Schnüren verursachten Krankheiten mit ihren lateinischen Namen aufzuzählen: Anämie, Chlorose, Atelektase, Kardialgie, Gastralgie, Gastritis, Hepatitis, Gastroptose, Nephroptose, Enteroptose, Obstipation, Dysmenorrhoe, Amenorrhoe, Metritis, endlich Fettsucht, Neurasthenie, Hysterie, Schwindsucht u. s. w.

Es würde zu weit führen, alle diese Krankheiten in ihrem Zusammenhang mit dem Schnüren ausführlich zu besprechen; als für Damen besonders wichtig sei nur hervorgehoben, dass starkes Schnüren zwar zeitweise die Taille selbst schlanker macht, im allgemeinen aber einen starken, krankhaften Fettansatz an allen übrigen Körperteilen hervorruft und befördert.

Nun aber eine weitere Frage: Wird mit so viel Opfern an Gesundheit und Lebensfreude eine Verschönerung der äusseren Körperform wirklich erzielt? Die Antwort lautet: scheinbar ja, in Wirklichkeit nicht.

Der normale weibliche Rumpf (Fig. 254) verschmälert sich vom breiteren Schulterumfang nach der Taille zu, um von da in weichen Linien nach den Hüften zu wieder breiter zu werden. Die Schönheit der Taille hängt nicht ab von deren absolutem Umfang, son-

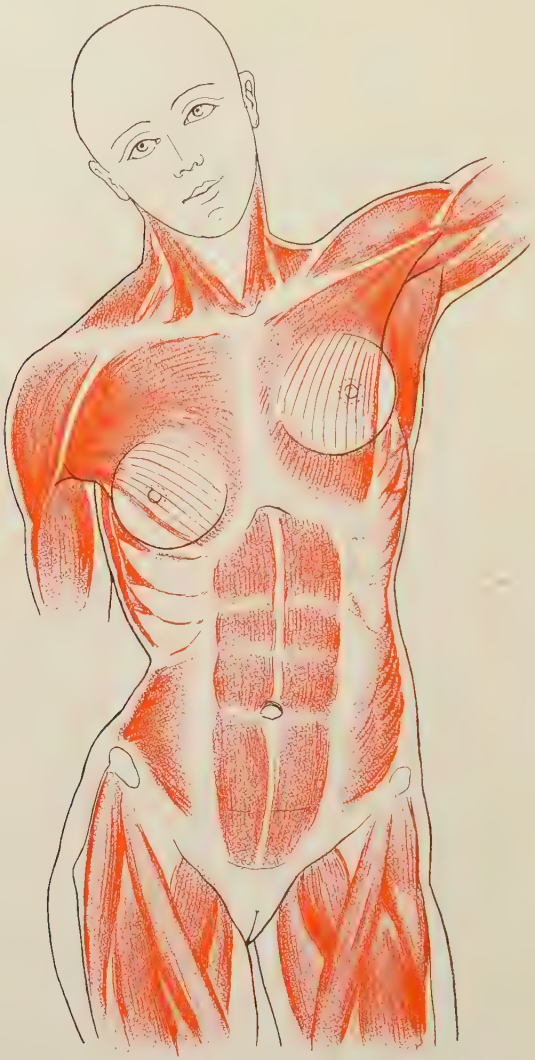


Fig. 251. Muskeln des weiblichen Rumpfes von vorn.

dern ausschliesslich vom Unterschied zwischen Taille, Hüften und Schultern.

Die Taille (18 bis 24 cm Durchmesser) muss 12 cm schmäler als die Hüften, und 16 cm schmäler als die Schultern in ihrer grössten Breite sein.

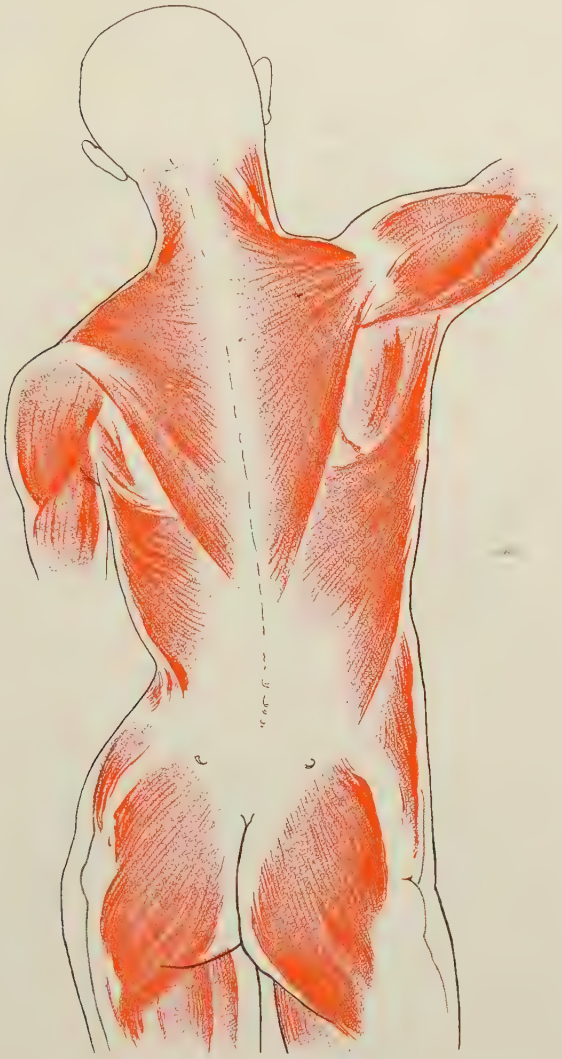


Fig. 252. Muskeln des weiblichen Rumpfes von hinten.

In der gewählten Stellung ist die rechte Hüfte gesenkt, so dass die Begrenzung rechts gestreckt beinahe gerade verläuft, während links der Unterschied zwischen Schultern, Taille und Hüften doppelt stark in der Beugung hervortritt. Zugleich aber ist bei dieser Stellung das Relief der Körperoberfläche gut zur Geltung ge-

bracht; die Muskeln der Brust und des Unterleibs sind deutlich durch die Haut hin sichtbar, die Brustdrüsen haften fest und hoch auf ihrer elastischen Unterlage.

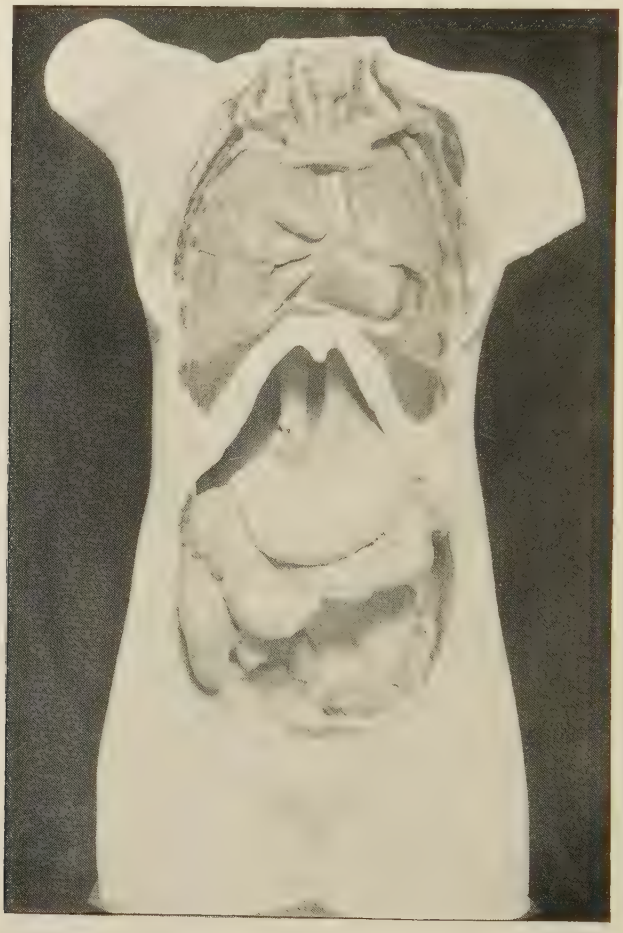


Fig. 253. Verlagerung der Baucheingeweide durch Schnüren. (Gipsmodell von Steger.)

Die ersten Folgen des Schnürens zeigt Fig. 255. An dem übrigens gesunden Körper mit gefälligen Formen zieht quer über den Nabel eine dunkle Furche hin, die in der Profillinie einer deutlich ausgesprochenen Einknickung entspricht. Der Unterleib ist

nach unten und vorn gepresst, und nimmt die Form an, die man „Spitzbauch“ nennt; der erste Stein auf dem Weg zum Grabe der Schönheit.

Eine weitergehende Entstellung des Körpers ist aus Fig. 256

Fig. 254. Normale Taille.

ersichtlich. Die Druckstelle über dem Nabel ist zu einer tiefen, braunverfärbten, blutrünstigen Furche geworden; an dem im unteren Umfang stark zusammengeschnürten Brustkorb sind die Brüste herabgesunken und zu Hängebrüsten geworden. Der Bauch unterhalb des Nabels ist heruntergedrückt und wird zum Hängebauch, der,

bei etwas stärkerem Fettansatz, in die hässliche, schwammige Form des Froschbauchs übergeht.

Je früher mit dem Schnüren ein Anfang gemacht wird, je zarter der Mädchenkörper ist, der in das Korsett hineingepresst

Fig. 255. Taille mit Schnürfurche. Spitzbauch.

wird, desto stärker und deutlicher tritt der nachteilige Einfluss des Schnürens zu Tage. Ich habe Mädchen von 15 Jahren mit Hängebrüsten und Froschbäuchen gesehen.

Wenn nun schon am jungfräulichen Körper die Folgen des Schnürens ihren verderblichen Einfluss auf die Schönheit der Formen

äussern, so genügt die erste Schwangerschaft, um sie völlig zu zerstören. Die weichen Teile werden dadurch ausgedehnt und sind wegen ihrer geringen Widerstandsfähigkeit und wegen des Schwundes der Elastizität von Haut und Muskeln nie mehr im stande, ihre

Fig. 256. Taille mit starker Schnürfurche. Hängebauch.

ursprüngliche Lage und Form wieder einzunehmen. Die Geburt selbst ist wegen der schlecht wirkenden Muskeln eine unendlich schwierige, und danach wird der Rumpf ein schlaffer Sack, dem nur noch das Korsett, der Urheber all dieses Uebels, den trügerischen Schein normaler Form eine Zeitlang bewahren kann. Ein derartig entstellter Körper ist für ein geübtes Auge auch durch die Kleider

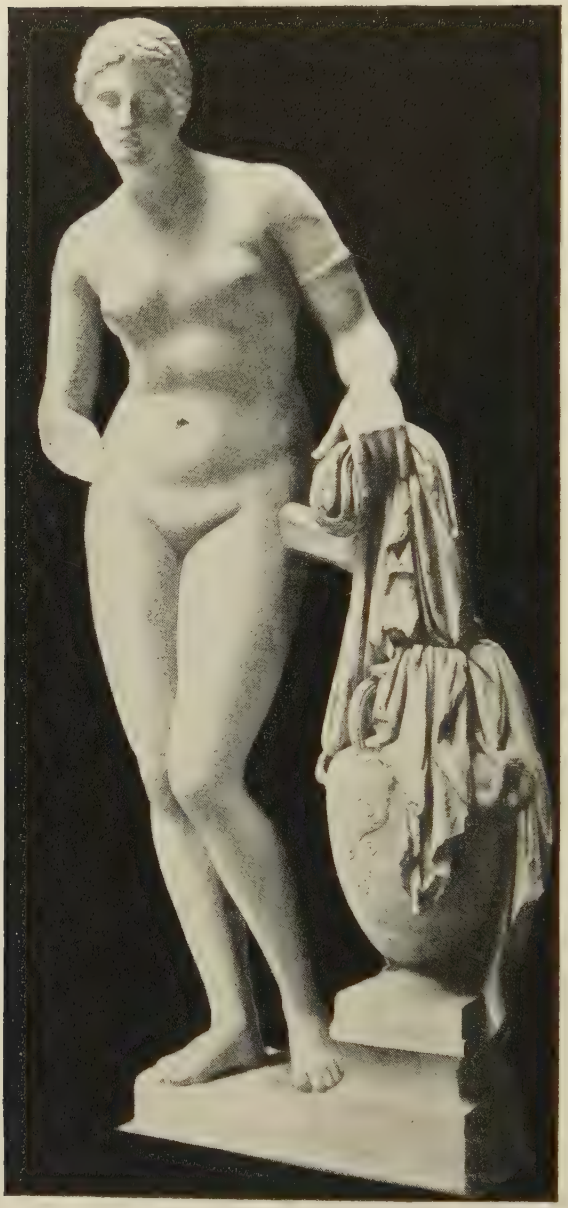


Fig. 257. Vatikanische Venus.

hin deutlich zu erkennen; die grosse Masse allerdings wird sich durch das künstliche Gebäude leichter täuschen lassen, desto grösser

Fig. 258. Tänzerin von Falguière.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

aber ist dann auch die Enttäuschung, wenn einmal „des Pudels Kern“ zum Vorschein kommt.

Ein klassisches Vorbild zur Vergleichung natürlicher und verschnürter Körperform bieten die vatikanische Venus (Fig. 257) und die Tänzerin von Falguière (Fig. 258).

Bei der Göttin sind an dem kräftigen und doch schlanken Rumpfe alle Muskeln mit ihrem feinen Spiel durch die zarte, elastische Haut hin zu sehen; die kleinen, prallen Brüste sind hoch angesetzt auf dem breitgewölbten Brustkorb, der Unterleib ist flach und gespannt.

Bei der Tänzerin ist der Brustkorb durch das Schnüren unten verengert und oben verflacht, die Brüste fangen trotz ihrer Jugendlichkeit bereits an, zu hängen, der Unterleib ist vorgewölbt und hängt schlaff zwischen den durch Fettanhäufung verdickten Hüften herunter.

Eine ähnliche Gegenüberstellung normaler und verschnürter Rumpfbildung am lebenden Körper zeigen die Fig. 46 und 47.

Ebenso wie die Bauchmuskeln sind auch die langen Rückenmuskeln in ihrer Entwickelung gehemmt, bleiben schwächlich und machen den Rücken flach und gebogen. Daraus erklärt sich auch, warum an das Korsett gewöhnte Frauen Rückenschmerzen bekommen, sobald sie die gewohnte Stütze entbehren.

Nach diesen Auseinandersetzungen lassen sich die Anforderungen, die an ein gutgemachtes Korsett gestellt werden müssen, nächst sorgfältiger Anfertigung auf Mass, leicht in Worte bringen:

1. Das Korsett darf nicht zu hoch sein, um die Atmung nicht zu beschränken.
2. Es darf nicht zu stark geschnürt sein, um die Eingeweide nicht zu verlagern.
3. Es muss auf der knöchernen Unterlage des Beckens seinen Stützpunkt haben, um die darüber liegenden weichen Teile nicht zu drücken.

Fig. 259 stellt ein 22jähriges Mädchen aus Scheveningen, das nie ein Korsett getragen hat, bekleidet dar, Fig. 260 dieselbe in nacktem Zustand. Der Körper bietet, mit Ausnahme der etwas zu vollen Brüste, völlig normale Formen; namentlich ist der Umriss des Rumpfes und der Uebergang zu den Hüften von seltener Reinheit. Noch deutlicher ist dies zu sehen in der Ansicht von hinten,

Fig. 259. Scheveninger Mädchen von 22 Jahren.

die zugleich ein Zeugnis ablegt von der vorzüglichen Entwickelung der Rückenmuskeln (Fig. 261).

Auf meinen Wunsch legte das Mädchen, das von Beruf Modell ist, ein Korsett ihrer Schwester an, die ungefähr dieselben Körper-

Fig. 260. Dieselbe entkleidet.

formen hat (Fig. 262) — sie selbst besass keines. Auf der danach gefertigten Aufnahme lassen sich alle Fehler des Korsetts deutlich erkennen. Zunächst ist es nicht auf Mass gemacht und passt sich der Figur nicht an. Es geht so hoch hinauf, dass der untere Teil des Brustkorbs sich nicht beim Atmen ausdehnen kann und drückt auch auf die Brüste. Trotz sehr mässiger Schnürung hat es aber bereits den Umriss eingedrückt, und die weichen Teile in einem leichten Wulst über den Beckenschaufeln vorgewölbt und herabgedrückt, um so mehr, als es nicht bis über diese hinabreicht. Ein gut gearbeitetes Korsett müsste unten mindestens eine Hand breit tiefer reichen und oben eine halbe Hand breit früher aufhören.

Wenn schon unmittelbar am unverdorbenen Körper eine fehlerhafte Wirkung des Korsetts so sehr hervortritt, dann kann man sich leicht denken, in welchem Grade sie bei regelmässigem Gebrauche gesteigert wird.

Um den Einfluss des Korsetts auf den weiblichen Körper objektiv beurteilen zu können, habe ich drei Serien von je fünfzig übrigens gesunden Frauen aus verschiedenen Ständen näher untersucht. Die Resultate waren die folgenden:

1. Serie. Fünfzig wohlgebaute Frauen mit sorgfältig nach dem Körpermass angefertigtem französischem Korsett: Keine einzige zeigte eine Druckstelle am Körper, ausser leichten Striemen von den Falten des Hemdes; weder Unterleib noch Brustkorb war missbildet; der Umfang der Taille war ohne Korsett der gleiche als mit demselben.

Fig. 261. Dieselbe in der Ansicht von hinten.

2. Serie. Fünfzig wohlgebaute Frauen mit schlecht sitzendem, nicht nach Mass angefertigtem Korsett: Sämtliche hatten Striemen, die auch eine Viertelstunde nach Ablegen des Korsetts noch sichtbar blieben und zum Teil braun verfärbt waren. Bei allen war der Umfang der Taille ohne Korsett mindestens 1 Centimeter grösser, als mit Korsett, bei fünfzehn sogar 7 Centimeter

Fig. 262. Dieselbe mit einem fehlerhaften Korsett.

grösser. Dreissig hatten keine deutlichen Veränderungen des Rumpfes, die auf die unzweckmässige Bekleidung zurückgeführt werden konnten, bei zwanzig bestand sanduhrförmige Einschnürung der Körpermitte, Verengerung der unteren Brustapertur, braun-

rote Druckstellen und Hängebauch in grösserem oder geringerem Masse.

3. Serie. Fünfzig wohlgebaute Frauen aus den niederen Ständen, die nur ausnahmsweise ein Korsett trugen:

Alle fünfzig hatten Druckfurchen von den Rockbändern, nur fünf hatten abgesehen davon einen normalen Rumpf, die übrigen fünfundvierzig zeigten zum Teil sehr tief greifende Einschnürung in der Taille, Hängebauch, krummen Rücken und Missbildung des Brustkorbs.

Daraus geht hervor, dass bei der heutigen, entschieden viel zu schweren Kleidertracht durch ein gut sitzendes Korsett der schädliche Einfluss auf die Körperform ganz, durch ein schlecht sitzendes nur teilweise aufgehoben wird, dass aber die Kleider in ihrer jetzigen Form ohne Korsett getragen noch viel schädlicher sind.

Noch einmal sei hier betont, dass ich nur vor dem Missbrauch des Korsetts warne, dieses selbst aber für unentbehrlich halte, solange die Kleidung im ganzen nicht so leicht geworden ist, dass sie dieser Stütze entraten kann.

Ausser den schon erwähnten Vorzügen eines gut sitzenden Korsetts hat Hans W. Singer [1]) noch auf einen weiteren aufmerksam gemacht. Die über das Korsett gezogene Kleidertaille behält viel länger ihre ursprüngliche Form und Frische, während ein ohne Korsett getragenes Kleid sehr bald Falten bekommt und abgetragen aussieht. Aus diesem Grunde wird schon aus Sparsamkeitsrücksichten das Korsett von vielen Frauen geschätzt.

Nächst der Taille sind es die Waden, deren Form durch den Druck zu stark gespannter Strumpfbänder verdorben wird.

Fig. 263, die Rückansicht einer jungen Holländerin, zeigt diesen Fehler deutlich ausgeprägt. Entsprechende Darstellungen haben uns aus früherer Zeit Rembrandt, Rubens u. a. erhalten. Abgesehen von der Entstellung hat der Druck unterhalb des Knies einen nachteiligen Einfluss auf den Blutumlauf im Unterschenkel und verursacht Blutstauung, Krampfadern und Unterschenkelgeschwüre. In den besseren Ständen findet sich heutzutage diese Befestigung der

[1]) Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung. 3. März 1902.

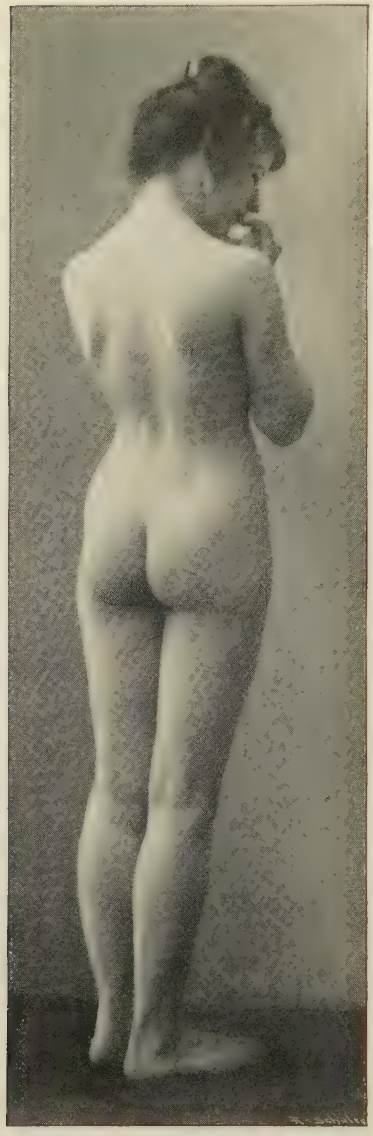


Fig. 263.
23jähriges Mädchen mit Schnürfurchen der Strumpfbänder unterhalb der Kniee.

Strumpfbänder nur ausnahmsweise; meist werden sie über dem Knie oder am Gürtel befestigt.

Ein weiterer Körperteil, der viel unter unzweckmässiger Bekleidung zu leiden hat, ist der Fuss. Ein kleiner Fuss gilt als schön und wer ihn nicht hat, sucht ihn durch enge Schuhe vorzutäuschen.

Wir haben oben bereits gesehen, dass durch den Absatz die Haltung des Körpers sehr stark beeinflusst wird, jedoch blieb die Frage bisher unerörtert, ob es gut ist oder nicht, hohe Absätze zu tragen. Die Ansichten darüber sind geteilt. Nach meiner Meinung ist auch hier, wie beim Korsett, ein zu viel zu vermeiden, ein nicht zu hoher und nicht zu schmaler Absatz jedoch zweckmässig und anempfehlenswert. Durch den Absatz wird die Ferse vom Boden gehoben und damit die Bewegung des Gehens erleichtert, die Muskelkraft gespart, ohne dass der Körper dadurch irgendwie benachteiligt wird, der Absatz erhöht vielmehr die Leistungsfähigkeit des Körpers in der Bewegung. Darum kann man Absätze besonders für die Strasse anempfehlen, wo mehr Bewegung gemacht wird, und fürs Haus, für die Ruhe, absatzlose Schuhe oder Sandalen.

Ist aber der Absatz zu hoch, dann verkümmern die der vorderen Spitze des Schuhes angedrückten Zehen, werden wund

und bekommen Hühneraugen. Ist der Absatz zu schmal, dann leidet darunter die Sicherheit des Gehens und Stehens.

Die Folgen zu enger Schuhe sind mehr lästig als gefährlich; Hühneraugen, verkrümmte Zehen, wunde Stellen sind die bekanntesten unter den kleinen, der Uebertreibung in der Mode entspringenden Qualen.

Dies sind in der Hauptsache die schädlichen Einflüsse des Missbrauchs der modernen Kleidung auf den weiblichen Körper.

Bisher haben wir jedoch nur von dem gesunden, normalen Körper gesprochen. Wie viel Frauen aber haben einen normalen Körper und wie viele erhalten ihren Körper normal?

Denken wir uns, dass von 150 im Jahre 1870 geborenen Mädchen 100 am Leben geblieben sind. Nach 10 Jahren haben, wie die Statistik uns lehrt, **35** englische Krankheit gehabt und **15** sind skrofulös oder haben Anlage zur Schwindsucht.

Nach weiteren 10 Jahren haben **20** von den 50 noch übrigen Mädchen infolge ihres Strebens, stets schlank und blass zu bleiben, durch starkes Schnüren, durch Essigtrinken u. s. w. ihren Körper völlig verdorben.

Wieder 5 Jahre später werden von den 30 letzten mindestens **25** durch zu langes Tragen des Korsetts bei fortschreitender Schwangerschaft, durch die namentlich in Deutschland und Frankreich herrschende Sitte der nicht genug spannenden Bekleidung im Wochenbett, durch zu frühes Aufstehen nach der Niederkunft ebenfalls die normale Leibesform eingebüsst haben.

Wir haben also unter 100 jetzt lebenden Frauen:

Verunstaltet durch englische Krankheit	35
„ „ Skrofulose etc.	15
„ „ starkes Schnüren etc.	20
„ „ durch unzweckmässige Behandlung bei Geburt und Wochenbett	25
Gesamtsumme der Verunstalteten	95
Völlig normale Frauen	5
Total	100

Von den 100 sind demnach nach 25 Jahren nur noch **5** übrig geblieben, die völlig gesund und schön sind.

Diese 5 können ihre blossen Füsse sehen lassen, können ungestraft das Korsett weglassen, sie können sich kleiden wie sie wollen, sie werden immer schön bleiben.

Aber die 95 anderen sind in erdrückender Majorität, sie geben den Ton an und sie dulden keine Mode, die nicht auch den meisten von ihnen ermöglicht, wenigstens schön zu scheinen, Vorzüge zu heucheln, die sie nicht besitzen und so den Schein der Schönheit zu retten.

Deshalb hat die Mode viel weniger den Zweck, einem schönen Frauenkörper zu seinem Recht zu verhelfen — der hat keine Kleidung nötig —, als vielmehr, Fehler zu bedecken, um dadurch einer grösstmöglichen Anzahl weniger gut gebauter Körper zu ermöglichen, einen gefälligen Eindruck zu machen.

Die Schlussfolgerungen aus diesem, sowie den vorhergehenden Abschnitten zu ziehen, soll im folgenden versucht werden.

XII.

Verbesserung der Frauenkleidung.

Wir leben inmitten einer kulturgeschichtlichen Umwälzung, die einen tiefgreifenden Einfluss auf die weitere Entwicklung des menschlichen Geschlechts auszuüben berufen ist.

In den letzten Jahrzehnten haben Wissenschaft und Industrie den Schwerpunkt im Kampf ums Dasein in völlig neue Bahnen gelenkt. Bisher herrschte, wer die kräftigsten Muskeln besass. Die Körperkraft half zu Ehren, Reichtum und Ansehen, und die Nachkommen dieser kräftigen Geschlechter in der Form von Adelsfamilien und altpatrizischen Sippen erfreuen sich auch heutzutage noch demgemäss einer gewissen Achtung.

Mehr und mehr haben sich die Lebensbedingungen geändert. Statt der Körperkraft werden jetzt Maschinen in Bewegung gesetzt; die Pferde sind durch Eisenbahnen und Motorwagen überflügelt, statt der Eilboten haben wir den Telegraphen und das Telephon, und während die Anforderungen, die an die menschlichen Muskeln gestellt wurden, in fortwährendem Sinken begriffen sind, steigen die Ansprüche an die Nerven mit rasender Geschwindigkeit.

Ein Mensch der Gegenwart hat in einem Tage mehr neue Eindrücke zu verarbeiten, als einer unserer Vorfahren vielleicht in vielen Monaten. Früher war man froh, wenn einmal in der Woche die Diligence ohne Zwischenfall den Ort ihrer Bestimmung erreichte; eine Reise von Berlin nach Potsdam war ein Ereignis, das Wochen voraus seine Schatten warf; heute legt man die Zeitung unmutig beiseite, wenn sie nicht über eine grosse Schlacht, einige Morde und Verbrechen zu berichten weiss; man packt Abends seinen kleinen

Handkoffer, legt sich in Berlin schlafen, um anderen Tages in Wien zu erwachen, als ob das etwas ganz Gewöhnliches wäre.

Die Zeit, in der die Geschlechter mit eisernen Muskeln herrschten, ist mit ihnen unwiderruflich dem Untergang geweiht, an ihrer Stelle erheben sich als Herrscher der Zukunft die Geschlechter mit stählernen Nerven.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, in der Nervenüberreizung, Nerven- und Geisteskrankheiten, die Zeichen der bestehenden Gärung, in erschreckender Weise zunehmen. Die unbrauchbaren Teile, dem Streit ums Dasein in seiner neuen Form nicht gewachsen, werden müde und gebrochen beiseite geschoben, nach ewig unabänderlichem Naturgesetze, und neue, kräftige Elemente nehmen die leere Stelle ein.

Während bisher die Frau dem an Muskelkraft ihr weit überlegenen Manne stets nachstehen musste, hat sie jetzt, in diesem Zeitalter sozialer Umwälzung, eine Stellung im öffentlichen Leben neben dem Manne eingenommen, denn in der Nervenkraft kann sie es vielen Männern gleichtun, manche sogar übertreffen.

Ob dieses Hervortreten der Frauen an die Oeffentlichkeit in grösserer Zahl eine vorübergehende oder eine bleibende Erscheinung ist, wird die Zukunft lehren. Meiner Ansicht nach dürfte auch hier wieder, wenn erst einmal der zukünftige Nervenmensch sich völlig entwickelt hat, der Mann dank seiner grösseren Fähigkeit zur individuellen Durchbildung den ersten Platz im Kampf ums Dasein behalten.

Einstweilen aber haben wir diesen Unterabschnitt der modernen gesellschaftlichen Kulturumwälzung, die Frauenbewegung, als soziales Moment zu berücksichtigen, und dazu, als besonders wichtig für unser Thema, die Folgen zu besprechen, die die moderne Frauenbewegung auf die Form der weiblichen Kleidung gehabt hat.

Wir können die Veränderungen, die an der weiblichen Kleidung in den letzten Jahrzehnten vorgenommen wurden, auf zwei verschiedene Einflüsse zurückführen, einen natürlichen, unbewussten, unwillkürlichen und einen künstlichen, bewussten und willkürlichen.

Der wichtigste Einfluss, der unbewusste, unwillkürliche ist die natürliche, notgedrungene Veränderung der weiblichen Lebensweise, auf welche oben bereits aufmerksam gemacht wurde.

Wie in der naturgemässen Kleidung, der Volkstracht, so hat auch in der Mode die Beschäftigung der Frau mit körperlichen Uebungen eine Frucht gezeitigt, die dafür mehr geeignet war. Neben Strassen-, Gesellschafts- und Haustoiletten haben sich für das Reiten und das Bergsteigen, das Turnen, das Schwimmen, das Baden, namentlich in Seebädern, und in reichstem Masse für das Radfahren besondere, durch die öffentliche Meinung anerkannte Kostüme entwickelt, die oft in sehr erheblichem Masse von althergebrachten Gebräuchen abweichen.

Die grösste Revolution in der Kleidung haben entschieden diejenigen unter den Radfahrerinnen zu stande gebracht, die statt des Rockes die Hose anzogen.

Sehr charakteristisch ist der Ausruf des kleinen Mädchens aus den Fliegenden Blättern beim Anblick seiner Tante im Radkostüm: „Mama, die Tante hat ja Beine."

Es ist keine Schande mehr, wenn eine Dame öffentlich die Form ihrer Beine zur Schau trägt. Wer hätte das vor 20, ja vor 10 Jahren für möglich gehalten? Das Fahrrad hat Wunder getan, aber nicht nur in dieser Beziehung. Auch die Strassenkleider sind fussfreier, das Korsett ist bei allen sportübenden Mädchen und Frauen kleiner und leichter, zum Teil selbst völlig abgelegt worden, die Zahl und das Gewicht der Unterkleider sind bedeutend vermindert; die Bekleidung der Füsse ist leichter und zweckmässiger geworden.

Wir können den Wert dieses gesunden Strebens nach körperlicher Bewegung, nach leichterer zweckmässiger Bekleidung, für die Erhaltung der Lebensfähigkeit des Menschengeschlechts nicht hoch genug anschlagen. Es ist ein natürliches Gegengewicht gegen die stets höher werdenden Ansprüche an die geistige menschliche Leistungsfähigkeit. Wo der Geist so voranschreitet, will der Körper auch sein Recht haben. Dieses im Geist der Zeit liegende, durch den Selbsterhaltungstrieb gebotene Wiedererwachen des Interesses am menschlichen Körper finden wir ebenfalls beim männlichen Geschlecht, das in noch weit höherem Masse dem Sport huldigt, und in noch ausgedehnterem Masse die Kleidung ablegt, oder auf das Notwendigste zurückbringt. Wir sehen es auch an dem grösseren Interesse, das der Darstellung des Nackten in der Kunst entgegen-

gebracht wird, an dem Geschmack der grossen Masse bei öffentlichen Schaustellungen: an die Stelle der steifen, weitabstehenden Ballettröckchen sind die enganliegenden, die Form des Körpers scharf zeichnenden Kostüme getreten, an die Stelle der Zauberer und Taschenspieler die plastischen Gruppen und lebenden Bilder.

Allerdings meint auch hier wieder an vielen Plätzen eine hochwohllöbliche Polizei im Interesse der Sittlichkeit ihre väterliche Macht ausüben zu müssen, und leider sind die meisten ihrer Vertreter, bis in den Reichstag hinauf, weder künstlerisch noch wissenschaftlich genug entwickelt, um Nacktheit und Unsittlichkeit unterscheiden zu können; aber ich glaube, dass das Gesunde in der herrschenden Richtung sich trotz alledem Bahn brechen wird, dass die Zeit den Weizen von der Spreu scheiden wird, und so Gott will, blüht auch uns einmal solch ein goldenes Zeitalter von Schönheit und Kunst, wie es den alten Griechen einstmals beschieden war.

Neben dem Gefühl für das Schöne bricht sich aber in letzter Zeit auch das Interesse an den Erfolgen der Wissenschaft in immer weiteren Kreisen Bahn, und wie in allen anderen Fragen des menschlichen Daseins, so spielt auch in der Kleiderfrage die Hygiene eine stets grössere Rolle.

Gegenüber dieser im stillen sich vollziehenden, allmählichen Umwandlung alter Sitten steht die bewusste, in Vereinen, Sitzungen, Zeitungen und Flugschriften sich kundgebende Bewegung der Reformkleidung des weiblichen Geschlechts.

Bereits im Jahre 1851 erfand Amelia Bloomer ein aus kurzem Rock und weiter Hose bestehendes Reformkostüm, das, von Mitmenschen und Witzblättern dem öffentlichen Spotte preisgegeben, nach wenigen Jahren das Zeitliche gesegnet hat. Im Jahre 1874 wurde in Boston eine Frauenvereinigung für Reformkleidung errichtet und nach wenigen Monaten wieder aufgelöst.

Derartige Beispiele lassen sich in grosser Anzahl anführen; keine einzige Vereinigung jedoch ist bekannt, die mehr als einige kurze Jahre bestanden hat.

Dieser geringe Erfolg bei scheinbar so viel gutem Willen ist leicht zu erklären. Zunächst ist der gute Wille allein nicht genügend, es gehört auch einige Sachkenntnis dazu.

Als Beispiel, wie leichtfertig bisweilen eine „Verbesserung“ der Frauenkleidung anempfohlen wird, diene das beifolgende Reklame-

Fig. 264.

Fig. 265.

Fig. 264. Reformkleidung aus Figaro illustré 1891.
Fig. 265. Körperumrisse von Fig. 264.

bild (Fig. 264), das in der Weihnachtsnummer des Figaro illustré im Jahre 1891 eine „Révolution dans la toilette“ ankündigte und auch von anderen Reformfirmen, in Holland und anderswo, adoptiert wurde.

Im begleitenden Text wird hervorgehoben, dass bei diesem Kostüm der Druck der Kleider zum Teil auf die Schultern übertragen wird, dass die schnürenden Bänder durch Knöpfe ersetzt sind, und in der Tat erscheint das Bild auf den ersten Blick recht ermutigend. Wenn wir aber den Körperumriss eintragen (Fig. 265), dann haben wir eine Missgestalt vor uns, die die kühnsten Träume des Rokoko noch bei weitem hinter sich lässt und den alten Sömmering in seinem Grabe zum Perpetuum mobile machen könnte.

Hier wird nicht nur die Taille im höchsten Masse zusammengepresst, sondern ausserdem durch die Schulterbänder auch der obere Teil der Lungen in seiner Tätigkeit gehemmt, ein grosser Fehler, den übrigens so manche andere, selbst von Aerzten empfohlene Reformkorsetten teilen.

Abgesehen von der mangelnden Sachkenntnis ist aber das Scheitern des Erfolgs einem allgemeinen Charakterzug zuzuschreiben, der die Frauen, welche in grösseren Massen an die Oeffentlichkeit treten, kennzeichnet. „Sie werden zu Hyänen," sagt Schiller. Alles ist in ihren Augen schwarz oder weiss, gut oder schlecht, ein Mittelding gibt es nicht. Statt die Vorzüge des Korsetts, seine Notwendigkeit für zahlreiche schlecht gebaute Frauen anzuerkennen und seine Fehler zu verbessern, wird kurzer Prozess gemacht, und die Losung: „Weg mit dem Korsett" auf die Fahne geschrieben.

Ausserdem aber geht dieser offizielle Radikalismus gepaart mit einer unergründlichen, nicht offiziellen Inkonsequenz.

Das Korsett wird im Hauptartikel verdammt, verhöhnt, mit Füssen getreten, weggeworfen — und im Reklameteil werden statt dessen die Gesundheitskorsetts, Reformkorsetts, Reformleibchen, Brustgürtel mit verlockenden Namen wie Hygiea, Liebling, Freiheit, Es ist erreicht, Heureka u. s. w. wärmstens empfohlen, und wenn man sie bei Licht betrachtet, sind sie genau dasselbe geblieben, und nur ein wenig hässlicher geworden. „Le roi est mort, vive le roi!"

Die Folge dieses radikalen Vorgehens ist, dass die besten Stützen einer Reformkleidung, die wirklich schönen Frauen, die den ganzen Zauber nicht nötig haben, sich zurückziehen, weil sie sich nicht kompromittieren wollen, und die hässlichen beschämt von dannen schleichen, weil sie nicht überzeugt genug von der guten

Sache sind, um ihr mit dem Korsett den letzten Schein von Schönheit zum Opfer bringen zu wollen. Und der Mittelschlag, der

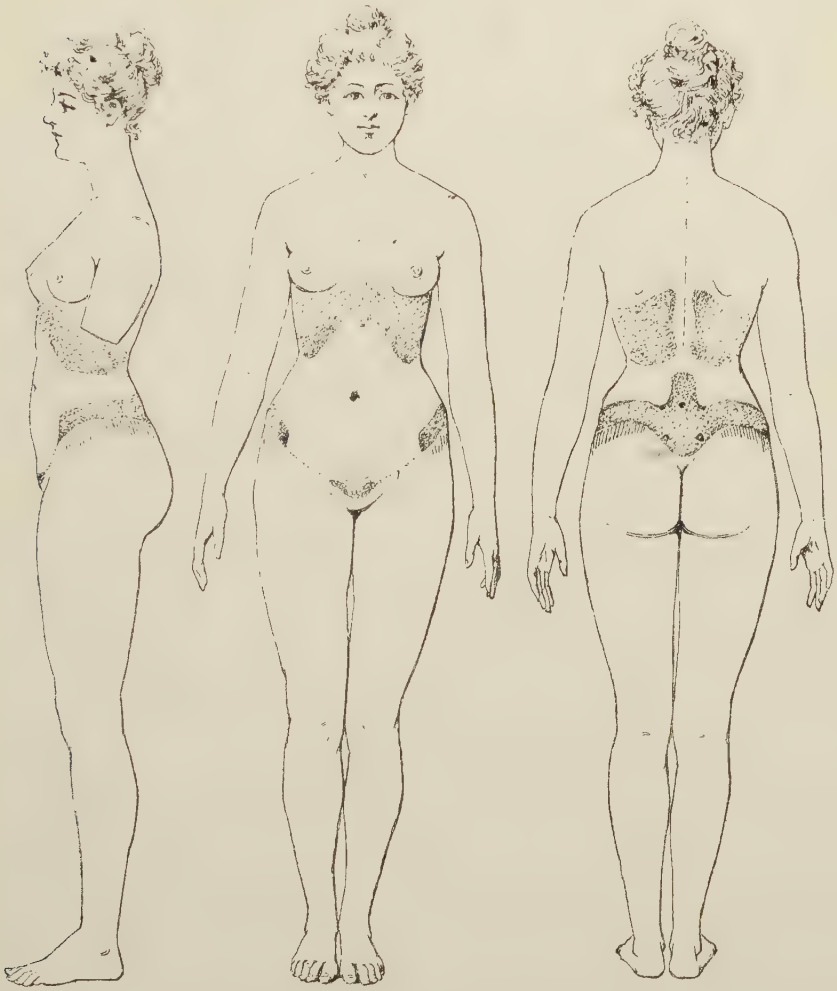


Fig. 266 a, b, c. Die natürlichen knöchernen Stützpunkte für das Korsett.

übrig bleibt, fristet ein künstliches Bestehen, bis der Mangel an Erfolg Ermüdung und damit das Aufhören der idealen Bestrebungen herbeiführt.

Im Grunde genommen ist die heutige Reformkleidung nichts

anderes als eine Wiederaufnahme des vor hundert Jahren modern gewesenen Empirekostüms.

Als Hauskleid, Peignoir und Morgentracht hatte diese Kleiderform schon lange Bürgerrecht erworben. Neu ist nur, dass es jetzt auch aus groben und schweren Stoffen hergestellt und auch auf der Strasse getragen wird.

Was für das Empirekleid galt, wird auch für das Reformkleid gelten. Es wird sich aus praktischen und ästhetischen Gründen ausser dem Hause nicht halten können. Ausser den oben (S. 336) angeführten Gründen haftet dieser Tracht ein künstlerischer Fehler an, auf den Bildhauer Karl Maria Schwerdtner in einem fesselnden Vortrag in Wien zuerst aufmerksam gemacht hat. Beim Gehen pendelt das Bein aus der Hüfte, während das Reformkleid von der Schulter aus pendelt, so dass diese ungleich langen Pendelbewegungen den Gang erschweren und die Kleiderfalten unschön brechen. Daraus ergibt sich, dass dies Kostüm für die rasche Bewegung ausser dem Hause ebenso unzweckmässig wie hässlich ist.

Einer schärferen Kritik hält kaum eines der vielfachen, mit grossen Worten angepriesenen sogenannten Reformkostüme Stand, auf die näher hier einzugehen ich gerne verzichte.

Alle diese Reformbestrebungen lassen sich vergleichen mit dem Versuch, ein baufälliges Haus neu zu tapezieren und anzustreichen, statt erst die Fundamente gehörig auszubessern. Das Haus *scheint* neu und bleibt doch ebenso baufällig wie vorher: ein leichter Windstoss — und es stürzt zusammen.

„Also sollen wir," wird mir die überzeugungstreue Reformlerin zurufen, „unsere Hände in den Schoss legen und ruhig das mordende, menschentehrende Folterwerkzeug weiter tragen?"

Meine Antwort, gnädige Frau, ist ja und nein. Ja, denn solange Sie noch Reformleibchen anbefehlen, beweisen Sie, dass Sie ein derartiges Kleidungsstück nicht entbehren können.

Ja, denn ein von künstlerischen Händen — es gibt auch in dieser Branche Künstlerinnen — in Paris genau nach dem Körper gebildetes Korsett ist immer noch hundertmal besser, gesunder und kleidsamer, als alle die zahlreichen, der spekulativen Phantasie unästhetischer Seelen entsprossenen Reformgedanken.

Ja, denn die meisten Frauen wollen lieber krank als hässlich sein.

Nein, denn wie alles in der Welt ist auch das heutige Korsett nicht vollkommen, und darum kann es verbessert werden. Nein, denn, wie oben nachgewiesen wurde, sind von 100 jetzt lebenden Frauen 5, sage fünf, die ein Korsett nicht nötig haben, und es liegt nur an Ihnen und Ihresgleichen, gnädige Frau, um die Zahl derselben zu vermehren.

Unter den zahllosen Modellen von Korsetten aller Art, die ich sah und die mir zugeschickt wurden, zeichnen sich die sogenannten Gesundheits- oder Reformkorsetten meist neben ihrer Unzweckmässigkeit durch grosse Plumpheit aus; sehr viele darunter sind ausserdem noch schlechter, als die jetzt üblichen, weil sie einen Teil der Kleiderlast auf die Schultern übertragen wollen. Damit kommt man aus dem Regen in die Traufe und verdirbt Unterleib und Oberleib zusammen.

Von den jetzt bestehenden Korsetten entspricht das französische „Corset ceinture“ (Fig. 230) bei leichter Kleidung und normalem Körper allen Anforderungen.

Von den sogenannten Verbesserungen ist nur eine Form hervorzuheben, die wirklich dem Anspruch der Verbesserung für korsettbedürftige Frauen genügt. Dies ist das Korsett von Frau Dr. Gaches-Sarraute, das von der Erfinderin in einem sehr elegant geschriebenen Buche bekannt gemacht wurde [1]).

Frau und Arzt zugleich, ist Frau Gaches-Sarraute mehr als irgendwer berechtigt, als Sachverständige in dieser Frage aufzutreten.

Bei der Konstruktion ihres Korsetts ging sie von der allein richtigen Auffassung aus, dass die knöcherne Unterlage des Skeletts auch die von der Natur aus bestimmte Stütze für die Kleidung sein müsse.

In Fig. 266 a, b, c sind die dicht unterhalb der Haut liegenden festen Teile des Beckengürtels mit punktierten Flächen bezeichnet, und ebenso der untere Teil des Brustkorbs; die gestreiften Teile unterhalb des Beckengürtels bezeichnen die Region, innerhalb welcher

---

[1]) Mme Gaches-Sarraute, Docteur en Médecine: Le Corset, étude physiologique et pratique. Paris, 1900, Masson.

am Gürtel eine Last angebracht werden kann, ohne auf die weichen Teile der Bauchhöhle zu drücken. — Frau Gaches-Sarraute war so

Fig. 267. Fig. 268.

Fig. 267. Normaler weiblicher Körper nach Dr. Gaches-Sarraute.
Fig. 268. Dasselbe Mädchen mit Korsett Gaches-Sarraute.

freundlich, mir die Reproduktion zweier Abbildungen aus ihrem Buche zu gestatten (Fig. 267, 268), welche besser als viele Worte die Bedeutung ihres Korsetts illustrieren. Wo eine Stütze für die

sinkende Büste nötig ist, wird dieselbe in Form eines Leibchens unabhängig vom Korsett angebracht.

Das Korsett Gaches-Sarraute gestattet vor allem fehlerhaft gebauten und kranken Frauen, dem Körper eine bessere Form zu geben und hat ausserdem orthopädische Zwecke, die jeder Arzt sich zu nutze machen kann.

Wissbegierige Leserinnen verweise ich auf das Original.

Mit voller Anerkennung aller dieser und ähnlicher ernsten Bestrebungen, die jetzige Frauenkleidung zu verbessern, müssen wir aber hervorheben, dass die Kleidung selbst nicht die Hauptsache ist, die verbessert werden muss. Der Schwerpunkt liegt tiefer.

Wie uns das Vorbild aus der klassischen Griechenzeit gelehrt hat, wird die Kleidung von selbst besser, leichter und schöner, sobald der Körper gesunder und schöner wird, und zu diesem Zwecke ist Körperpflege und Körperübung die Hauptsache.

Wenn wir zu der oben aufgestellten Uebersicht der Schädlichkeiten, die die weibliche Schönheit bedrohen, zurückkehren, so finden wir zunächst 25 Frauen, die ihre Schönheit durch unzweckmässige Behandlung bei Geburt und Wochenbett eingebüsst haben.

Derartige 25 können zunächst gerettet werden. Man lege das Korsett in der ersten Hälfte der Schwangerschaft ab, ersetze es durch eine den Unterleib stützende und hebende Leibbinde, und trage weite, leichte, lose Kleider. Nach der Geburt binde man den Leib so fest wie möglich ein. Am geeignetsten dazu ist die indische „Gurita“ (Fig. 269), ein doppelter Leinwandlappen, von dem die inneren Blätter fest angezogen, und die äusseren, gespaltenen, darüber so fest wie möglich zugeknüpft werden. Noch grösseren Halt gewährt die Gurita, wenn man sie bis zum oberen Drittel des Oberschenkels (Fig. 269, a) verlängert. Man bleibe mindestens 10 Tage im Bette und trage die feste Binde mindestens 4 Wochen, vom Tage der Geburt an gerechnet. Da die Scheu vor dem festen Binden namentlich in Deutschland und Frankreich, in geringerem Masse auch in Niederland einheimisch ist und auch von manchen Aerzten noch verteidigt wird, so kann man erwarten, dass eine Verbesserung der Auffassung gerade in diesen Ländern so manche Frau, die noch Mutter werden soll, zu retten im stande ist.

Von 100 im Jahre 1880 geborenen Mädchen könnten demnach 30 (die 5 normalen mitgerechnet) einen normalen, nicht korsettbedürftigen Körper behalten.

Des weiteren haben wir 20 Mädchen, die im 20. Jahr ihren Körper durch starkes Schnüren, Essigtrinken u. s. w. verdorben haben.

Die in 1880 Geborenen sind bereits verloren; aber die in 1890 Geborenen können wir noch retten. Wir lassen sie, da sie noch minorenn sind, keine Korsetten tragen, enthalten ihnen den Essig und andere Dinge und beschäftigen sie mit körperlichen Uebungen, in leichten, lose sitzenden Kleidern, und wenn wir das tun, dann haben wir in 10 Jahren statt 30 schon 50 nichtkorsettbedürftige Körper.

Die 50 anderen aber werden das Korsett auch dann noch nötig haben, es sei denn, dass es der allgemeinen besseren Hygiene gelingt, auch der Schwindsucht, der englischen Krankheit und ähnlichen Zuständen eine grössere Anzahl Opfer zu entziehen.

Mit besserer Hygiene in der Lebensweise kann aber auch jetzt schon sehr viel getan werden, und dadurch wenigstens mittelbar eine Verbesserung der Kleidung erzielt werden.

Zunächst ist der Gebrauch von Seife und Wasser auch in besseren Kreisen noch lange nicht so verbreitet, als wünschenswert ist. Die meisten begnügen sich mit einem sogenannten Reinigungsbad in der Woche. Das ist lange nicht genug. Wer sich erst einmal an das tägliche kalte Bad, das im Winter durch die kalte Dusche ersetzt werden kann, gewöhnt hat, der begreift nicht, dass es Menschen gibt, die diesen Genuss entbehren können. Die Blutzirkulation wird erhöht, die Haut erhält einen schöneren Teint (kaltes Wasser war bekanntlich das Schönheitsmittel der Ninon de Lenclos), der Körper wird abgehärtet gegen Kälte und Erkältung, man fühlt sich frischer und kräftiger.

Ein zweites Erfordernis ist regelmässige Bewegung in frischer Luft; wen sein Beruf verhindert, dies selbst zu tun, der sollte wenigstens seinen Kindern diese Gelegenheit, wo nötig, aufdringen, um den Lungen die erforderliche Nahrung zu geben. Lawn-Tennis, Turnen, Schwimmen, Reiten und vor allen das Fahrrad geben Gelegenheit genug zu reichlicher und abwechselnder Körperübung.

Aber diese Uebungen würden ihren Zweck verfehlen, wenn sie bis zur Uebermüdung fortgesetzt würden, und da ist es wieder eine an

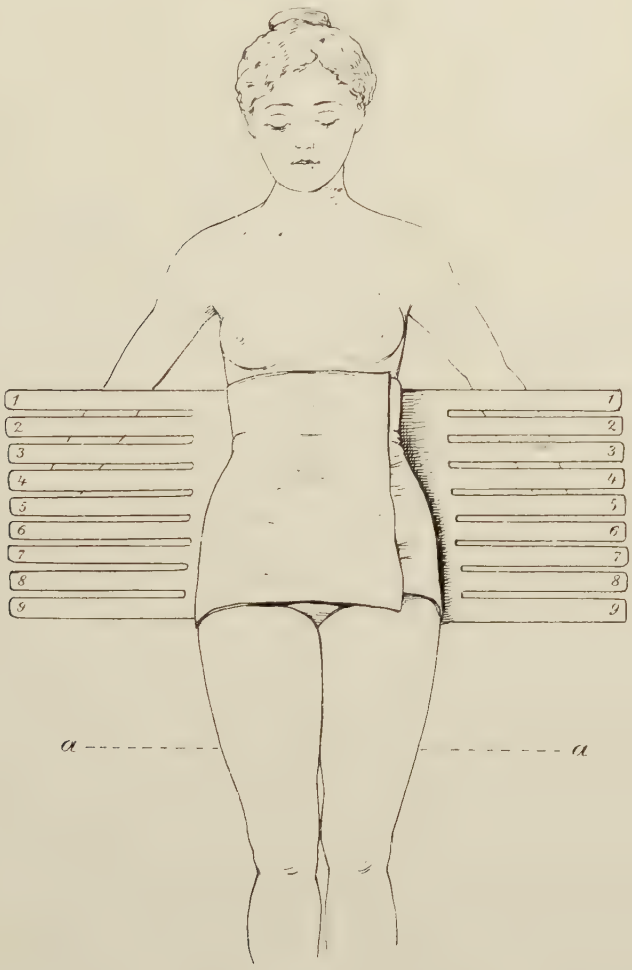


Fig. 269. Indische Gurita.

und für sich scheinbar nebensächliche, in Wirklichkeit aber unendlich wichtige Frage, in welcher Weise ausgeruht werden soll. Bei uns wird in der Pause, beim Turnen z. B., gestanden, in selteneren Fällen gesessen; beides ist gleich verkehrt. In Amerika wird, wie mir Dr. Engelmann aus Boston erzählte, in allen Schulen, haupt-

sächlich in den Mädchenschulen, in liegender Stellung ausgeruht; entweder lang aus auf dem Boden oder auf etwas schrägen Bänken. Dies ist die einzige Lage, in der der Körper wirklich ausruhen kann, und es wäre zu wünschen, dass andere zivilisierte Staaten sich Amerika zum Vorbild nähmen. Auch zu Hause müssten wachsende Kinder stets Gelegenheit haben, lang aus liegen zu können; dass das Bedürfnis dazu naturgemäss besteht, weiss jede Mutter, der es schwer fällt, den Kindern das „Herumrekeln" abzugewöhnen.

Ein drittes Erfordernis für die gleichmässige Entwicklung des Körpers ist eine zweckmässige Ernährung. Gute Fleischkost ist unentbehrlich, und wo sie durch ein Uebermass von weniger nahrhafter, dafür aber desto voluminöserer Pflanzenkost ersetzt wird, leidet die Schönheit der Körperformen, statt Muskeln wird Fett angesetzt, die Gedärme, die eine viel grössere Masse an Nahrung zu beherbergen haben, dehnen sich aus und machen den Bauch dick und gespannt. Ein gutes Vorbild derartiger Ernährung sind die dicken Reisbäuche indischer Kinder. Solcherweise genährte Individuen stehen zu den mehr mit kräftiger Fleischkost gefütterten in demselben Verhältnisse wie das plumpe Hörnervieh zum zierlichen, zähen Körper des Raubtiers.

Ein vierter Fehler ist das Uebermass in der Kleidung. Durch die künstliche Wärme wird allerdings das Bedürfnis nach Nahrung geringer, anderseits aber die freie Bewegung erschwert und der Stoffwechsel aus beiden Gründen vermindert.

Die wichtigsten Fehler in der heutigen Lebensweise sind demnach in kurzen Worten: Zu viel Kleider, zu viel Essen, zu wenig Bewegung und zu wenig Reinigung der Haut.

Es liessen sich noch zahlreiche andere Vorschriften über Ernährung, Einrichtung der Zimmer u. s. w. anführen [1]), die genannten aber, viel kaltes Wasser und viel frische Luft, zweckmässige Bewegung, zweckmässige Kleidung und Nahrung sind die wichtigsten. Befolgt man sie, dann macht sich gar bald die Ueberzeugung geltend,

[1]) In vortrefflicher, übersichtlicher Weise sind dieselben besprochen in der sehr empfehlenswerten Broschüre von David Hansemann: „Die Krankheiten aus den Gewohnheiten und Missbräuchen des täglichen Lebens". Berlin, G. Reimer, 1900.

dass man viel zu warm gekleidet ist, alle die fürchterlichen Erzeugnisse auf dem Gebiet der Unterkleidung, von dem dicken, gehäkelten, roten Unterrock der deutschen „Mulier domestica", von der flanellenen Unterhose der Niederländerin bis zu der schmutzigbraunen „Kombination" der Engländerin erscheinen überflüssig, und, von seiner schweren Last entfrachtet, bewegt sich der Körper freier und ungezwungener, die Rolle des Korsetts als „Schmuckträger" ist leichter geworden, es nimmt an Schwere und Umfang ab im Verhältnis mit der Abnahme der Kleiderlast, und damit schwindet seine Schädlichkeit für den Körper. Namentlich innerhalb des Hauses ist es ratsam, leichte, lose Kleider zu tragen. Der oben erwähnte japanische Kimono, der bei vielen holländischen und indischen Frauen sich schon lange eingebürgert hat, ist zum Hauskleid vortrefflich geeignet.

Auf der Strasse muss man sich nun einmal nach der herrschenden Mode richten. Doch gestattet die Mode, fussfreie Kleider zu tragen, und es empfiehlt sich, dass alle Damen davon Gebrauch machen, die nicht überwiegende Gründe haben, ihre zu plumpen oder zu grossen Füsse oder ihre krummen Beine zu verbergen.

Ausser dem Kleid, das der herrschenden Mode entsprechen muss, und dem eventuell nötigen Korsett genügt als Vervollständigung der Kleidung ein Hemd, ein Unterrock, Beinkleider und lange Strümpfe, die am Korsett über dem Hemd befestigt werden. Bei grösserer Kälte und ausserhalb des Hauses kann statt der dünnen Batisthose eine wärmere von Tuch oder Samt getragen werden.

Als Fehler in der Frauenkleidung, die schon jetzt ohne weiteres verbessert werden können, finden wir:

1. Zu starkes Schnüren des Korsetts.
2. Zu viel Unterkleider.
3. Zu schwere und zu lange Kleider (letzteres namentlich ausserhalb des Hauses zu vermeiden).
4. Zu enge Schuhe.
5. Strumpfbänder.

Was diese letzteren anbetrifft, so sind, ausser den ganz langen Strümpfen, die am Korsett befestigt werden, namentlich für Kinder, die kurzen Socken empfehlenswert.

Wie ich mich in Paris, Wien und München, in seltenen

Fällen auch in Berlin überzeugen konnte, gibt es verschiedene Damen, die sich genau nach der Mode zweckmässig und in einer Weise kleiden, die den Körper in keiner Art schädigt und dabei doch schön ist. In ihnen ist das höchste bisher erreichte Entwicklungsstadium der Frauenkleidung verkörpert. Solche Frauen sehen unbekleidet, in jedem Stadium der Entkleidung und in voller Kleidung schön aus.

Dass trotz der gegebenen Möglichkeit, sich schön zu schmücken, nur wenige davon Gebrauch machen, liegt weniger an dem Mangel von Mitteln, sich die Kleider zu verschaffen, als vielmehr an dem Mangel an Geschmack, die für sie passenden Kleider auszusuchen. Manchen genügt es, ein passendes Oberkleid gefunden zu haben, nur bei wenigen ist der Sinn für Harmonie in der Kleidung so weit entwickelt, dass sie auf die Wahl der einzelnen Teile der Unterkleidung die gleiche Sorgfalt verwenden. Gesehen wird es ja doch nicht! Die wenigsten Frauen wissen sich so zu kleiden, dass alles, was sie anhaben, zu ihnen und ihrer Umgebung passt. Wie das Oberkleid mit den Unterkleidern, so müssen diese mit dem Körper, das Ganze mit den Möbeln, oder auf der Strasse mit der Umgebung einen harmonischen Eindruck machen. Aber ebenso wie ein vollendeter Körper findet sich ein vollendeter Geschmack nur bei wenigen Frauen. Hierin sind auch heute noch die Französinnen allen ihren Schwestern bei weitem überlegen.

Fassen wir zum Schlusse die Moral der gefundenen Tatsachen zusammen, dann lautet diese:

Die heutige moderne Frauenkleidung ist das bisher erreichte Endergebnis einer jahrtausendlangen Entwicklung der Körperverzierung. Auch sie bildet nur eine Stufe zu einer stets weiter fortschreitenden Ausbildung, bei der, wie bisher, in erster Linie die Schönheit des Schmuckes den Ausschlag gibt, sie vollzieht sich ganz allmählich durch Selektion von selbst, indem die fehlerhaften Formen immer wieder durch bessere verdrängt, die Uebertreibungen der Mode von selbst wieder ausgeglichen werden. Auch die Reformbewegung der letzten Jahre ist nichts weiter als eine vorübergehende Mode, die auf den normalen Entwicklungsgang der Frauenkleidung ungefähr denselben Einfluss haben wird, wie seinerzeit die Homöopathie auf die Allopathie.

Die Frauenkleidung ist festen, unabänderlichen Gesetzen unterworfen, sie dient ausschliesslich zum Schmuck des Körpers und wird geringer und dadurch besser, wenn der Körper schöner wird. Eine Verbesserung der Frauenkleidung lässt sich nur erreichen, wenn man die Gesetze, denen sie unterworfen ist, sorgfältig beobachtet. Mit anderen Worten: Man suche nicht die Frauenkleidung zu verbessern, sondern beginne mit der Verbesserung des Inhalts, mit der Frau.

Wenn wir uns vorurteilslos fragen, wie dies Ziel zu erreichen sei, so gibt es darauf nur eine Antwort: Das einzige Mittel, eine Verbesserung und Verschönerung der Frau zu erreichen, ist eine gesunde und auf die gleichmässige Ausbildung des Körpers gerichtete Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes.

Die Reform der Frauenkleidung liegt in der Hand der Mütter. Aber nicht dadurch werden sie ihren Zweck erreichen, dass sie sich selbst in phantastische Gewänder hüllen, sondern dadurch, dass sie den Körpern ihrer Töchter die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Was dort versäumt wurde, das rächt sich später im grossen Kampf ums Dasein, der unerbittlich vernichten wird, was menschlicher Unverstand geschwächt hat.

VERLAGSWERKE

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die Rassenschönheit des Weibes. Von Dr. C. H. Stratz.

Fünfte Auflage.

Mit 271 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte in Farbendruck.

gr. 8. 1904. Geh. M. 14.— Elegant in Leinwand geb. M. 15.40.

INHALT.

Einleitung.

I. Rassen und Rassenmerkmale.

II. Das weibliche Rassenideal.

III. Die protomorphen Rassen. 1. Australierinnen und Negritos. 2. Papuas und Melanesierinnen. 3. Weddas und Dravidas. 4. Ainos. 5. Die Koikoins und Akkas. 6. Die amerikanischen Stämme.

IV. Die mongolische Hauptrasse. Chinesinnen. Japanerinnen.

V. Die Nigritische Hauptrasse. Bantunegerinnen. Sudannegerinnen.

VI. Der asiat. Hauptstamm der mittelländischen Rasse. Hindus. Perserinnen und Kurdinnen. Araberinnen.

VII. Die metamorphen Rassen. 1. Die östlichen mittelländisch - mongolischen Mischrassen: Birma, Siam, Anam und Cochinchina. Die Sundainseln. Oceanien—Sandwichinseln, Carolinen, Samoa, Fidschiinseln, Admiralitätsinseln, Freundschaftsinseln, Neuseeland (Maoris). 2. Die westlichen Mischrassen: a) Tataren und Turanier. b) Die äthiopische Mischrasse.

Kopf eines jungen Mädchens aus Birma.

VIII. Die drei mittelländischen Unterrassen. 1. Die afrikanische Rasse: Aegypten. Berberische Stämme. Maurische Stämme. 2. Die romanische Rasse: Spanien. Italien. Griechenland. Frankreich. Belgien. 3. Die nordische Rasse: Niederland. Oesterreich-Ungarn. Russland. Deutschland. Dänemark. Skandinavien.

Uebersicht der wichtigsten weiblichen Rassenmerkmale.

Die Rassenschönheit des Weibes“ ist eine Ergänzung und weitere Durchführung der in der „Schönheit des weiblichen Körpers“ niedergelegten Gedanken. Während dort ein objectiver Maassstab für weibliche Schönheit im allgemeinen aufgestellt wird, sind hier die schönsten Vertreterinnen der verschiedenen Menschenrassen unter einander verglichen worden, und namentlich wurden auch die europäischen Stämme sehr viel eingehender berücksichtigt, als dies bisher in ähnlichen Werken der Fall gewesen ist. Soviel möglich, wurde bei kultivirten Völkern der nackte Körper derselben Person der bekleideten Gestalt gegenübergestellt, um auch die künstlich angestrebte Erhöhung der Schönheit würdigen zu können.

Da die Frau, wie sich bei den Vorarbeiten herausstellte, eine sehr viel reinere Form der Rassenmerkmale besitzt, als der individuell stärker ausgeprägte Mann, so wurde ausschliesslich die Frau zur Aufstellung der Rassencintheilung herangezogen.

Tamilmädchen.

Zur Illustration wurden ausschliesslich einwandsfreie Photographien benützt, die zugleich als Beweismaterial für einige neue Beobachtungen dienen. Es sind die schönsten aus einer Sammlung von über 6000 Bildern. Dank der freundlichen Mitwirkung zahlreicher Gelehrten und Künstler aus aller Herren Länder ist die Auswahl eine sehr reichhaltige gewesen. Abgesehen von den wissenschaftlichen Gesichtspunkten durfte das Buch auch für weitere Kreise von Wichtigkeit sein, da es erstrebt, das Wahre und Schöne in der Natur vorurtheilsfrei zu erforschen und durch Vergleichung höherer und niederer Formen des Menschengeschlechts eine richtige Würdigung künstlerischen und naturwissenschaftlichen Denkens in die gebildeten Kreise zu tragen.

Neuester Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Kürzlich wurde ausgegeben:

Der Körper des Kindes.

Für Eltern, Erzieher, Aerzte und Künstler

von

Dr. C. H. Stratz.

Zweite Auflage. Mit 187 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Tafeln. gr. 8. 1904. Geheftet M. 10.— Elegant in Leinwand geb. M. 11.40.

Vorrede. Es sind viele Bücher geschrieben worden über das kranke Kind und seine Pflege, über das gesunde Kind kaum eines. In den Werken der Anatomen und Künstler wird der Bau des kindlichen Körpers meist nur nebenbei erwähnt, in keinem einzigen aber seinen äusseren Formen eine eingehende Beachtung gezollt. Ebensowenig wie bei dem Weibe ist bisher beim Kinde der Versuch gemacht worden, dessen Fehler und Vorzüge vom objektiv-wissenschaftlichen Standpunkt aus zu beleuchten.

Indem ich diesen Versuch wage, hoffe ich damit Fachgenossen und Eltern eine willkommene Gabe zu bieten, und werde jedem dankbar sein, der mir zum weiteren Ausbau meines Werkes und zur Aufdeckung von Irrtümern behilflich ist.

Dem Buche ist die bekannte fesselnde und geistvolle Art der Darstellung eigen, welche alle Bücher dieses Verfassers so vorteilhaft auszeichnet, und durch die sie zu so grosser Beliebtheit gelangt sind. Da nun auch das äussere Gewand ein ebenso geschmackvolles wie reiches ist, so dürfte sich diese neue Erscheinung als Geschenk, insbesondere auch für Eltern, wie nur wenige Bücher eignen.

INHALT: Einleitung. — I. Die embryonale Entwickelung. — II. Das neugeborene Kind. — III. Der Liebreiz des Kindes. — IV. Wachstum und Proportionen. — V. Hemmende Einflüsse. — VI. Die normale Entwickelung des Kindes im allgemeinen. — VII. Das Säuglingsalter und die erste Fülle. (1.—4. Jahr.) — VIII. Die erste Streckung. (5.—7. Jahr.) — IX. Die zweite Fülle. (8.—10. Jahr.) — X. Die zweite Streckung. (11. bis 15. Jahr.) — XI. Die Reife. (15.—20. Jahr.) — XII. Kinder anderer Rassen: a) Fremde Säuglinge; b) Kinder des weissen Rassenkreises; c) Kinder des gelben Rassenkreises; d) Kinder des schwarzen Rassenkreises.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Kürzlich erschien in fünfzehnter Auflage:

Die Schönheit des weiblichen Körpers.

Den Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmet.

Von Dr. C. H. Stratz.

Mit 193 teils farbigen Abbildungen im Text, 5 Tafeln in Heliogravüre, 1 Tafel in Farbendruck und 1 Tafel in Autotypie.

gr. 8. 1904. Geheftet 12 Mark. In Leinwand gebunden 13 Mark 40 Pf.

INHALT: Einleitung. — I. Der moderne Schönheitsbegriff. — II. Darstellung weiblicher Schönheit durch die bildende Kunst. — III. Weibliche Schönheit in der Literatur. — IV. Proportionslehre und Kanon. — V. Einfluss der Entwickelung, Ernährung und Lebensweise auf den Körper. — VI. Einfluss von Geschlecht, Lebensalter und Erblichkeit. — VII. Einfluss von Krankheiten auf die Körperform. — VIII. Einfluss der Kleider auf die Körperform. — IX. Beurteilung des Körpers im allgemeinen nach diesen Gesichtspunkten. — X. Beurteilung der einzelnen Körperteile. — XI. Ueberblick der gegebenen Bedingungen normaler Körperbildung, Masse und Proportionen. Fehler und Vorzüge. — XII. Schönheit der Farbe. — XIII. Schönheit der Bewegung. — XIV. Praktische Verwertung der wissenschaftlichen Auffassung weiblicher Schönheit. — XV. Verwertung in der Kunst und Kunstkritik. Modelle. — XVI. Vorschriften zur Erhaltung und Förderung weiblicher Schönheit.

Aus der Einleitung.

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben
Ins grosse Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.
(Heine.)

Seit Menschengedenken haben Tausende von Dichtern, von Malern und Bildhauern die Schönheit des Weibes in Wort und Bild verherrlicht, selbst ernste Gelehrte haben sich nicht gescheut, Theorien über das weibliche Schönheitsideal zusammenzustellen; und die Menge bewundert ihre Werke und betet ihnen nach. Dabei vergisst sie aber, dass die allmächtige Natur in ihrer unerschöpflichen Kraft täglich weibliche Wesen erstehen lässt, die weit schöner sind, als alles, was Kunst und Wissenschaft je hervorgebracht, an denen die meisten achtungslos vorübergehen, weil kein Kundiger ihnen zuruft: Seht hier die lebende Schönheit in Fleisch und Blut.

Dank der Photographie und der Verbesserung in der Technik der anderen vervielfältigenden Künste sind wir heute in der Lage, wenigstens die äusseren Formen lebender Schönheit mit wissenschaftlicher Genauigkeit festzuhalten.

Brücke war der erste, der sich dieses Mittels bediente, ihm folgte Thomson, Richer, der künstlerische, selbst gefertigte Zeichnungen nach dem lebenden Modell gibt, hat dieselben ebenfalls durch photographische Aufnahmen wissen-

schaftlich sicher gestellt. Bei diesen und allen ähnlichen älteren und neueren Werken, die sich in mehr wissenschaftlicher Weise mit der weiblichen Schönheit beschäftigen, sind mir indessen zwei Tatsachen, oder, wenn man will, Mängel aufgefallen. Zunächst beschäftigen dieselben sich nicht mit dem schönen Körper an und für sich, sondern nur in Beziehung zu den Nachbildungen desselben durch die Kunst; dann aber werden wohl sehr sorgfältig alle anatomi-

Beugung des Rumpfes, drittes Stadium.

schen Tatsachen behandelt, die pathologischen Tatsachen jedoch, die durch Krankheiten und unrichtige Lebensweise bedingten Veränderungen des Körpers, werden nur sehr flüchtig gestreift.

Ich habe einen neuen Weg zur Beurteilung menschlicher Schönheit einzuschlagen versucht, indem ich neben den Standpunkt des Künstlers und des Anatomen den des Arztes stellte, indem ich statt an Bildern und Leichen meine Beobachtungen so viel wie möglich am lebenden Körper machte, und diesen an

und für sich als Hauptsache, und nicht nur als Gegenstand künstlerischer Darstellung betrachtete.

Zahlreiche Arbeiten anderer, worunter namentlich die der Anthropologen hervorzuheben sind, kamen mir zu statten bei meinen Untersuchungen, die mich nach fünfzehnjähriger Arbeit zu dem Ergebnis gebracht haben, dass wir nur auf negativem Wege, d. h. durch Ausschluss krankhafter Einflüsse, aller durch fehlerhafte Kleidung, durch Erblichkeit, unrichtige Ernährung und unzweckmässige Lebensweise bedingten Verunstaltungen des Körpers zu einer Normalgestalt, zu einem Schönheitsideal gelangen können, das dann allerdings individuell sehr verschieden sein kann, aber doch stets denselben Gesetzen unterworfen ist, da vollendete Schönheit und vollkommene Gesundheit sich decken.

Dadurch allein erhalten wir einen festen, auf Tatsachen beruhenden Massstab, den wir, unabhängig vom individuellen, unberechenbaren Geschmack, anlegen können.

Ausserdem aber liegt, glaube ich, auch ein gewisser praktischer Wert in meinen Untersuchungen, da sich aus ihnen ergibt, dass wir, namentlich bei der heranwachsenden Jugend, sehr wohl im stande sind, mit der Gesundheit zugleich auch die Schönheit des Körpers zu erhöhen und zu veredeln.

Das Werk hat in der Presse die wärmste Anerkennung gefunden, wie die unten abgedruckte Besprechung, ausgewählt aus der grossen Zahl vorliegender Kritiken, genügend dartut. Das Erscheinen von fünfzehn Auflagen in wenigen Jahren (die erste Auflage wurde Mitte Oktober 1898 ausgegeben) beweist, wie sehr das Buch die Gunst des Leserkreises, für den es bestimmt ist, im Fluge zu gewinnen verstanden hat. Es kann dasselbe in seinem geschmackvollen Gewande auch zu Geschenken für Künstler, Kunstfreunde, Aerzte und Mütter, für welche Kreise es geschrieben ist, wärmstens empfohlen werden.

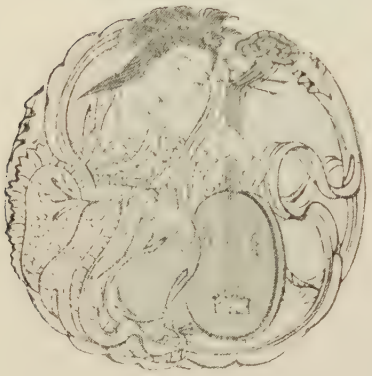
Urteil der Presse.

Die Parole langer Jahre war es, dass man sich naiv und nicht kritisch der Natur gegenüber zu stellen habe. Aber alle Bewegungen auf dem Gebiete der Kunst sind zu vergleichen mit Pendelschwingungen. Sie schiessen über das Ziel, die Mitte hinaus, um dann von neuem einer Reaktion zu verfallen, immer in dem Bestreben, endlich das richtige Ideal zu erreichen. Vor zehn Jahren hätte man ein Buch wie das obige überflüssiger gefunden, als man es heute thut. In der That sind solche Themata für den Künstler wichtiger, als die jüngst verflossene Zeit es meinte. Nicht um ein klassizistisches Programm handelt es sich, sondern um eine erhöhte Kritik der Natur gegenüber. So gut es besonders schön ausgebildete Individuen giebt, giebt es auch das Gegentheil davon, und es ist neben der naiven Nachbildung auch ein Ziel des Künstlers, diese Formen voneinander unterscheiden zu lernen. Dies kann der moderne Künstler jedoch allein mit Hilfe der Wissenschaft. Er kann nicht, wie einst die Griechen, täglich den Anblick von schönen, nackten Körpern geniessen; viel natürliches Gefühl ist uns dadurch verloren gegangen, was wir durch anatomisches und physiologisches Studium ersetzen müssen. Da kann denn ein ernstes Buch, welches sich auf dieses Specialthema des weiblichen Körpers beschränkt, nur willkommen sein. Die Kenntniss der zahllosen Fehler und Verkrüppelungen leichterer und schwerer Art, wie durch Korsett, Schuhwerk einerseits und gewisse Krankheiten, wie besonders Rhachitis andererseits, ist leider bei Künstlern sowohl als bei Laien eine noch viel zu geringe, um stets zu der richtigen Kritik gegenüber dem jeweiligen Modell geführt zu haben. Von dem Standpunkte aus ist das Buch als vortrefflich zu bezeichnen.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Kürzlich erschien:

Die Körperformen



in Kunst und Leben der Japaner.

Von

Dr. C. H. Stratz.

Mit 112 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 farbigen Tafeln.

Zweite Auflage.

gr. 8. 1904. geh. M. 8.60. Elegant in Leinwand gebunden M. 10.—

INHALT: Einleitung. — I. Die Körperformen der Japaner. 1. Das Skelett. 2. Masse und Proportionen. 3. Gesichtsbildung. 4. Körperbildung. — II. Japanischer Schönheitsbegriff und Kosmetik. 1. Auffassung der körperlichen Schönheit. 2. Künstliche Erhöhung der Schönheit. — III. Das Nackte im täglichen Leben. 1. In der Oeffentlichkeit. 2. Im Hause. — IV. Darstellung des nackten Körpers in der Kunst. 1. Allgemeines. 2. Ideal- und Normalgestalt. 3. Mythologische Darstellungen. 4. Darstellungen aus dem täglichen Leben. a) Strassenleben. Aufgeschürzte Mädchen. Arbeiter. Ringer. b) Häuslichkeit. Déshabillé. Toilette. Bäder. Yoshiwara. Erotik. c) Besondere Ereignisse und Situationen. Ueberraschung im Bade. Nächtlicher Spuk. Beraubung edler Damen. Awabifischerinnen.

Einleitung.

Die Kenntnis des nackten, von allen Kleidern, Krankheiten und Vorurteilen befreiten menschlichen Körpers ist nicht nur für den Künstler und Gelehrten, sondern auch für jeden gebildeten Menschen von grösster Wichtigkeit. So wie der Maschinist seine Maschine, muss auch der Mensch seinen Körper kennen, durch dessen Tätigkeit sein Leben, sowie das seiner Mitmenschen bedingt ist.

Die Rolle, die der Anblick des Nackten und dessen Darstellung in der bildenden Kunst bei den Völkern dieser Erde im Laufe der Zeiten

gespielt hat, ist eine ausserordentlich verschiedene und gestattet wertvolle Einblicke in das Seelenleben der Menschen.

Bisher hat sich jeder von seinem Standpunkt aus mit dem nackten Körper beschäftigt. Der Naturforscher mit den Körper- und Rassenmerkmalen, der Arzt mit der Lage, dem Bau und der Wirkung der Organe und deren krankhaften Veränderungen, der Ethnograph mit dem Einfluss der Kultur auf die Körperbildung, der bildende Künstler mit den äusseren Erscheinungsformen und der Kunstgelehrte mit der Beurteilung der künstlerischen Darstellung.

Kopf einer Japanerin. Dem Choshū sich nähernder Mischtypus.

Der menschliche Körper wurde dabei jeweils von naturwissenschaftlichem, sozialem oder künstlerischem Standpunkt betrachtet.

Dabei war nicht zu vermeiden, dass der Gelehrte nur allzuoft die Schönheit der Formen, der Künstler die krankhaften Abweichungen übersah, und der Ethnograph oft beides, indem er den Hauptwert auf die Untersuchung der kulturellen Schale legte, ohne an den menschlichen Kern zu denken.

Jedes Ding hat seine Schönheit, aber nicht jeder sieht sie, sagt der alte Konfucius. Bei den Japanern ist das Verständnis für diesen weisen Spruch ein viel allgemeineres und feiner entwickeltes als bei unserem, von Krankheiten strotzenden modern europäischen Barbarentume.

Bei uns wird ein Wunder der Natur, ein Werk der Kunst nur von einzelnen verstanden, die meisten legen daran den Massstab ihres individuellen Mikrokosmus und bewundern nur das, was damit übereinstimmt, verurteilen alles, was davon abweicht. Der Japaner hat, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, ein hochentwickeltes Gefühl für Naturschönheit im grossen und kleinen, und sucht bei Betrachtung eines Kunstwerks die Absicht des Künstlers zu erraten und dessen Vorzüge zu verstehen: er lobt erst und vergisst über dem Lob oft den Tadel. Bei uns ist es gerade umgekehrt, man tadelt erst und vergisst darüber nur allzuoft das Lob.

Dieser liebenswürdige Grundzug in dem Charakter des Japaners, der mir in Japan selbst wie bei den vielen Japanern, mit denen ich ausserhalb

ihrer Heimat verkehrte, stets von neuem auffiel, beherrscht auch die Auffassung, die sie vom menschlichen Körper haben. — Leider liegt ja gerade in ihrer Liebenswürdigkeit und rückhaltlosen Anerkennung alles Besseren eine grosse Gefahr für die Erhaltung ihres selbständigen Gepräges, andererseits aber verfügen die Japaner selbst über so viele Vorzüge, dass sie in vieler Beziehung den fremdländischen Kulturen mehr abgeben können, als sie von ihnen empfangen.

Gerade in den letzten Jahrzehnten haben die Schätze abendländischer Kultur einen tiefgreifenden Einfluss auf das japanische Volk ausgeübt und sind von ihm in einer bewunderungswürdigen Weise assimiliert worden. Dieser Umwandlungsprozess wird vielleicht noch weiter fortschreiten; einstweilen aber sind wir noch in der glücklichen Lage, das ursprüngliche Wesen des „Landes der aufgehenden Sonne" wenigstens teilweise ergründen zu können.

Die Auffassung des Nackten bei den Japanern, wie ich es hier nach den oben angeführten Grundsätzen gebe, ist das Gesamtbild der heute herrschenden Anschauungen, die ich im Lande selbst bei mir befreundeten Japanern und in den hervorragendsten Werken über Japan gefunden habe.

Ich hatte dabei weder die Absicht noch selbst die Möglichkeit, eine bis in alle Einzelheiten ausgeführte historische Uebersicht der einschlägigen Verhältnisse zusammenzustellen, sondern habe mich darauf beschränkt, die Auffassung des nackten Menschen bei den Japanern von naturwissenschaftlichem, sozialem und künstlerischem Standpunkt festzulegen und die daraus sich ergebenden Schlussfolgerungen zu ziehen.

Urteile der Presse.

Dr. C. H. Stratz hat sich durch seine populärwissenschaftlichen Untersuchungen künstlerisch-anatomischer Art einen klangvollen Namen geschaffen. Sein neuestes Buch behandelt „Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner". Eine ausserordentliche Fülle culturellen, künstlerischen, ästhetischen, anatomischen Materials ist hier mit grosser Uebersichtlichkeit, unbedingter Zuverlässigkeit und mit ausserordentlich anmuthiger Darstellungskunst zu einem einheitlich zweckvollen Werke verarbeitet. Es hält nicht nur, was der Titel verspricht, es ist darüber hinaus eine Culturgeschichte des interessanten ostasiatischen Volkes, bezüglich seiner Körperpflege, seines intimen, häuslichen Lebens, seiner Kunstideale. Zahlreiche prachtvolle, geschickt ausgewählte Illustrationen, darunter 4 farbige Tafeln, erhöhen noch die Anziehungskraft des überaus vornehm ausgestatteten Werkes. *Breslauer Morgen-Zeitung 1902, Nr. 591.*

Stratz hat sich durch seine bisherigen Arbeiten („Die Schönheit des weiblichen Körpers", 13 Auflagen; „Die Rassenschönheit des Weibes", 3 Auflagen; „Die Frauenkleidung", 2 Auflagen; „Die Frauen auf Java" u. s. w.) den Ruf eines ernsten, wissenschaftlichen Autors erworben; seine neueste Monographie über die Körperformen der Japaner befestigt diesen Ruf. Mit dem Auge des Naturforschers, des Arztes, des Ethnographen und Kunstgelehrten betrachtet er den nackten von allen Kleidern, Krankheiten und Vorurteilen befreiten menschlichen Körper und zeigt uns daran das Schöne, das von Gott erschaffene Ebenbild. Aber auch vom kulturhistorischen Standpunkt aus gibt der Verfasser interessante Aufschlüsse über das Leben und Treiben des kulturell hochentwickelten Volkes im fernen Osten. Bei dem von Tag zu Tag wachsenden Interesse für japanisches Leben und japanische Kunst wird das Buch für viele eine hochwillkommene Erscheinung sein, für deren vornehme, künstlerisch vollendete Ausstattung der Name der wohlbekannten Verlagsfirma bürgt. *Deutsche Zeitung 1902, Nr. 11124.*

Der Schlüssel zum Verständnisse japanischen Wesens ist die Erkenntniss, dass ein altes Volk weisser Rasse, von dem die an russische Bauern erinnernden Aino's der Rest sind, von cultivirten mongolischen Einwanderern aufgesaugt worden ist. Durch diese Mischung ist das eigenartige und liebenswürdige Volk entstanden, dem auch Str. sehr zugethan ist. Er schildert die Körperform nach eigener Anschauung und nach Photogrammen und bevorzugt hier wieder das Weib, das den Typus besser wiedergebe, weil es weniger individuelle Abweichungen zeige. Der nach vorn gerückte Oberkiefer, der verhältnissmässig grosse Kopf und die kurzen Beine erregen unser Befremden, aber schöne Hände und Füsse, schöne Hals-, Schulter-, Brustbildung erfreuen auch den abendländischen Beschauer, wobei von der kindlichen Lieblichkeit, dem sanften graziösen Wesen ganz abgesehen ist. Mit Bälz unterscheidet Str. den mehr gestreckten aristokratischen (Choshu-) und den untersetzten proletarischen (Satsuma-) Typus. An die Schilderung der Wirklichkeit schliesst sich eine Besprechung der Behandlung der Körperformen bei den japanischen Künstlern.

Auch dieses Werk des Vf.'s kann aufrichtig empfohlen werden, sowohl der Bilder, wie des Textes wegen. *Schmidt's Jahrbücher der Medicin 1902.*

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Lichtbild-Studien.

Dreissig Heliogravüren

nach Aufnahmen von *ALFRED ENKE.*

Folio. In eleganter Mappe. Preis 20 Mark.

INHALT:

1. Engadiner Bäuerin. — 2. Morgen in San Martino. — 3. Venezianischer Muschelhändler. — 4. Schloss am Meer. — 5. Studie. — 6. Vorfrühling. — 7. Auf der Weide. — 8. Italienische Villa. — 9. Studie. — 10. Gewitter in den Bergen. — 11. Im Klostergarten. — 12. Erwartung. — 13. Studie. — 14. Villa d'Este. — 15. Ave Maria. — 16. Bergsee. — 17. Orientalin. — 18. Herbstmorgen am Königssee. — 19. Bergamaske. — 20. Mondnacht in Florenz. — 21. Bacchantin. — 22. Sonntagsfrieden. — 23. Bei der Arbeit. — 24. Mühle im Gebirg. — 25. In der Kirche. — 26. Am Waldbach. — 27. Sehnsucht. — 28. Dorfgasse. — 29. Studie. — 30. Ein stiller Winkel.

Urteile der Presse.

Der bekannte Schriftsteller J. C. Heer äussert sich über das Werk in der *„Neuen Züricher Zeitung"* wie folgt:

Als die Kunst der Photographie entdeckt wurde, trat sie zunächst jahrzehntelang in den Dienst der reinen Wiedergabe der Wirklichkeit, war sie ein durchaus naturalistisches Kunstgewerbe. In neuerer Zeit aber hat sich zu der stetig wachsenden Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel eine ausserordentliche Verfeinerung des Geschmacks und der Auffassung gesellt, welche, wie die auch aus der Schweiz viel besuchte photographische Ausstellung in Stuttgart bewies, die Photographie aus dem Rahmen des Kunstgewerbes in die Höhen der wirklichen Kunst erhebt. Ein glänzendes Zeugnis dafür sind die Lichtbild-Studien Alfred Enkes in Stuttgart, wahre Kabinettstücke der photographischen Kleinmalerei, Genres und Landschaften, wie sie der Künstler auf Ferienfahrten in Italien, den Schweizer- und österreichischen Alpen entdeckt hat. Glückliches Finden und feinfühlige Wahl des Motivs, Schönheit der Belichtung und plastische Modellierung fesseln uns, ob der Künstler das Figürliche oder Landschaftliche bevorzugt, und Blatt um Blatt überrascht uns lebhaft, wie ausserordentlich fügsam sich ihm die Technik erweist. Graziöse, pikante Anmut atmet gleich der jugendliche Frauenkopf auf dem Titelblatt, realistische Kraft die alte, gemütliche Bäuerin in der dunklen strengen Tracht des Unterengadins, Böcklinsche Stimmung das zerfallende Schloss am Meer und die träumerische italienische Villa zwischen Cypressen und Lorbeer. Ob uns nun Enke einen Morgen in den italienischen Alpen mit duftigem Gebirgshintergrund, einen Vorfrühlingstag im lichten Gehölze, ein Tierstück von der Weide, ein Gewitter über dem See und Dorf des Gebirges, die Nonnen, die im Klostergarten arbeiten, den italienischen Hof, in dem ein Mädchen seinen Freund erwartet, den herrlichen Gartenaufgang der Villa d'Este oder den alten Pfarrer, der auf einer Bank sitzend die Hände zum Ave Maria faltet, oder kokette junge Frauenbilder, eine orientalische Träumerin mit sphinxartigem Ausdruck, eine jugendliche Bacchantin, einen verwitterten Bergamasken oder ein feines, schicksalerfahrenes Mütterchen in der Kirche schildert, haben alle Blätter reiche Stimmung und Poesie und gewinnen wie das Werk als Ganzes durch die überaus sympathische Stoffwahl, durch die reiche Abwechselung von Bild zu Bild. Die Wiedergabe der einzelnen Stücke durch die Verlagsanstalt ist tadellos vollkommen, der Preis im Verhältnis zum Gebotenen durchaus billig, und wir denken, dass das schöne Werk nicht nur bei den Photographen, die darin einen Triumph ihrer Kunst sehen müssen, sondern auch in kunstfreundlichen Familien die wärmste Aufnahme findet und ein hervorragendes Zugstück des bevorstehenden Weihnachtsmarktes in den Kreisen wird, wo der Sinn für lebensunmittelbare, doch poesiereiche Kunst zu Hause ist.

.... Die Reihe umfasst zum grössten Teil Landschaftsbilder aus Deutschland, besonders aus dem Hochgebirge, und aus Italien, Waldpartieen, Genrebilder, mehrere schöne Frauenbilder (Orientalin, Bacchantin und drei Studienköpfe), Charakterköpfe von Landleuten. Besonders stimmungsvoll und fesselnd sind die Blätter: Schloss am Meere; Vorfrühling (eine blätterlose Birkenwaldpartie); Italienische Villa; Gewitter in den Bergen; Villa d'Este; Herbstmorgen am Königssee; Mondnacht in Florenz. Die ursprünglichen photographischen Aufnahmen müssen geradezu unübertrefflich gelungen sein; denn die in der Kunstanstalt von Meisenbach, Riffarth & Co. in München hergestellten Nachbildungen in Heliogravüre lassen an Feinheit nichts zu wünschen übrig und wirken mit vollendet schöner Perspektive oder treten wie zum Greifen plastisch dem Beschauer entgegen. Die Grundfarbe der Bilder ist in verschiedenartigen Abstufungen von Schwarz, Blau, Braun und Rot gehalten, wie sie für das betreffende Bild am günstigsten wirkt. Gedruckt sind die Bilder auf feinem Kupferdruckpapier in Folioformat. Die Originalbilder haben als photographische Kunstblätter zu Anfang dieses Jahres, als sie im Landesgewerbe-Museum in Stuttgart ausgestellt waren, allgemein höchste Bewunderung erregt. *Kölnische Zeitung Nr. 993, 1899.*

.... Hier haben Herausgeber, Verlag und Reproduktionskunst miteinander gewetteifert, um ein Werk zu publiziren, das wir getrost in die vorderste Reihe

der Kunstgaben für das Fest stellen dürfen. Es ist hier nicht der Platz, auf den eminenten Werth solcher photographischen Aufnahmen hinzuweisen, die Jedem, der sich den Luxus einer Gemäldegalerie nicht gestatten kann, einen hohen, ästhetischen Genuss bereiten werden. Die grossen Fortschritte unserer Amateurphotographen, die Alfred Lichtwark die Legitimirung ihres Kunstzweiges verdanken, hat Enke sehr gut verwerthet, und daher präsentiren sich uns denn seine Landschaften, Porträts, Stimmungsbilder, Beleuchtungsstudien wie echte Kunstwerke. Aufnahmen, wie die „Erwartung", „Bacchantin", „Sonntagsfrieden", „Vorfrühling", können geradezu als vorbildlich bezeichnet werden. So kann nur ein Künstler sehen, und in der Hand des feinen Künstlers wird der Photographenapparat sozusagen zur Palette; er erschliesst uns ein Reich fruchtbarer künstlerischer Thätigkeit, während derselbe Apparat in den Händen des Dilettanten nur selten und mehr zufällig einmal ein künstlerisch gelungenes Bild produziren wird. Den Amateurphotographen sei das bedeutsame Werk, das übrigens für jeden Freund der Musen ein prächtiges Geschenk ist, wärmstens empfohlen.

Münchener Neueste Nachrichten N. 554, 1899.

Wer sich mit der Entwickelung der Photographie in Deutschland während der letzten zehn Jahre beschäftigt, trifft immer wieder auf die Namen Alfred Enke-Stuttgart und W. v. Gloeden-Taormina. Bei beider Arbeiten, über deren technische Vollendung jedes Wort erübrigt, tritt das Streben nach bildmässiger Wirkung scharf hervor, sie betrachten ihre Kamera als ein wirklich künstlerisches Werkzeug. Jenes Bestreben führt in ungeschickten Händen nur allzu oft, gelinde gesagt, zu Trivialitäten, bei den beiden Meistern aber zu geradezu erstaunlichen Leistungen. Alfred Enke hat soeben eine herrliche Mappe von 30 „Lichtbild-Studien" — nach seinen Aufnahmen in Heliogravüren reproduziert — bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinen lassen; die Sammlung enthält Landschaften, Architekturstücke, Studienköpfe etc. — eine Fülle des Schönen.

Velhagen und Klasings Monatshefte, Heft 5, 1900.

Nous avons reçu un superbe album d'héliogravures de M. Alfred Enke, édité par l'„Union Deutsche Verlagsgesellschaft" de Stuttgart. Il se compose de trente planches, exécutées d'après des clichés photographiques de M. Enke, dont les sujets variés forment un ensemble des plus intéressants.

Tous les tableaux sont composés avec goût et dénotent chez leur auteur un sentiment artistique très cultivé. Quand nous aurons dit que les planches sortent des ateliers de la maison Meisenbach de Munich, nos lecteurs comprendront toute la vaseur artistique de cette belle publication de grand luxe.

Bulletin du Photo-Club de Paris, Janv. 1900.

War ehemals die Photographie ein reines Handwerk, stellte sie sich später der Wissenschaft und der Kunst als Dienerin zur Verfügung, so darf man heute von ihr als von einer selbständigen Kunst sprechen. Sah sie früher nichts als die Wiedergabe von Gegenständen als ihre Aufgabe an, so ist sie heute bestrebt, in diese Wiedergabe etwas von der Persönlichkeit des Photographen zu legen, das Objekt von dem Ton der Seele eines Menschen wiederklingen zu lassen. Wie weit ein solches Resultat sich erzielen lässt, das zeigen die Lichtbildstudien von Alfred Enke. Man sehe sich nur einmal die Landschaften der Mappe an, und man wird mehr als einmal an die Persönlichkeit des einen oder anderen unserer bedeutenden Landschafter erinnert, so subjektiv und individuell sind sie, was Stimmung und Wirkung betrifft.

Die Kunst für Alle. XV. Jahrg. 1900. Heft 19.

Diese in einer eleganten Mappe zusammengestellten Blätter bilden eine hervorragend schöne Sammlung künstlerischer Photographieen, welche in dem vornehmsten photomechanischen Verfahren, der Photogravüre, reproduziert, sicher allgemeinen Beifall finden werden. Die Aufnahmen sind fast durchweg als ausgezeichnete zu bezeichnen, und verdienen auch vom technischen Standpunkt betrachtet, der von unseren modernen Kunstphotographen leider oft etwas stark vernachlässigt wird, Anerkennung.

Photographische Mitteilungen, Berlin. 37. Jahrg. Heft 1.

Kürzlich erschien:

Neue Lichtbild-Studien

Vierzig Blätter

von

Alfred Enke.

Folio. In eleganter Mappe. Preis 12 Mark.

INHALT: Mondnacht bei Lindau. Nächtliche Fahrt. Madonnenstudie. Kalvarienberg. Campo Santo. Das Pförtchen. Heimkehr vom Feld. Gräberstrasse bei Pompeji. Am Weiher. Hof eines italienischen Edelsitzes. Gelände am Comersee. Arven im Hochgebirg. Heimkehr von der Alp. Des Liedes Ende. Das Märchen. Heuernte am Maloja. Locanda. Seeufer. Im Frühling. Schloss in den Bergen. Italienischer Dorfwirt. Bergpfad in Südtirol. Die Wunderblume. Das Alter. Melancholie. Bildnis des Professors K. in Berlin. Dämmerung. Sturmwind. Luigina. Lili. Trunkene Bacchantin. Junger

Südtiroler. Lesendes Mädchen. Bildnis eines jungen Künstlers. Weibliches Bildnis. Die Gebieterin. Buchenwald im Spätherbst. Abend am Canale Grande. Sommerabend am Bodensee. Abendstunde.

Urteile der Presse.

.... Kein blosser Liebhaber-Photograph, ein Künstler hat diese Aufnahmen gemacht. Ein Künstler, der es versteht, mit feinem Geschmack und vertiefter Auffassung das Handwerk des Photographen auf die Höhe echter Kunst zu heben. Zeigt sich der feine Geschmack im Suchen nach Motiven, die er zu Bildern voller Poesie und Plastik zu verdichten vermag, so die vertiefte Auffassung darin, dass man mehr als einmal an den einen oder den anderen grossen Maler unter unseren modernen Meistern, an das eine oder das andere bedeutende Bild, das Enke angeregt zu haben scheint, erinnert wird. Nimmt man dazu die wechselreiche Auswahl an Köpfen, Porträts und Landschaften, von denen wir die „Heimkehr von der Alp" als Muster für die Würdigung des Verhältnisses von Landschaft und Staffage hinstellen möchten, so wird man dem bedingungslosen Lobe beistimmen, das wir schon der ersten Sammlung „Lichtbild-Studien" von Alfred Enke vor zwei Jahren spenden konnten. Das Album sei jedem empfohlen, der, ein Freund der Kunst, Verständnis auch für die als solche zur Genüge erwiesene Amateurphotographie hat. Auf den Weihnachtstisch des Liebhaber-Photographen passen die beiden Enkeschen Mappen besser als alles andere auf diesem Gebiete.

Kunst für Alle. Heft 6. 1902/3.

.... Die Monotonie, welche Amateur-Aufnahmen oft innewohnt, fehlt diesen Blättern völlig, sie sind interessant in der Mannigfaltigkeit der Sujets und ungemein reizvoll in der Form und Beleuchtung des Dargestellten, sei es Landschaft oder Figur. Auf beiden Gebieten leitet den photographischen Künstler ein poetisches Empfinden; so entstanden Darstellungen, die in landschaftlicher Hinsicht an die Werke Böcklin's erinnern und im Figürlichen die Grösse antiker Werke spüren lassen. *Die Kunst unserer Zeit. Liefg. 2. 1903.*

J. C. Heer, der Verfasser des „Königs der Bernina", äussert sich über die Mappe in folgender Weise:

Unter dem Titel „Neue Lichtbildstudien" hat Alfred Enke im Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart 40 Bilder in Tondruck herausgegeben. Diejenigen, die auf dem Gebiet der künstlerischen photographischen Technik bewandert sind, wissen, was damit gesagt ist: Ein Meisterwerk! Seit der allgemeinen deutschen photographischen Ausstellung in Stuttgart im Sommer 1898 und seit Alfred Enke vor einigen Jahren eine erste Sammlung „Lichtbildstudien" herausgegeben hat, kennt man ihn als den besonders erfolgreichen Künstler auf dem Felde der stimmungsvollen, seelisch wie ein subjektives Kunstwerk abgetönten Photographie, die sich bald in den Reizen des menschlichen Gesichtes und Körpers, bald in auserlesenen Motiven der Landschaft ergeht. Welche Liebe und Hingabe, welches Findertalent, was für eine Kunst den Augenblick zu erhaschen, für eine Virtuosität der Technik dazu gehört, um auf photographischem Weg Bilder zu erzeugen, die frei von jeder Zufälligkeit durch den Filter künstlerischer Stimmung gegangen zu sein scheinen, das genügend zu würdigen sind wir Laien kaum im stande, sogar die Sorgfalt, welche die blosse mechanische Reproduktion solcher Kunstplatten erfordert, geht über unser Wissen hinaus. Wir haben aber doch den Genuss der Bilder und betrachten sie mit der gleichen Hochachtung für ihren Schöpfer, wie Gemälde berühmter Meister in photographischen Reproduktionen. Besonders fesseln uns in der neuen Enkeschen Sammlung eine Anzahl wunderbar individueller und stimmungsvoller Frauencharakterköpfe und Gestalten, so gleich das geheimnis-

volle Bild „das Märchen", das elegische „des Liedes Ende", ein Frauenangesicht, das über den Trümmern junger Liebe wehvoll zu träumen scheint. Voll friedlichen Ernstes ist der liebliche Mädchenkopf „Heimkehr vom Feld", voll exotischen Reizes „die Gebieterin", realistisch stimmungsreich die betende Greisin „das Alter", fein abgetönt „Luigina", das Italienermädchen, süss und geheimnisreich die „Madonnenstudie", ein lüstern durstiges Bild „die trunkene Bacchantin" und unendlich ansprechend durch den kindlichen Ernst des Ausdrucks das „lesende Mädchen". Woher die fast durchweg herrlichen Modelle, denen hier so hohe künstlerische Wirkung abgelauscht ist? So möchten wir den Bildner fragen, allein das ist sein Geheimnis, und seine subjektive Kunst ist es, wie er zu jedem einzelnen Bild die Beleuchtung und Tönung gefunden hat, die seinen Stimmungsgehalt so mächtig bedingt. Allein nicht nur die von einem Zauber der Poesie umwebten Frauenbilder, bei deren Betrachtung einem unwillkürlich etwas wie ein Gedicht durch die Seele geht, sondern auch die veristischen, an des Lebens Unmittelbarkeit gemahnenden Frauenbildnisse und Männercharakterköpfe, die Porträts im engern Sinne also, begeistern uns für die virtuos entwickelte Kunst Enkes, und mit ihnen Schritt halten die stimmungsvollen, oft durch eine Staffage so reizend belebten Landschaftsbilder, dass die Grenze zwischen Genre und Landschaft nicht ganz streng gezogen werden kann. Das leider ein wenig zu matt belichtete, aber im Stoff vorzüglich gewählte Bild „Heuernte am Maloja" kann sowohl dem einen wie dem andern Feld zugesellt werden und zwei der Photographien „Calvarienberg" und „Bergpfad in Tyrol" mit ihren Cruzifixbildern können sogar als sehr schöne Beiträge zur religiösen Kunst gelten. Am Bodensee und in Italien hat der Künstler die dankbarsten Motive für die rein landschaftlichen Darstellungen gefunden, wundersame Spiele des Lichts und anmutsvolle Idyllen. Allein der uns zugewiesene Raum gestattet nicht, dass wir nun alle die vierzig Lichtstudien Alfred Enkes auch nur stofflich durchgehen, den Lesern möge der Hinweis genügen, dass sie einen Reichtum herzgewinnender Kunst bergen und ein vornehmes Weihnachtsgeschenk bilden, das man so gut wie irgend eine Künstlermappe unter den Christbaum des feinsinnigsten Hauses legen darf. Die Studien werden überall freudige Aufnahme finden!

.... Alfred Enke in Stuttgart hat seiner ersten Serie von Lichtbildstudien, die sich mit Recht einer ungemein günstigen Aufnahme erfreuten, eine weitere folgen lassen, deren vierzig Blatt einen künstlerischen Schatz bilden, wie er nicht allzuhäufig geboten wird. Es sind Autotypiereproduktionen von einer Feinfühligkeit der Empfindung, einer Weichheit und doch Bestimmtheit in der Wiedergabe der Naturaufnahme, die wohl nicht leicht mehr überboten werden kann. Die Landschaftsblätter wie „Heimkehr von der Alm", „Arven im Hochgebirg", „Buchenwald im Spätherbst", „Mondnacht am Bodensee", „Abend in Venedig" etc. sind mit einem künstlerischen Scharfblick für malerische Wirkung aufgefasst und wiedergegeben, der jedem Künstler zur Ehre gereichen würde und zu wünschen wäre. Perspektive, Luft und Duft ist mit ausgezeichnetem Geschick behandelt und der günstigste Aufnahmepunkt gewählt. Und hinter diesen Landschaftsstudien stehen die Aufnahmen von Personen nicht im Geringsten zurück. Blätter wie „Lili", die „Madonnenstudie", „Des Liedes Ende", „Die trunkene Bacchantin", „Der junge Südtiroler" etc. sind von einer Plastizität und feinen Charakteristik, dass jeder Maler oder Bildhauer sie ohne Weiteres als Vorwurf zu einem Werke nützen könnte. Es ist Leben in diesen Gestalten, es spricht Seele aus diesen Köpfen und ihren Augen, ihren Mienen, man spürt nichts von jenem mechanischen Abklatsch der Natur, der uns nicht selten so manche Sammlung von Lichtbildern verleidet, der Hauch echten Kunstempfindens weht uns aus dieser Sammlung wohlthuend entgegen; einen nachhaltigen, dauernden Genuss bietet diese Mappe jedem ehrlichen Kunstfreund und ihr Inhalt hebt ihren Urheber und dessen Können auf dem Gebiete der Photographie hoch und weit über das Durchschnittsniveau hinaus, ein echter Künstler spricht daraus zu uns und wir freuen uns dessen und hegen den Wunsch, dass er bei recht Vielen heimisch werde und bald wieder eine neue Gabe folgen lasse; denn er beweist damit aufs Schlagendste, dass die Photographie eine Kunst genannt zu werden verdient.

Münchener Neueste Nachrichten Nr. 575, 1902.

.... Jedes Blatt dieser neuen Reihe ist ein Meisterwerk photographischer Technik; der Inhalt zeigt dieselbe reiche Abwechslung wie die erste Sammlung; idealschöne Frauen- und Männerköpfe, stimmungsvolle Landschaftsbilder, z. B. Mondnacht bei Lindau, Gräberstrasse bei Pompeji, Buchenwald im Spätherbst, Gelände am Comersee, Abend am Canal Grande; auch eine Reihe anmutiger Genrebilder, zumal aus Italien, ist vertreten. Jedes Blatt wirkt auf den aufmerksamen Beschauer mit fesselnder Gewalt und vermittelt Stimmungen wie ein Meisterwerk der Dichtung. Die Wirkung des Bildes wird nicht wenig gefördert durch die meisterhaft angeordnete Beleuchtung, die zum Teil in sogenannter Rembrandt-Manier die Gestalten so recht plastisch hervortreten lässt. Die Bilder (Folio-Format) sind auf dunkelgrauen, starken Karton aufgezogen. Künstlern und Kunstfreunden, besonders aber auch Amateur-Photographen, wird die Mappe eine reiche Fülle künstlerischer Anregungen bieten.

„ Kölnische Zeitung Nr. 994, 1902.

Sous le titre: Neue Lichtbild-Studien [Nouvelles études de photographie] M. Alfred Enke publie un bel album qui sera vivement apprécié de tous ceux qui s'intéressent, aux progrès toujours croissants de la photographie, d'abord simple traductrice de la réalité, puis à mesure que les procédés techniques se perfectionnaient de plus en plus, s'essayant à rivaliser avec l'art du peintre par l'heureux choix des motifs, la science de la composition, l'habile distribution de la lumière. Les expositions périodiques du Photo-Club de Paris nous ont montré quelle émulation anime dans ce sens les amateurs de tous pays et combien, d'année en année, la réussite est plus grande.

Cet album en est une nouvelle preuve. Les quarante photographies que M. Alfred Enke nous offre, excellemment reproduites en typogravure dans toute leur délicatesse, sont autant de tableaux complets, aussi séduisants de ligne que de couleur. Portraits, têtes d'expression, études de clairobscur, paysages surtout, où la poésie des crépuscules ou des clairs de lune, le „flou“ savant de l'exécution, le contraste des effets de lumière, s'ajoutent au charme des sites, forment un choix où non seulement ceux qui pratiquent la photographie, mais encore les simples amateurs et les artistes eux-mêmes trouveront grand plaisir et profit.

Gazette des Beaux-Arts. Chronique. Janvier 1903.

.... Aus seinen sämmtlichen Bildern spricht ein tiefes künstlerisches Geschick und das Bestreben, im Wege der Photographie „Stimmungsbilder“ herzustellen; nach dieser Richtung ist der Künstler viel weiter fortgeschritten, als in seinem zuerst eröffneten Cyklus zu erkennen war. Das, was die vorliegende Collection charakterisirt, ist eine Weichheit der Contouren, die an das „sfumato“ der alten Italiener erinnert.

Ein Porträt des Professors K. in Berlin ist geradezu meisterhaft in Charakteristik und Bildgestaltung und könnte den Modernen als Kronzeuge für die Theorie der „künstlerischen Photographie“ dienen.

Den Landschaften, unter welchen ganz vorzüglich gesehene und gewählte Motive vorliegen, verleiht Enke überall die Signatur seiner Persönlichkeit, und, wenn man sich entweder principiell mit dem sfumato einverstanden erklärt oder das Auge daran gewöhnt, wird man überall mehr als eine Photographie erblicken, eine durch die feinste malerische Empfindung erhöhte Wirklichkeit, wobei er von der Reproductionstechnik in ganz vorzüglicher Weise unterstützt wird.

Unter den Landschaftsskizzen seien erwähnt: „Das Schloss in den Bergen“, „Das Pförtchen“, „Bergpfad in Südtirol“, „Gelände am Comersee“, „Abend am Canal Grande“, „Nächtliche Fahrt“, „Heimkehr von der Alp“.

Gegenüber der früheren Collection bedeutet das vorliegende Werk eine entschiedene Hinneigung zu dem Kanon der modernen Richtung.

Photographische Correspondenz 1902. Dezemberheft.

Das Werk, welches 40 Tafeln enthält, bildet eine Ergänzung zu den vor einigen Jahren erschienenen Lichtbildstudien desselben Künstlers. Es sind Blätter von ausserordentlicher Schönheit: Figuren und Landschaften. Die Wiedergabe ist mustergültig. Die Mappe wird eine prächtige Zierde für den Weihnachtstisch sein.

Photographische Rundschau 1902, Heft 12.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Vor kurzem erschien:

Die Medizin in der klassischen Malerei.

Von

Dr. Eugen Holländer,

Chirurg in Berlin.

Mit 165 in den Text gedruckten Abbildungen. 4. 1903.
Preis geheftet M. 16.—; elegant in Leinwand gebunden M. 18.—

INHALT: Vorwort. — Einleitung. — Die Anatomiegemälde. — Medizinische Gruppenbilder. — Krankheitsdarstellungen. — Innere Medizin. — Chirurgie. — Allegorien. Hospitäler und Wochenstuben. Heiligenbehandlung. — Schlusswort.

In diesem reich ausgestatteten, in vornehmem Gewande sich darbietenden Werke sind mit den Augen des Mediziners alle die Gemälde aus der guten alten Zeit betrachtet worden, die absichtlich oder zufällig medizinisch interessante Dinge zur Anschauung bringen. Ein Hauptinteresse bieten die sogenannten Anatomiegemälde. Es folgen die Krankheitsdarstellungen, unter denen wiederum die zeitgenössischen künstlerischen Niederschläge der verheerenden Volksseuchen, namentlich des Aussatzes, Bedeutung und grossen historischen Wert besitzen. Dann folgt die Lebensschilderung des Arztes sowohl in seiner Behausung als auch auf Konsultationen, wie er vor ernste Aufgaben gestellt ist und auch als überflüssiger Zeuge des Mal d'amour. Dann müssen wir uns bücken, wenn wir hinein wollen in die Barbier- und Badestuben, in denen die kleine Chirurgie betrieben wurde; dort können wir echtes Leben belauschen und fühlen es so warm pulsieren, wie es keine Dichtkunst und keine Historie und keine andere Kunstform uns vergegenwärtigen kann. Zum Schlusse folgen noch einige Betrachtungen über die Heiligenbehandlung des Mittelalters. — Dieses schöne Werk dürfte jedem Arzt, welcher der Kunst und der Kulturgeschichte Interesse entgegenbringt, sowie jedem Kunstfreund und Künstler eine höchst willkommene wertvolle Bereicherung für seine Bibliothek sein.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Vor kurzem erschien:

Die Darstellung des ersten Menschenpaares

in der bildenden Kunst von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage

Von **Josef Kirchner.**

Mit 105 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8. 1903.
Preis geheftet M. 10.60; elegant in Leinwand gebunden M. 12.—

Aus dem Vorwort.

Seit mehr als zwanzig Jahren beschäftigt mich der vorliegende Stoff. Er erschien mir schon viel früher als ein nicht nur in die christliche, sondern auch die profane Kunst tief eingreifender. Bald da, bald dort sah ich ihn auf meinen Wanderfahrten von einem Künstler verkörpert vor mir auftauchen. In den Handbüchern der Kunst, in Museen und Galerien trat er mir entgegen, in Sagen und Legenden; selbst im derbkörnigen Volkslied begegnete ich ihm. —

Das vorliegende Buch erhebt nicht den Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Stoffes, bei dessen riesigem Umfang und der Zerstreutheit der einschlägigen Objekte kann es dies auch gar nicht. Mein Wille war, unparteiisch zu sein, einen Leitfaden dem Kunstfreunde und Kunstjünger an die Hand zu geben zum Verständnis und zur Beurteilung eines der tiefgründigsten Kunstmotive seit den Tagen der Antike. Nicht alles konnte ich, namentlich an Abbildungen, erlangen, was ich wollte, aber ich habe wenigstens versucht, soweit als möglich das Charakteristische herauszugreifen und vorzuführen in Wort und Bild.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien:

ZEUS.

Gedanken über Kunst und Dasein.

Von **einem Deutschen.**

gr. 8. 1904. geheftet M. 3.60; in Leinwand gebunden M. 4.60.

„Zur Einleitung." Anderthalb Jahrzehnte sind verflossen, seit uns Rembrandt, der Niederdeutsche, als Erzieher vorgestellt wurde; seitdem noch andere, vom launigen Höllenbreughel bis zum biederen Flachsmann; auch Moltke. Sie waren dazu mehr oder minder tauglich, jeder auf seine Weise. Bismarck ist, wie es scheint, vom deutschen Volke noch nicht als Erzieher betrachtet worden; wenigstens nicht hinlänglich.

Wir aber wollen uns wenden zum ewig Fortzeugenden, zu Zeus, dem Vater des Dionysos und Apollon, der, wirkend in nie versiegender Schöpferkraft, die Ziele des Daseins durch die Kunst offenbart. Denn in ihr spiegelt sich das Wirken des Weltengeistes auf dieser Erde. Aber auf seine lichte Höhe hat er uns nicht gestellt, sondern auf ein Schlachtfeld, wo der Weg dorthin erstritten werden muss.

Grundriss der Anatomie für Künstler.

Von **M. Duval,**

Professor der Anatomie an der Kunstakademie zu Paris.

Autorisirte deutsche Uebersetzung

herausgegeben von Prof. Dr. med. **F. Neelsen.**

Zweite Auflage bearbeitet von Prof. Dr. **Ernst Gaupp.**

Mit 78 Abbildungen. 8. 1901. geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—

Ein auch von der deutschen Presse warm empfohlener, an verschiedenen Kunstakademien eingeführter Leitfaden, der mit knapper Fassung lebhafte, anregende und leicht verständliche Darstellungsweise verbindet. Die zweite Auflage ist von Herrn Professor Gaupp in Freiburg gründlich durchgesehen und ergänzt worden. Auch wurden sämmtliche Abbildungen nach neu gezeichneten Originalen auf das Sorgfältigste erneuert. Demungeachtet wurde zur Erleichterung der Anschaffung der bisherige, billige Preis eingehalten. Der Grundriss sei allen jungen Künstlern wärmstens empfohlen.

Photographisches Compendium.

Anleitung zur Liebhaberphotographie

unter Berücksichtigung der Anwendung in der Wissenschaft.

Von **Privatdocent Dr. E. Englisch.**

Mit 1 Tafel und 75 Abbildungen. 8. 1902. geh. M. 4.—; in Leinwand geb. M. 5.—

Das mit grosser Sachkenntniss geschriebene Buch enthält neben einer Anleitung zum Erlernen der verschiedenen photographischen Prozesse und zum richtigen Gebrauch der Apparate Einiges über Mikrophotographie, Reproduktionsverfahren, Farbenphotographie u. s. w. Da bei dem Anfänger physikalisch-chemische Kenntnisse nicht vorausgesetzt werden können, so wurde ein kurzer Abriss über Ionentheorie und Gleichgewichtslehre aufgenommen. Um mathematische Ableitungen möglichst zu vermeiden, wurden solche nur in der Lehre von der Perspektive und Tiefe gegeben. Auch die Aesthetik ist berührt. *Photogr. Rundschau 1902. Juliheft.*